

WILL HOFMANN



DER

VERDOPPLER

WW WIEBERS
VERLAG



Slowenien
Kroatien
Viareggio

Serbien
Bulgarien
Griechenland

Türkei

Syrien

Irak

Iran

Afghanistan

Pakistan

Nepal

Bangladesh
Dhaka

Italien

Ägypten

Saudi-Arabien

Israel

Indien

Wiebers Verlag

Will Hofmann, Jahrgang 1949 wurde zum Büchernarr, sobald er mit Buchstaben etwas anfangen konnte. Es blieb nicht beim Lesen, bereits in der Jugend begann er, Kurzgeschichten zu schreiben. Diese Ambitionen wurden kurz unterbrochen durch vierzig Jahre Ausbildung zum Mediziner und Tätigkeit als Arzt. Seine Leidenschaft flammte mit dem Millennium wieder auf, Hofmann veröffentlichte 2011 den Abenteuermond, ein Kindersciencefiction, gefolgt von dem Abenteuermars 2017.

Hofmann ist inspiriert von Edgar Alan Poe, Guy de Maupassant, Stanislaw Lem, Frank Schätzing und vielen anderen, also von den Bereichen Sciencefiction, Grusel, Fantastik. Seine Werke lassen sich trotzdem nicht unbedingt klassischen Genres zuordnen, gehen aber in die Richtung seiner Idole.

So entstanden u. a. »Abenteuermond«, »-mars« und »-Merkur«, drei Kinder-Sciencefiction, »Da läuft was aus«, »Glückwunsch zum Geburtstag, Zombie«, »Götter«, »Million Dollar Boy« und »OKTAN«.

Will Hofmann

Der Verdoppler

Roman

2. überarbeitete Auflage 2020
© 2020 Wiebers Verlag Berlin
<http://wiebers-verlag.de>

Umschlaggestaltung:
Jane Weimann, www.schnittmarke.biz und
Kalle Max Hofmann, www.kallemax.com
Lektorat und Korrektorat: Christoph Ruhland

Herstellung und Druck:
BoD – Books on Demand, Norderstedt
Printed in Germany

ISBN 978-3-942606-74-5

Alle Rechte vorbehalten. Jede Verwendung des Werkes oder seiner
Teile ohne schriftliche Zustimmung des Verlags ist unzulässig.

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie; detaillierte bibliografische Daten sind
im Internet über <http://dnb.dnb.de> abrufbar.

Für Trude

Frl. Doktor: Alles Denkbare wird einmal
gedacht. Jetzt oder in der Zukunft.
Möbius: Was einmal gedacht wurde, kann
nicht mehr zurückgenommen werden.

Friedrich Dürrenmatt, Die Physiker

Italien



Handelnde:

Undici = Italienisch für »Elf«

Elf = Spitzname für »I-1«

I-1 = Abkürzung für »BD-SOZ-I-1«

Elfer = Elfs Gefolgsleute

Konrad Kocher, Ursprungsname, der Erste, der Meister oder Master

KoKo, sein Spitzname

Arthur Spiekenagel, Juwelier und Mitarbeiter Kochers

Lilly, Professionelle

Dipu, Elfs Exfreundin, Bangladescherin

CC = Crumb-Cunningham

Robert Crump, Präsident der Vereinigten Staaten

Walter Cunningham, Geheimdienst-Chef und Vizepräsident

Libertés, Rebellenorganisation der Elfer

OP = Operator

EXT = Mitglied des EXperten-Teams

km 10: Viareggio

Als Kind hatte Undici sein Fahrrad gehasst und die Unnachgiebigkeit seiner Eltern gleich mit. Jetzt war er ihnen dankbar, denn er musste fahren. Zehntausend Kilometer hatte er vor sich, von Italien nach Bangladesch. Geschafft hatte er zehn, ein Tausendstel. Eine Stunde hatte er sich dafür abgestrampelt. Es durfte doch nicht sein, dass ihm davon der Hintern wehtat, noch dazu auf ebener Strecke. Undici wusste, dass er die Apenninen überqueren musste und zwar schon bald. Das konnte heiter werden. Und er musste 62 Jahre alt werden, um erstmals im Leben eine solche körperliche Strapaze auf sich zu nehmen.

Undici hielt an. Was sollte es, niemand hetzte ihn. Eine kleine Verschnaufpause würde ihm gut tun. Nicht nur sein Allerwertester schmerzte und die Waden fühlten sich merkwürdig an, nein, auch die Atemwege brannten. Die frische Nachtluft hatte die Bronchien angeschliffen wie der Wind Felsformationen in der Sahara.

Diese Wüste kannte er. Mehrfach hatte er dort den ›Ersten‹ und die Seinen im Ghetto aufgesucht. Dabei waren ihm Steinstrukturen aufgefallen, die mit ihren geschwungenen Linien eher abstrakten Skulpturen glichen als Gebilden, die durch natürliche Prozesse entstanden waren. Geformt waren sie über Jahrhunderte von unzähligen Sandstürmen. Und so, auf diese Art, schien die Atemluft seiner Schleimhaut zuzusetzen, wollte sie abraspeln – und machte dabei ein pfeifendes Geräusch wie ein Wüstensturm.

Weit war er wirklich nicht gekommen, von seiner Notunterkunft am Lago di Massaciùccoli aus. Der Unterschlupf hätte irgendwo auf der Welt sein können. Doch Undici hatte ein Haus bei Viareggio gewählt und angemietet, aus nostalgischen Gründen. Als Schüler hatte er einmal eine Klassenreise dorthin gemacht. Sein Haus lag etwas abseits des Ortes am einem See, der etwa vier Kilometer Ausdehnung hatte, und war Teil einer ehemaligen Pumpstation. ›Bonifica di Massaciùccoli‹ stand noch in schönen, roten Lettern quer über der Tür und den zwei vergitterten Fenstern.

Ein paar Minuten war es auf einem gewundenen Feldweg am See entlang gegangen, mitten durch Maisfelder. Zu seinem ersten Etappenziel, Massa im Norden, führten gleich zwei vierspurige Straßen, die E80 und die SS1. Aber die waren für ihn als

Radfahrer tabu. Undici war froh, dass wenigstens sein Tablet funktionierte. So konnte er sich die Strecke aussuchen. Möglichkeiten, den Akku aufzuladen, würde er schon finden. Er querte die beiden Schnellstraßen und hatte nun die Wahl, durch den Wald oder durch die schlafende Stadt zur Uferpromenade zu fahren. Er entschied sich für den Wald. So konnte er sich ziemlich sicher sein, nicht gesehen und erkannt zu werden.

An der Promenade war vom Strand fast nichts zu sehen. Kleine Häuser reihten sich aneinander, Restaurants waren darunter und diverse Läden. Einige Gebäude waren heruntergekommen, ein paar zu verkaufen, ›Vendesi‹ stand auf Schildern oder Bannern. Die paar Lücken zum Strand hin waren durch Gebüsch verdeckt. Nur wenige Leute liefen herum und beachteten den einsamen Radler nicht.

Im Mondlicht sah Undici einen Fahrradständer. Dort stellte er sein Vehikel ab, ging ein paar Schritte hin und her in der Hoffnung, das würde Gesäß und Waden guttun. Dann setzte er sich auf den Balken, der als Absperrung für PKWs diente, um ihnen den Zugang zum Waldweg zu verwehren

Das waren also seine ersten zehn Kilometer. Undici nahm ein paar Schluck Wasser aus einer früheren Colaflasche.

Eigentlich hieß er nicht Undici, eigentlich hieß er Elf. Er war der Elfer, der erste Elfer. Doch nicht einmal das stimmte, er war ›I-1‹. Römisch-Eins, Arabisch-Eins. Und das war die Abkürzung von BD-SOZ-I-1. So hieß er wegen seines Einsatzgebiets in Bangladesch. Dipu, die dort lebte, zu der er gerade aufgebrochen war, kannte ihn als Kocher, Konrad Kocher. Seine Mitschüler hatten ihn oft ›KoKo‹ genannt. Doch das war kein niedlicher Spitzname, sie fassten ihn eher als ›Kotz-Kocher‹ auf. Ihm war das schnuppe gewesen. Er hatte keine Freundschaften gehabt und er wollte keine Freundschaften. Menschen waren ihm nicht geheuer, alle Menschen – bis auf eine einzige Ausnahme. Und die war Dipu.

Dipu, die seine Rettung war, und Dipu, die die Menschheit retten konnte. Dipu, von der er nicht wusste, wie sie ihn empfangen würde. Doch an ihr ging kein Weg vorbei. *Sein* Weg ging nicht an ihr vorbei. Auf dem Weg zu ihr machte er bereits nach zehn Kilometern schlapp. Wenigstens hatte er ein Rad mit Tachometer geklaut...

Nachdem Undici die Flasche wieder verstaut hatte, radelte er weiter. Der Weg durch das Wäldchen war steinig und holprig, nach zehn Minuten kam eine Schranke. Im fahlen Licht erkannte Undici die Strandbebauung, etwas großzügiger vielleicht als weiter südlich.

Auch hier kaum eine Menschenseele. Etwas weiter traf er auf maritim anmutende Kleinindustrie, Bootsverkauf und Zubehör, kleine Werften, Reparaturwerkstätten, ein kleiner Jachthafen.

Weiter ging es auf einer großzügig angelegten Uferstraße, zwei Spuren in jeder Richtung, dazu beidseits Parkstreifen. Restaurant reihte sich an Restaurant, Bar an Bar, Laden an Laden. Die Straße wirkte viel feudaler als die Strecke südlich des Hafens, reine Prachtbauten standen hier. Die Bebauung zum Meer hin war aufgelockert, sodass immer wieder ein Blick auf das Wasser zu erhaschen war. Das Brandungsgeräusch begleitete den Radfahrer, der Wind brachte ihm Brisen von Meeresgeruch.

Nach einer Brücke änderte sich das Straßenbild wieder. Hier herrschten schmucke, weiße, meist zweigeschossige Häuser vor. Meine Güte, hatte sich das alles verändert in den vier Jahrzehnten. Undici konnte sich noch erinnern, wie seine Klasse direkt vom Hotel aus an den Strand gerannt war. Der war damals frei zugänglich, weit und breit kein Haus zu sehen. Jetzt war alles zugebaut, der Weg zum Wasser versperrt. Vor allem auf der linken Seite gab es erstaunlich viele Badebetriebe, Bagno Piemonte, Bagno Stella ... fünf Bagnos innerhalb von hundert Metern. Preislisten wiesen die Gebühren für die einzelnen Wellness-Leistungen aus.

Geld, ja das liebe Geld. Undici erinnerte sich daran, wie er vor langer Zeit Spiekenagel verblüfft hatte. Gut zwanzig Jahre mochten das jetzt her sein. Undici rechnet nach. Nein, 25 waren es – 37 Jahre war er alt, damals. Ein Vierteljahrhundert! Die Szene, die sich abgespielt hatte, hatte er noch genau im Kopf.

* * *

Spiekenagel staunte nicht schlecht, als Kocher ihm zwei Zwanzig-Euro-Scheine mit der gleichen Nummer zeigte. Mit seinen Methoden als Juwelier konnte er keinen Unterschied feststellen. Er entnahm seiner Brieftasche einen dritten Schein und verglich ihn mit den beiden anderen. Im Mikroskop fand er aber schnell Unterschiede zwischen seinem echten und den beiden anderen. Diese jedoch waren an den entsprechenden Stellen identisch. Nicht die kleinste Nuance der Farbstärke – nicht einmal die Faserstruktur unterschied sich.

Langsam begriff er. Kocher hatte wieder etwas Neues fertiggebracht. Er konnte Geld vervielfältigen. Er konnte bedrucktes Papier identisch vervielfältigen. Ja, er konnte wohl *alles* vervielfältigen.

Anerkennend schaute der Juwelier zu dem Wissenschaftler auf. Ein Pfiff entglitt seinen Lippen.

Für den Professor war das der Endpunkt eines langen Schaffens. Spiekenagel gab ihm die letzte Gewissheit, dass dieses Experiment gelungen war.

Freilich war es nur ein vorläufiger Endpunkt.

* * *

km 15: Viareggio

Immer noch diese Quälerei, die Schmerzen in den Beinen. Sie begleiteten Undici auch während der Erinnerung an Spiekenagel. Etwas abgelenkt war er wegen einer Feststellung, die ihm während der nächtlichen Fahrt in den Sinn kam. Von seiner Klassenreise vor 46 Jahren hatte er noch ein Bild im Kopf, dass italienische Straßen gesäumt waren von reichlich Reklameschildern. Eines reihte sich an das nächste. Doch das war hier erstaunlicherweise nicht der Fall. Die schienen in dieser schicken Gegend eher verpönt. Doch bei ›Bagno La Salute‹ gab es Werbung für Sonnencreme. Zwei Schönheiten, dunkel gebräunt, auch im Mondlicht erkennbar, mit knappen Slips und gut gefüllten Oberteilen. Die rechte blond, die linke schwarzhaarig. Die erinnerte Undici an Lilly, die zwei Jahre später in sein Leben getreten war.

* * *

Lilly wachte auf, von dem komischen Kauz sacht gestreichelt. Wie lange hatte sie geschlafen? Eine Uhr war nicht im Zimmer, auch kein Kalender. Komisch war es schon, dass sie hier so schnell weggedöst war, das war eigentlich gegen ihre Einstellung. *Den Kunden bedienen und weg* war ihre Devise. Aber der Professor hatte ihr angeboten und sie darum gebeten zu bleiben. Und was war sie plötzlich müde geworden, sie hatte sich eingerollt und war weggeschlummert.

Und Kocher zahlte gut, extrem gut. Das Haus – Luxus pur. Eine alte Villa im Grunewald, Gründerzeit, ergänzt durch viele Jugendstilelemente und -gegenstände. Alles Originale, daran zweifelte sie nicht, wie die Gemälde, die alle Räume reichlich ausschmückten.

Dieses riesige Schlafzimmer mit seinem ausladenden Doppelbett, ausnahmsweise hochmodern, ideale Matratze – für die Arbeit und das Ruhen.

Kocher saß neben Lilly, berührte sie erst sacht, bald heftiger und konnte es anscheinend kaum erwarten, dass sie die Augen öffnete. Sein gieriger Blick verriet ihr, es würde wieder schnell gehen. Das war ihr am liebsten. Nicht dieses ewige Fummeln, auf dem manche standen. Er liebte es oral, das war ihre Spezialität. Ekel? – lange vorbei.

»Komm schon, Lilly!« Dieser Spruch unterstrich Kochers Drang.

»Bin ja schon wach«, brachte sie hervor. »Wie spät ist es denn?«

»Halb elf.« Lilly wunderte sich. War es morgens oder abends? Die Frage musste sie nicht stellen, denn sie sah die dunklen Fenster. Konnte es sein, dass sie fast 24 Stunden durchgeschlafen hatte? Egal, erst mal musste Kocher auf seine Kosten kommen.

»Ich spring ganz schnell unter die Dusche«, sagte sie. Sie wusste, dass der Professor dafür immer noch Zeit hatte. Er wollte ein *sauberes Mädels*, wie er mal sagte. Im Bad standen ihr Lieblings-Duschgel und die Bodylotion bereit. Aufmerksam war er und sorgte schon dafür, dass der Dienst an ihm für sie angenehm war.

Als Lilly mit umgeworfenem, flauschigem Saunatuch zurück ins Schlafzimmer kam, hielt ihr Kocher ein Glas Champagner

entgegen, selbstverständlich ein Ruinart, ihre Liebessorte. Er erleichterte ihr die Arbeit.

Und mit der begann sie unmittelbar nach wenigen Schlucken. Sie wusste, wie sie Kocher schnell dem Höhepunkt entgegen treiben konnte. Er stand vor ihr, sie saß auf der Bettkante.

Kurz vorher sagte er »Stopp.« Das war für sie das Signal, sich aufs Bett zu werfen und die Beine zu spreizen, die Missionsstellung liebte er.

Stöhnen. Lilly stöhnte mit – wenn auch nicht aus eigener Lust, sondern um die seine zu fördern, die schnellen Bewegungen, das Nicht-genug-bekommen-können – bis zur Ekstase.

Dann in Ruhe den Champagner austrinken. Kocher goss nach. Er wusste, sie rauchte gerne eine Zigarette, die gönnte er ihr. »Aus eigener Produktion«, sagte Kocher und grinste dabei schief. »Wie der Champagner«, ergänzte er. Richtig entspannt war er auch *danach* nicht.

»Wie kommt das denn? Ich denke du bist Atomphysiker.«

»Das schon«, gab Kocher zu, »aber ein zweites und drittes Standbein kann ja nicht schaden.«

Lilly trank den Sekt aus – und wurde urplötzlich unglaublich müde.

»Kannst wieder bei mir schlafen«, bot Kocher ihr an. »Aber da war sie schon halb weggetreten.

Konrad Kocher war nicht sexsüchtig. Richtig wichtig war der Trieb nicht für ihn, doch er war ein Mann, er hatte Testosteron, das war ihm klar. Das tat seine Wirkung, deshalb überkamen ihn – ab und an – eben die Gelüste. Die gönnte er sich, sie waren ja auch nicht wirklich schlecht. Und dafür hatte er Lilly: Er ließ sie einfach erscheinen, wenn es so weit war, sie erledigte ihren Job und dann konnte er sie wieder in den ›Standby-Modus‹ versetzen.

Dahin hatte Kocher einen langen Weg zurückgelegt.

* * *

km 25: Viareggio

Nach einer Weile hörte die Bebauung auf, rechter Hand breitete sich ein Wald aus. Undici leuchtete auf seinen Tacho und stellte fest, dass er nochmals zehn Kilometer geschafft hatte. Im gleichen Moment kam es ihm so vor, als übermanne ihn Kraftlosigkeit, nicht nur die Waden, auch die Oberschenkel fühlten sich an, als wären sie gar nicht seine eigenen, sondern irgendein fremdes, komisches Gestänge, das er zwar betätigen konnte, aber eher wie einen Greifarm im Labor.

Was war geschehen, warum hatte er auf den letzten Kilometern davon nichts gemerkt? War es die Erinnerung an Lilly, die ihm solchen Aufschwung gegeben und die Unannehmlichkeiten gelöscht hatte? Er hatte versucht, sich in sie hineinzusetzen, etwas, was ihm früher überhaupt nicht möglich war, worin er sich aber immer häufiger übte – seit er Dipu kennengelernt hatte.

Mit Dipu hatte Elfs Wandlung begonnen und die Beseitigung Spiekenagels hatte endgültig die Weichen gestellt.

Anscheinend hatte die Erinnerung an Spiekenagel nicht die gleiche, energiefördernde Wirkung gehabt wie die an Lilly. Undici hätte vielleicht intensiver an Dipu denken sollen als an seine Sex-Eskapaden, doch hatte er seine Gedanken nicht mehr im Zaum.

Acht Uhr abends war er gestartet, jetzt war es Mitternacht: Vier Stunden für fünfundzwanzig Kilometer, eine Schande eigentlich. Ein Radprofi hätte in dieser Zeit das Sechsfache hingelegt, das Achtfache, vielleicht – aber Profi war er nicht. Und da waren der Feldweg und der Waldweg und ein Umweg am Hafen. Undici war eine sportliche Null, das musste ihm niemand sagen. Konnte er nicht mit sich zufrieden sein? Er konnte es. Doch nun musste er ruhen. Eine Brücke führte über einen ziemlich breiten Fluss. Feudale Häuser standen an seinem Ufer. Und in der Ferne diese Bergketten – mehrere hintereinander, selbst im schwachen Mondlicht schimmerten sie unsympathisch hoch.

Hinter einer niedrigen Mauer mit einem Zaun darauf entdeckte der Radfahrer einen Geräteschuppen. Den besah er sich genauer. Das Rad lehnte er an den Zaun, ein Schloss hatte es nicht. Niemand schloss mehr sein Fahrrad ab, kaum jemand versperr-

te sein Haus. So war es auch hier. Gartengerät und Düngemittel standen in der Hütte herum. Undici breitete seine Isomatte aus, legte sich darauf und deckte sich mit seiner Steppdecke zu. Er knabberte an einem Energieriegel, trank etwas, war müde und ausgelaugt – und konnte nicht einschlafen. Seine Gedanken kreisten um die letzten Ereignisse.

Nach Bangladesch – mit dem Fahrrad? Ja, dem Fahrrad! Das war die Lösung, er ein Bike-Tourist; die Entscheidung war gefallen. Doch leicht gefallen war sie Undici nicht. Ihm, der Ortsveränderungen hasste, der früher jegliche Veränderungen gehasst hatte, musste das widerfahren. Doch erstens war er nicht mehr ganz so starr, zweitens sah er wirklich keine andere Möglichkeit. Und drittens griff er zu einem Trick: Undici redete sich ein, das Konstante der kommenden Monate wäre eben der permanente Wechsel. Den wird jeder Tag gemeinsam haben, von Tagesanbruch bis zur Nachtruhe. Der Trick war für ihn nicht neu. Auch früher hatte sich der Wissenschaftler manch berufsbedingten Ortswechsel so erleichtert. Doch sein vielleicht wichtigstes Beruhigungsmittel war das Taschenmesser, das ihn immer begleitet hatte, von Kindheit an – und auch jetzt. Natürlich war es nicht das ursprüngliche geblieben, es gab wiederholt Verluste, wenn z. B. die Klinge abbrach. Aber das, das er in dieser Notunterkunft vorfand, war nagelneu und er freute sich, dass er beim Möblieren und Bestücken des Unterschlupfs mit dem Notwendigsten auch daran gedacht hatte.

Noch hatte Undici nicht gewusst, wie weit die Strecke, die er vor sich hatte, sein mochte.

In seiner Notwohnung hatte Elf alles Wichtige deponiert. Darunter vor allem ein Palmi und ein zweites als Ersatz. Das Palmi war der Schlüssel zur Macht. Elf hatte es in einer Regalecke auf dem untersten Brett deponiert, in einer schönen Ledertasche. Dort schien es ihm am sichersten – für den Fall, dass sich mal jemand unberechtigt in der Wohnung umsehen sollte. Dummerweise hatte er auch das Ersatz-Gerät darin. Ihm schwante schon nichts Gutes, als er die Tasche hervorholte. Das Leder war komplett verschimmelt, Schimmel wucherte an der Wand, hatte den ganzen unteren Teil des Regals überzogen und es auch in das Behältnis hinein geschafft.

Vorsichtig klaubte Undici die Geräte heraus. Das Leder fasste er nicht gerne an, es war glitschig und schwammig. Während er die kleinen Apparate mit einem Tuch trocken und sauber rieb, war er noch guter Dinge. Eines von ihnen würde es schon tun.

Doch er wurde enttäuscht, es tat sich nichts mehr, nicht einmal die Kontrollanzeigen brachte der Physiker zum Leuchten. Er zerlegte die beiden Palmis in alle Einzelteile, soweit das ging, ohne sie zu beschädigen. Überall Schimmelfäden, das war kaum zu fassen. Undici rieb sie vorsichtig ab, trocknete die Teile behutsam einen ganzen Tag lang an der kräftigen, italienischen Sonne und setzte sie wieder zusammen.

Erfolg hatte er damit nicht. Er stellte über Stunden weitere Rettungsversuche an, zermarterte sich sein Gehirn, was er noch unternehmen könnte – und musste schließlich aufgeben. Undici blieb nichts anderes übrig, als der Tatsache ins Auge sehen: Seine Palmis waren unbrauchbar.

Viele Dauer-Lebensmittel, etwas Kleidung, reichlich Geld, eine Million Euro nämlich, in überwiegend kleinen Scheinen waren weiter oben im Regal deponiert. Dort hatte er auch ein Laptop, ein Tablet und eine Digitalkamera. Das alles war unbehelligt geblieben.

Undici schaute sich auf dem Tablet die Strecke von Viareggio nach Dhaka an: Rund 9.700 Kilometer waren es. Er zeichnete eine grobe Skizze, um sich mit der Geografie vertraut zu machen. Viareggio, den Start, trug er rot ein, Dhaka, das Ziel grün. Wie lange würde er brauchen? Was schaffte man mit dem Rad als sportliche Lusche? Zwanzig Kilometer sollte er packen können. Mit Gepäck – und mit den Bergen. Fünfhundert Tage, das könnte gehen. Eineinhalb Jahre. Falls er es früher schaffte, um so besser.

* * *

Er musste es schaffen. Die Zeit spielte eine untergeordnete Rolle. Elf alleine gegen einen Despoten und seinen leider sehr, sehr fähigen Geheimdienst, der bestimmt nicht seine Finger von Dipu ließ. Wenn er sie nicht verschleppt hatte, dann stand sie mit Sicherheit unter Dauer-Überwachung. Es galt also vorsichtig zu sein. Sein Unternehmen war eine Gleichung mit extrem vielen Unbekannten. Vorsicht auf dem ganzen Weg. Sein Vorteil war zumindest der, dass die S-CIA nicht mit ihm rechnete. Sie gingen dort davon aus, alle ihre Gegner seien vernichtet. Und Dipus Klugheit konnte eine wichtige Rolle spielen, vielleicht die entscheidende.

Mit Hilfe des Palmis musste Undici seine Mitstreiter erwecken. Palmis, das waren die Wundergeräte, die er geschaffen hatte – und gleichzeitig Wunderwaffen. Er musste Verdoppler materialisieren, ein Heer aufbauen und CC die Macht wieder abjagen. Endgültig. Er musste Speicherfelsen absuchen. Hoffentlich gab es noch unzerstörte Sicherheitskopien. Vielleicht sogar vom »Ersten« und den Seinen. Die müsste man dazu bringen, wenigstens gegen den gemeinsamen Feind vorzugehen. Zu allem Weiteren müsste man sich später arrangieren.

CC war das Gespann Crumb-Cunningham. Der Präsident der Vereinigten Staaten namens Robert Crumb – wie der frühere Untergrund-Cartoonist. Sie waren sogar verwandt, der Präsident war sein Enkel. Einen umstrittenen Präsidenten mit ganz ähnlichem Namen hatte es schon einmal gegeben und gewisse Eigenschaften verbanden die beiden.

Das zweite C stand für Cunningham, den Geheimdienst-Chef und jetzigen Vizepräsidenten. Er hatte die Erfolge der Libertés cool gekappt und sich an deren Stelle gesetzt.

Das war der Dritte Weltkrieg, wie Elf ihn nannte. Wenn auch mit ganz anderen Waffen. Und das nach den drei Punischen Kriegen.

* * *

Elf fand seinen Namen nicht mehr passend. Er war ja nicht der eigentliche Elf. Er war hier in Italien, in einer Notunterkunft als Nothelfer. Das kam nur, weil er wieder einmal seine Weitsicht hatte walten lassen. Er beschloss, sich Undici zu nennen, italienisch für die Elf.

Eine kleine Chance sah er gegen CC und all ihre Mitstreiter und die musste er ergreifen. Der erste Schritt dazu war der Kauf eines Fahrrads. Es war zwar Sonntag, aber in Italien hatten viele Geschäfte offen. Mit reichlich Geld in der Tasche machte sich Undici auf, einen Fahrradladen zu suchen. Früh am Morgen zog er los, musste zu Fuß in die Stadt marschieren. Als er über die Ponte di Pisa schritt, fiel ihm gleich der klobige Turm am Kanal auf. An ihn konnte er sich noch aus der Schülerzeit erinnern, sogar der Name fiel ihm wieder ein: Torre Matilda.

Radebrechend fragte er sich durch. Er durfte nicht auffallen. Niemand sollte ihn erkennen. Am liebsten hätte er sich die blaue Sturmhaube aufgesetzt, doch dann hätte man ihn sofort als Liberté identifiziert. Also musste eine Sonnenbrille ausreichen, die Haare verwuschelte er sich. Außerdem schob sich Undici Pfirsichkerne unter die Wangen, so dass er etwas dicklich aussah.

Das Fahrradgeschäft fand er in der Via Capponi, inmitten eines riesigen Parks, nur zwei Häuserreihen vom Meer entfernt.

Undici betrachtete die Schaufenster. Ein robustes Rad musste es sein, eben eines, mit dem er eine lange Tour durchstehen konnte, eines in Richtung Mountain-Bike. Bald entdeckte er ein geeignetes der Marke ZARMA und wollte schon den Laden betreten. Er warf einen Blick auf den Preis: 8.888 Geo las er auf dem Schildchen. Geo, das ›G‹ mit den zwei Querstrichen: €.

Verdammt, die Weltwährung war vor zwei Jahren mit großem Pomp eingeführt worden, seine Euros nützten ihm nichts mehr. Daran hatte er nicht gedacht. Doch Undici ärgerte sich nicht lange. ›Nobody is perfect‹, schoss es ihm durch den Kopf, auch ein Kocher nicht. Nach einer Weile war er sogar froh. Ihm fiel ein weiteres Sprichwort ein: ›Irren ist menschlich‹. Sein Lapsus sicherte ihm den Stand unter Menschen zu – als einer unter seinesgleichen. Der alte Kocher war eher eine Art perfekt funktionierender Roboter auf zellulärer Grundlage gewesen.

Das viele Geld jedenfalls nutzte Undici überhaupt nichts. Beim Umtauschen hätte er sich entlarvt.

Undici wanderte nach Hause, futterte eine Keksdose leer und genehmigte sich ein Nickerchen. Bei Einbruch der Dunkelheit machte er sich auf den Weg, wieder in die Stadt.

Was Undici gar nicht gerne tat, er tat es. In der einbrechenden Nacht stahl er ein Fahrrad. Er würde es für einen guten Zweck gebrauchen. Jeden hätte er fragen können, jeder hätte ihm ein Fahrrad gegeben. Jeder würde ihn als Liberté erkennen. Sein Gesicht war populär wie es populärer nicht sein konnte. Freudestrahlend hätte man ihn unterstützt bei der Beseitigung der Despoten. Doch er würde sich verraten. Und die Anonymität war sein Schutz.

Er fuhr mit seiner Beute zurück zur Pumpstation, etwas wackelig am Anfang. Nach dem Aufsteigen wäre er fast gestürzt. Seit seinem Studium hatte er auf keinem Drahtesel mehr gesessen und auch damals nur sehr sporadisch. Nach diesen wenigen Kilometern klappte es schon recht flüssig, selbst als er am See einen Platz überqueren musste, der so etwas wie eine leer geräumte Abraumhalde war, sandig und von LKW-Spuren übersät.

Am nächsten Tag bepackte Undici sein Vehikel mit allem, was er für notwendig hielt: Taschenlampe, Taschenmesser, Wäsche zum Wechseln, alles kam in eine Sporttasche. Eine Steppdecke rollte er zusammen, ebenso eine Isomatte, die zum Glück vorhanden war, dann die Flasche und das, was er an Verpflegung noch im Schrank vorfand. Es war nicht so einfach, alles sicher auf dem Gepäckträger festzuzurren. Hunderttausend Euro nahm er außerdem mit, ein nicht zu dickes Bündel. Man konnte ja nie wissen – vielleicht würde sich eine Gelegenheit zum Tauschen ergeben. Am späten Abend startete er. Ganz dunkel war es noch nicht, doch auf dem Feld würde ihm sowieso niemand begegnen.

Montag Abend – Montag, das war sein Tag.

Sein erster Tag auf dem Rad oder besser gesagt, die erste Nacht, die Nacht zum Dienstag, dem 20. März. So kaputt Undici auch war, er fand nicht leicht in den Schlaf. Die Matte war hart, das Gesäß war malträtiert, die Beine fühlten sich dumpf an.

Gedanken schossen ihm durch den Kopf: Konnte er es schaffen? Würde er es schaffen? Immerhin waren es fast dreißig Kilometer auf dieser ersten Strecke, mehr als er für eine Durchschnittsetappe veranschlagt hatte. Doch bisher war es flach, die Strapazen würden erst kommen.

Traumbilder mischten sich in die Überlegungen und irgendwann schreckte Undici hoch. War es Hundegebell? Er meinte es noch in seinem Ohr hallen zu hören. Immerhin war er sich jetzt sicher, dass er geschlafen hatte, und fühlte sich gleich hellwach. Vier Uhr, tiefe Dunkelheit. Der Mond war untergegangen.

Undici entschloss sich, weiterzuradeln, bevor ihn hier jemand entdeckte. Er fand einen Wasserhahn und füllte seine Flasche. Dann schob er das Rad auf die Straße und schwang sich auf den Sattel, doch er sprang sofort wieder ab. Ein stechender Schmerz in den Pobacken zwang ihn dazu. Damit hatte er nicht gerechnet. Er schob das Rad und selbst beim Gehen spannte die Haut, als wolle sie aufreißen. Doch nicht nur das Gesäß machte ihm Kummer, auch die Beine schmerzten von den Füßen bis in die Oberschenkel. Muskelkater, wie er ihn lange nicht hatte. Selbst Rücken, Bauch, Schultern und Nacken plagten ihn. Es gab eigentlich kaum eine Stelle, die ihn nicht quälte. Tapfer marschierte Undici weiter, nach einer Weile ging es tatsächlich besser.

Nach einer guten Stunde begann es zu dämmern. »Marina di Pietrasanta« stand durchgestrichen an einem Straßenschild, »Forte dei Marmi« konnte Undici auf dem nächsten Schild zehn Meter weiter lesen. Strand, Palmen und prächtige Häuser. In einem Papierkorb steckte eine zusammengerollte Zeitung. Die legte sich der Unsportliche auf seinen Sattel und setzte sich vorsichtig darauf. Tatsächlich ging es so besser.

Es wurde heller, die Straße wurde belebter. Sonnenbrille auf die Nase. Ein Strohhut, tief in die Stirn gezogen, würde Undicis Anonymität fördern. Doch erst einmal radelte er. Ein neues Schild, Montignoso. Das Straßenbild änderte sich kaum. Weil es gerade so gut lief, strampelte Undici weiter, links das sympathische Meer, rechts die unsympathischen Berge. Marina di Massa tauchte auf, ein winziger Yachthafen, und kurz darauf Marina di Carrara. Das war der Badeort der Stadt des weißen Marmors.

Als Undici dort ankam, tat ihm der Hintern wieder massiv weh, trotz der leichten Polsterung. Er verschnaufte, futterte einige Nüsse aus seinem Vorrat und trank seine Flasche leer. Im

Morgenlicht erkannte er die Hänge des Apennin. Viele von ihnen schimmerten weiß wie Schnee, doch das waren die weltberühmten Marmorsteinbrüche. Hier hatte er noch vor Kurzem *geruht*. Wenn Undici es genau betrachtete, war es sogar sein Ursprungsort – irgendwie seine Heimat.

Er überlegte, ob er sich die Steinbrüche aus der Nähe ansehen sollte. Ein schmaler Weg ging nach Osten ab. Etwas weiter weg erkannte er eine Eisenbahnbrücke, dahinter stieg das Gebirge an, und das waren nicht nur kleine Hügel. Undici nahm Abstand von dieser Idee. Sein Ziel lag in ganz anderer Richtung. Seine Nacht war kurz gewesen, immerhin hatte er an die vierzig Kilometer geschafft – insgesamt. Was sprach gegen eine Ruhepause?

* * *

Berlin, 35 Jahre zuvor

Professor Dr. rer. nat. Konrad Kocher, ja, das war er. Das war sein offizieller akademischer Grad. Er galt als Eigenbrötler. Das konnte ihm nur recht sein. An der Uni erledigte er Industrieaufträge rechtzeitig und zufriedenstellend. Er schaffte es, Gelder aus der Wirtschaft zu requirieren, sei es für die Verbesserung von Autolacken oder Verfeinerung von 3D-Druckern. Doch war der Dekan der Ansicht, Kocher könnte in dieser Hinsicht viel mehr tun für die Uni, und oft genug lag der Vorgesetzte dem Professor damit in den Ohren.

Doch den interessierte das überhaupt nicht. Diese Auftragsarbeiten hasste er, sie hielten ihn von seiner eigentlichen Arbeit ab, für ihn waren sie unnützlich.

Der Dekan hakte oft genug nach, drängelte regelrecht und fragte nach, ob er überhaupt schon einen Finger für das neue Projekt gerührt habe. Natürlich beteuerte Kocher das, doch der Dekan blieb skeptisch – und hatte damit recht. Denn erst in allerletzter Minute widmete sich der Professor der Aufgabe. Dank seiner Erfindungsgabe und Originalität löste er sie verblüffend schnell und genial. Seinen Kollegen und der Universitätsleitung war er trotzdem suspekt, sie ahnten, dass sein Herz an etwas anderem hängen musste.

Obwohl er eine Menge wissenschaftlicher Lorbeeren erntete, kümmerte Kocher sein Erfolg nur in zweiter Linie. War ein Thema abgeschlossen, hatte er kein Interesse, es weiter auszubauen. Dies überließ er anderen. Das Einzige, was er anstrebte, war, durch seine Leistungen weiter am Institut arbeiten zu können.

In die Karten ließ er sich nicht schauen und redete nur das Nötigste.

Reden musste er notgedrungen bei den Lehrveranstaltungen. Wenn sich diese wirklich nicht umgehen ließen, gestaltete er seine Vorlesungen abwechslungsreich, lebendig und anschaulich. Wenn er etwas machte, dann perfekt, so perfekt wie möglich. Seine Veranstaltungen waren gut besucht, ein beliebter Dozent war er trotzdem nicht. So kühl und sachlich – eigentlich unnahbar. Ihn über seine derzeitigen Projekte zu befragen konnten selbst seine Doktoranden bleiben lassen. Tatsächlich wagte es immer wieder mal ein mutiger Student, ihn als Doktorvater zu wählen. Auch sie erhielten ein paar belanglose Worte und abweisendes Gebrummel und verstanden: Die Fragerei war unerwünscht – so wie sie selbst als Person. Auf Sachfragen zum gewählten Thema ging Kocher ein, auf eine sehr trockene Art, höchst akademisch eben.

Kein Wunder, dass über Professor Kochers Arbeit die wildesten Gerüchte im Umlauf waren. Was man auch unternahm, hinter sein Geheimnis zu kommen, es war vergebens. Kocher gab zu Versuchsanordnungen und Geräten Erklärungen, die logisch schienen. Der Neugierige fühlte sich trotzdem an der Nase herumgeführt, und die Apparaturen waren so komplex, dass selbst Fachleute sie nicht bewerten konnten.

Nach und nach war Kocher vielen ein Dorn im Auge. Unter seinen Kollegen gab es keinen, der auch nur annähernd einen persönlichen Draht zu ihm aufbauen konnte. Ein Sonderling. Nicht der einzige im Uni-Betrieb – und doch: ein Sonderling, selbst unter den Sonderlingen. Dadurch, dass er immer wieder Erfolge erzielte und man ihn keiner strafbaren Tätigkeit überführen konnte, hatte er sich trotz alledem fest im Institut etabliert.

* * *

km 42: Strand bei Marina di Carrara

Undici stoppte an einer besonders prächtigen Strandpromenade und schlug einen Zugangsweg zum Ufer ein. Hier fand er einen wunderschönen Sandstrand vor und stellte sein Fahrzeug ab. Der Ständer bohrte sich in den Sand, das Rad kippte um. Undici ließ es liegen, nahm sich seine Decke, breitete sie aus und legte sich darauf.

Müde war er und spürte, dass er wegzudämmern begann, genau wie früher, zu seinen produktivsten Zeiten. Nie suchte er freiwillig die Ruhe, immer arbeitete er bis zum Umfallen, bis zur Erschöpfung.

* * *

Berlin, mehr als 40 Jahre zuvor

Kochers Aufstieg, seine Karriere, waren beispiellos. Als hochbegabter Schüler erregte er Aufmerksamkeit. KoKo nannten ihn die Mitschüler. Konrad Kocher. Oder: der komische Kocher. Und schließlich: Kotz-Kocher.

In Forschungswettbewerben für Jugendliche errang dieser KoKo erste Preise und ein USA-Stipendium. Das trat er widerwillig an, weil er Reisen hasste, Ortsveränderungen überhaupt. Jegliche Veränderung war ihm nicht geheuer, selbst wenn nur der Kaffeelöffel nicht an der richtigen Stelle lag. Doch knüpfte Kocher Kontakte in Amerika, die jahrelang bestehen blieben. Er studierte Physik und Chemie gleichzeitig. Dabei erarbeitete er sich den Lehrstoff fast nebenbei. Von Anfang an beschäftigte er sich mit Fragen, die weit über dem Niveau seines Semesters lagen. Schon vor seinem Examen war man in Fachkreisen auf ihn aufmerksam geworden, und er konnte sich nach dem Abschluss vor Angeboten kaum retten.

Im Studium gehörte KoKo zu den Typen, für die nur die Wissenschaft zählte. Keine Politik, keine Freundschaft und keine Drogen – weder Hasch noch Alkohol. Die Kommilitonen betrachteten ihn teils mit Bewunderung, teils mit Unverständnis.

Nach der Promotion zum Dr. rer. nat. schloss er einen Vertrag an einem Institut für Kernforschung in den USA. Notge-

drungen überwand er sich der Karriere wegen dazu. Nach einigen Jahren fruchtbaren Schaffens kehrte er nach Deutschland zurück. Wieder arbeitete er im nuklearen Bereich, und zwar am Hahn-Meitner-Institut für Kernforschung in Berlin-Wannsee. Auf diesem Gebiet war Kocher zu Hause, dafür hatte er sich schon als Schüler interessiert. Hier sah er eine Herausforderung, während die übrige Physik und Chemie ihm beinahe angeboren schienen.

Ein wichtiger wissenschaftlicher Beitrag Kochers war eine beträchtliche Verkleinerung von Kernfusionsreaktoren. Sie erreichten handliche Abmessungen, die man nie für möglich gehalten hätte, Versuchsanlagen von zuvor Hochhausgröße passten jetzt in ein einziges Laboratorium. Es war die gleiche Entwicklung wie die von schrankgroßen Magnetkernspeichern hin zu den Speicher-Chips der Mikrocomputer.

Dieser Erfolg kam überraschend und schien aus den verborgenen Forschungen des egozentrischen Professors zu stammen. Als er seine Erkenntnisse veröffentlichte, war das positive Echo in der Fachwelt groß. Doch Kocher hatte sie eher widerwillig preisgegeben. Sein Erfolg war ihm nicht gleichgültig wie sonst – nein, er war ihm unangenehm. Denn damit lüftete er die Decke von seinem Geheimnis und jetzt konnte man spekulieren, was er tat. Die grobe Richtung war erkannt, Vermutungen wurden angestellt, Möglichkeiten erwogen, Theorien erdacht.

Kocher war all das peinlich. Er musste mit seiner Erkenntnis herausrücken, damit er am eigenen Projekt weiterarbeiten konnte. Doch ließ man ihn nicht in Ruhe. Ein Fremdkörper wie er musste ausgemerzt werden. Dauernd frustrierte Neugierde schlägt um in Misstrauen, in Ablehnung.

* * *

km 42: Strand bei Marina di Carrara

Undici wurde wach. Dabei formulierte sich in diesem Übergangszustand wie von selbst die Frage: ›Was habe ich wirklich noch mit diesem Kocher gemeinsam?‹ ›Die Gene‹, antwortete er sich selbst und lachte in sich hinein. Doch das Lachen verging ihm, denn die Wangen schmerzten dabei. Verdammte Sonne in Italien und er mit seiner blassen Haut! Im Spiegel im Pumpenhaus war sie ihm noch farbloser vorgekommen als sonst. Er brauchte Sonnencreme und er brauchte einen Hut.

Beides lag nebenan. Ein Pärchen tummelte sich im Wasser, wohl die Besitzer. Dieb war er sowieso, wieso das Verbrechenregister nicht auch noch um Sonnenschutz und Strohhut erweitern?

›Sprach der Scheich zum Emir: Jetzt zahl' mer und dann gehn mir‹, dachte Undici.

Und weiter: ›Sprach der Emir zum Scheich: Geh' mer lieber gleich.‹

Doch dieses Blödelgedicht war noch nicht zu Ende.

›Sprach der Eremit: Nehm' mer noch das Tischtuch mit!‹

Undici brummelte das vor sich hin, schnappte sich neben dem Sonnenschutz auch noch ein Handtuch, hob sein Rad auf und sah zu, dass er sich aus dem Staub machte. Das Handtuch legte er zusammen, packte es sich auf den Sattel und setzte sich darauf. Das war viel besser als die Zeitung.

Bei einer Art Landhaus füllte er seine Flasche an einem Wasserhahn und radelte weiter Richtung La Spezia. Viel weiter kam er nicht, nach zwei Stunden war er vollkommen erschöpft. Es ging zwar nur leicht bergauf, doch Undici bemerkte den Unterschied.

* * *

Berlin, 34 Jahre zuvor

Wie hatten sie sich abgemüht, die lieben Kollegen und der Dekan. Lange gesucht – und dann etwas gefunden! Die Firma Lanxess hatte eine Beschwerde bei der Universität eingereicht. Laut Vertrag sollten Vorschläge unterbreitet werden, mit welchen Additiven bei Kautschuk der Abrieb verringert werden könnte. Diese Aufgabe bekam Kocher zugeschanzt und sein Ergebnis lieferte er eine Woche nach dem vereinbarten Termin ab. Daraufhin zog Lanxess drei Prozent der Vergütung ab – eine äußerst milde Vertragsstrafe.

Dieser nichtige Anlass genügte, dass der Dekan Kocher heftigste Vorwürfe machte, die der Professor als weit hergeholt und ungerechtfertigt empfand. Es kam zu einem Streitgespräch, das eskalierte, und das Wort ›Korinthenkacker‹ war eines der harmloseren Wörter, die dabei fielen.

Am nächsten Tag hatte Kocher die fristlose Kündigung in seinem Fach.

Doch das schien ihn nicht zu stören. Wort- und grußlos räumte er sein Büro und sein Labor. Keineswegs war er gebrochen, den Gefallen tat er der Leitung nicht. Nicht einmal das Arbeitsgericht schaltete er ein. Das verblüffte den Dekan, denn ihm war klar, dass jeder Richter die fristlose Kündigung in eine fristgerechte umgewandelte hätte, schlimmstenfalls hätte er sie sogar aufgehoben. Auf jeden Fall wäre eine erhebliche Abfindung zu zahlen gewesen. Der Verzicht auf den Rechtsweg wurmte den Dekan mehr als jedes noch so zähe Verfahren.

Sang- und klanglos verließ Konrad Kocher den Universitätsbetrieb. Das wunderte alle, die mit ihm zu tun hatten, umso mehr, da sie wussten, wie er arbeitete.

Er arbeitete nämlich wie besessen. Er kam meist um sechs Uhr morgens, lange vor dem offiziellen Dienstbeginn, und ging selten vor 22 Uhr nach Hause. Ein Privatleben kannte er nicht. Er war Junggeselle; hatte an nichts Interesse als an seiner Arbeit. Und die musste gleichförmig verlaufen, alles hatte an seiner Stelle zu sein, Kocher hasste Veränderungen. Alles musste zu seiner Zeit passieren. Besprechungen hatten gefälligst immer zur gleichen Uhrzeit stattzufinden. Er konnte sich tierisch aufregen, wenn jemand Dinge ohne Absprache an neue Plätze räumte. Einen Riesenstreit gab es mit einem Assistenten, der

meinte, den Schreibtisch aufräumen zu müssen. Danach hatte der Professor einen erweiterten Spitznamen: KoBroKo – Kotzbrockenkocher.

Die Kündigung hätte ihm auch zu schaffen machen müssen, weil sie immerhin einen eklatanten Eingriff in die tägliche Routine darstellte. Auf der anderen Seite – als angesehener Wissenschaftler hätte er sich in den USA oder sonst wo einstellen lassen können.

Er wohnte in einer Grunewald-Villa, Kocher hatte sie geerbt. Der Professor wusste, dass man von einer umfassenden Bibliothek und einem vorzüglichen Labor munkelte. Wenige waren es, die ihn dort einmal hatten besuchen dürfen und berichten konnten.

Kocher war ein Arbeitstier, wie es im Buche steht, nimmermüde. Eines Tages hatte er Luftmatratze und Schlafsack mit ins Institut gebracht. Wenn sich der Nachhauseweg in der Nacht nicht mehr lohnte, legte er sich in seinem Arbeitszimmer zwei bis drei Stunden aufs Ohr. Oft genug kam es vor, dass er die ganze Nacht durcharbeitete.

Seine einzige Leidenschaft war Geschwindigkeit. Kocher fuhr Flitzer, mit denen er sich kaum an Geschwindigkeitsbeschränkungen hielt. Da er zu ungewöhnlichen Zeiten fuhr, geriet er selten in Polizeikontrollen. Doch die schnellen Wagen waren eher Mittel zum Zweck, Kocher wollte für die fünfzehn Kilometer Weg von und zur Arbeit wenig Zeit verschwenden und jede Minute war ihm kostbar. Er besaß zwei Porsches – für den Fall einer Panne.

* * *

km 60: Sarzana

Und hier schlich Undici nun mit einem Fahrrad entlang...

Die nächste Stadt war Sarzana. Vor dem Ortseingang entdeckte der Radler rechts der Straße eine Bootshandlung, dort könnte er einen Unterschlupf finden. Er radelte zunächst ein kleines Stück weiter. Vor einer Autowaschanlage ging ein Feldweg nach links, den schlug er ein. Dort kam er bald an einen kleinen idyllischen

See. Er setzte sich ans Ufer, trank Wasser, aß Nüsse und Energieregeln und wartet die Dunkelheit ab.

Nun, sechzig Kilometer hatte Undici geschafft. Er dachte, damit konnte er zufrieden sein.

Um 21 Uhr war es so weit. Der Radfahrer schob sein Vehikel zurück und lehnte es an eine Mauer. Dann schleppte er seine paar Habseligkeiten zur Bootshandlung. Ein Kajütboot schien ihm geeignet und der Mann machte es sich so bequem wie möglich darin. Po und Gesicht brannten wie irre. Die Sonnencreme brachte nur im ersten Moment Linderung, so lange sie etwas kühlte. Undici stand nochmals auf und schlich zum nahen Wohnhaus. Das Gartentor war offen, einen Wasserhahn fand er schnell. Zum Glück schien niemand das Geräusch des plätschernden Nass' zu bemerken. Der Geplagte wusch sich das Gesicht und füllte seine Flasche.

Zurück im Boot, im Liegen, spürte er unter seiner Isomatte die Härte der Planken. Lose Polster für die Sitze fand er leider nicht. Also musste er sehen, dass er auch so zur Ruhe kam.

Und wieder schweiften seine Gedanken weit in die Vergangenheit zurück, in Welten, die so weit entfernt lagen und doch der Keim all der mannigfaltigen Veränderungen waren.

* * *

Berlin, 34 Jahre zuvor

Nein, die einzige Leidenschaft war sie nicht, die Geschwindigkeit, die andere war das Schachspiel. Und die begann in seiner Kindheit, er lernte die Regeln zusammen mit Lesen und den Grundrechenarten, das war ein gutes Jahr vor dem Schulbesuch. Doch mit dem Studium beendete er das Spielen, ohne gute Gegner war der Wettkampf langweilig. Er konnte fast bildlich voraussehen, wie sein Gegenüber reagieren würde und war ihm gedanklich immer um viele Züge voraus. Sein Interesse erlosch, weil das Spiel keine Herausforderung mehr für ihn darstellte. Um tiefer einzusteigen, in Schach-Ligen beispielsweise, fehlte ihm die Zeit.

Doch das Vorausplanen und das Vorausdenken blieben wesentliche Charakterzüge Kochers.

Der Forscher ließ sich bei seinem Rausschmiss kaum etwas anmerken und wehrte sich nicht dagegen. Die Erklärung für dieses Verhalten schien, dass Kocher sofort Rufe von verschiedenen Universitäten erhielt. Er lehnte aber allesamt ab und war verschwunden von der wissenschaftlichen Bildfläche.

Er saß in seinem Haus, selten wurde er außerhalb gesehen. Sollte er etwa in seinem eigenen Laboratorium weiterarbeiten? Er konnte dort unmöglich mit nuklearen Prozessen experimentieren. Er hatte zwar die Anlagen wesentlich verkleinert, aber nicht so, dass man sie in einem Privathaus hätte unterbringen können.

Oder doch?

* * *

km 60: Sarzana

Der Mittwochmorgen begann nicht besser als der davor. Undici kam sich vor wie durchgeprügelt, als er aufstand. Die Straßenslaternen spendeten etwas Licht, das reichte, da Undicis Augen an die Dunkelheit gewöhnt waren. Er stand auf mit Ächzen und Stöhnen und lief ein paar Schritte in die Seitenstraßen hinein. Schicke Einfamilienhäuser standen hier. Bei einem getraute er sich, das Garagentor vorsichtig zu öffnen. Es klappte lautlos, Undici hatte Glück. In einem Regal standen Konservendosen, haltbare Milch, Mineralwasser, Wein und andere Vorräte.

Undici holte einige seiner Habseligkeiten und schloss sein Tablet an eine Steckdose an. Dann trank er einen Liter Milch, öffnete eine Raviolidose, die er kalt leerte, und futterte noch einen Käse.

Gut gesättigt besah er sich seine Strecke. Leicht entsetzt stellte er fest, dass er bereits ein bisschen zu weit gefahren war. Vor gut einem Kilometer hätte er sich rechts halten müssen in Richtung Fivizzano. Das lag schon mitten in den Bergen und es würde hart werden.

Undici stöpselte das Tablet ab, der Akku war fast voll, er packte seine Sachen sowie etwas Vorrat an Lebensmitteln und radelte zurück. Ganz leicht bergab – wie angenehm. Den Abzweig nach Fivizzano durfte er nicht verpassen, das hätte ihm

einen neuen Umweg eingebracht. Doch er fand ihn mühelos und bog in Richtung der Berge ab.

* * *

Berlin, 33 Jahre zuvor

Sehr angenehm war es auch damals, vor nunmehr 33 Jahren. Zarte neunundzwanzig war er gewesen.

Kocher hatte es geschafft, die praktische Nutzenanwendung aus der Einstein'schen Formel $E=mc^2$ zu ziehen. Mit dieser Formel hatte der große Denker bewiesen, dass in jeder Materie eine ungeheure Energie steckt – nämlich die Masse multipliziert mit dem Quadrat der Lichtgeschwindigkeit, und die beträgt 300.000 km pro Sekunde. Generationen von Nuklearphysikern hatten es nicht erreicht, diese Energie annähernd zu nutzen. Ganz ausschöpfen konnte auch Kocher den Idealbetrag nicht, er kam ihm aber beträchtlich nahe.

Hätte er seine Ergebnisse veröffentlicht, wären mit einem Schlag sämtliche Energieprobleme gelöst worden. Ein Kilogramm jeden beliebigen Materials hätte ausgereicht, die ganze Erde für Stunden mit Energie zu beliefern.

Kocher nutzte seine Entdeckung, die ihm weitere Schritte ermöglichte, nur selbst.

Er konnte jetzt mit beliebigen Mengen an Energie weiterarbeiten. Seinen nächsten Teilerfolg erreichte er noch im Institut: die Zerlegung jeder beliebigen Materie in ihre einzelnen Atombestandteile. Keine Materie konnte dieses Inferno von geballten rasenden Kernteilchen, unvorstellbaren Strahlenmengen und wahnwitziger Energie unter Kontrolle halten. Kocher entwickelte dazu spezielle energetische Felder. Sollte eins davon versagen, würde die Erde im Bruchteil einer Sekunde in einer Art Atomexplosion zerbersten – oder zu einem schwarzen Loch implodieren.

Mit den energetischen Feldern erreichte Kocher zusätzlich, dass er atomare Reaktionen auf einem beliebig kleinen Raum ablaufen lassen konnte. Als man ihn feuerte, benötigte er für seine Experimente nur den Platz eines gewöhnlichen Wohnzimmerschranks.

Mit diesem Forschungsstand verließ Kocher die Universität. Er hatte genügend finanzielle Mittel und konnte ohne Unterstützung weiterarbeiten. Bald würde er sich aller finanziellen Sorgen entledigen können, das wusste er. Und wenige Monate später hatte er dieses Ziel erreicht.

* * *

km 72: La Vagina

Umso weiter war Undici hier von seinem Ziel entfernt und langsam kamen die Strapazen. Es ging zunehmend bergauf, hoch in die Apenninen. Fünf Kilometer quälte er sich mit Treten und Undici hatte das Gefühl, keine Luft mehr zu bekommen.

Er konnte nicht mehr und stieg ab. Schieben war etwas angenehmer für seinen geschundenen Körper, doch Spaß machte das alles nicht. Es blieb ihm aber nichts anderes übrig. Caniparola durchquerte er und hatte kaum Augen für die schönen, in rot gehaltenen herrschaftlichen Häuser in der Stadtmitte, genauso wenig wie für die wuchtigen Befestigungsmauern in Fosdinova. Obwohl er vollkommen ausgelaugt war, schleppte er sich noch ein Stückchen weiter bergan.

Nach dem Ort stieg er nochmals auf sein Gefährt, doch bald gab er endgültig auf. Er schob, bis es dämmerte. Dann suchte er eine Möglichkeit, sich zu verstecken und auszuruhen. Ein bisschen ging die Straße sogar wieder bergab, der Radler radelte ein Stück, bis zu einem Wegweiser ›La Vagina‹. Undici war irritiert. Ein Ort namens Scheide? Warum eigentlich nicht? Es gab ja nicht nur *die* Scheide, sondern beispielsweise auch Schwert- oder Messerscheiden.

Jedenfalls bog er in diese Richtung ein, fand bald ein großes, weißes Haus mit einem geräumigen Geräteschuppen. Ein paar leere Säcke lagen herum. Undici baute sich ein kleines Lager, legte sich darauf und schlief sofort ein. Und das nach dreizehn Kilometern!

* * *

Der Professor konnte nicht mehr nur die Materie zerlegen in Quarks, Leptonen und Gluonen; ein Brei aus diesen Nuklearteilchen waberte in einem energetischen Reagenzglas. Kocher war imstande, daraus Protonen, Elektronen und Neutronen zusammenzusetzen und damit jedes beliebige Element herzustellen. Er brauchte keine kilometergroße CERN-Anlage, um seinen Atomen mit den Higgs-Bosonen die Masse einzuhauchen. Er baute durch ein komplexes System von Sendern und spezifisch angeordneten Antennengeflechten innerhalb der schwirrenden Kernteilchen ein elektromagnetisches Mikrofeld auf, an dessen Knotenpunkten sich die gewünschten Elemente herauskristallisierten. Dieses Ergebnis war der entscheidende Schritt in Kochers Arbeit. Er war ein Wendepunkt sowohl in seinen Forschungen als auch in seiner Arbeitsweise.

Der Wissenschaftler benötigte diese Errungenschaften für seine weiteren Vorhaben. Er ging daran, den Erfolg auszuschlachten. Für ihn war er nämlich nicht mehr als ein Teilerfolg.

* * *

km 114: Cerreto dell'Alpi und km 120: Ceravezza

Mittags weckten Kinderstimmen den Reisenden. Die Kids kamen wohl aus der Schule zurück und würden sich gleich an den Mittagstisch setzen. Auch Elf verspürte Hunger. Er leerte eine Tüte Nüsse, schlich aus seiner Unterkunft und schnappte sich sein Rad. Wieso hier in den Bergen nicht auch tags radeln, wer sollte ihn schon erkennen? Nur in den Ortschaften sollte er aufpassen, öfters mal das Gesicht abwenden, wenn ihm Leute begegneten.

Gedacht – getan. Allerdings traf ›radeln‹ nicht unbedingt zu. Es ging doch eher schiebend bergan. Irgendwann hatte Undici Fivizzano erreicht, 320 Meter über dem Meer. Kein Hochgebirge, doch es reichte dem strapazierten Radwanderer.

Am Donnerstag schaffte Undici nicht viel mehr, er übernachtete in einem Wäldchen in der Nähe von Cerreto dell'Alpi. Alpen

waren das zwar nicht hier, doch Undici war es genug. Freitag erreichte er Ceravezza. Als er sich die Strecke auf dem Tablet ansah, war er sogar ein bisschen stolz; es waren insgesamt 120 Kilometer. Und dazu fühlte sich der Radler nicht mehr ganz so erledigt nach der heutigen Etappe.

Seine Gedanken schweiften einerseits zurück in die Vergangenheit und beschäftigten sich andererseits mit seiner momentanen Situation. Und Undici begann, konkretere Pläne für sein Unternehmen, das vor ihm lag, zu entwickeln. Die Radtour war vielleicht gar nicht mal so schlecht, mochte sie ihn auch noch so plagen. Er konnte sein Vorhaben in aller Ruhe reifen lassen.

* * *

Berlin, 32 Jahre zuvor

Natürlich konnte er jetzt Gold herstellen. Aber er hatte nicht mehr die Zeit, es selbst zu verkaufen. Er brauchte Helfer, ohne dass er sich verdächtig machen durfte.

Seinen ersten Mitarbeiter fand Konrad Kocher in einer Zeitungsanzeige. Der Juwelier Arthur Spiekenagel suchte einen Teilhaber. Kocher nahm Verbindung zu ihm auf und merkte schnell, dass das der richtige Mann war. Ein Mann mit ausgezeichneten Sachkenntnissen und ungewöhnlichem kaufmännischen Geschick. Trotzdem war auch ihm ein geschäftlicher Rückschlag nicht erspart geblieben und er sah sich gezwungen, sich nach einem Kompagnon umzusehen.

Kocher bot ihm an, Gold zu liefern. Er deutete ominöse Bezugsquellen an und garantierte Spiekenagel, dass er auf jeden Fall gedeckt wäre. Spiekenagel stimmte nach einigen Tagen Bedenkzeit zu und es wurde ein simpler Vertrag geschlossen. Kocher musste Gold liefern und Spiekenagel sollte es verkaufen. Der Erlös ging zu achtzig Prozent an den Professor, zu zwanzig an den Juwelier.

Das Geschäft klappte reibungslos. Kocher und Spiekenagel verstanden sich immer besser. So weit man das sagen konnte. Der Juwelier bemerkte die Merkwürdigkeit des Professors schon bei der ersten Begegnung. Wie er sprach, wie er sich be-

wegte, das war einfach eigenartig. Spiekenagel konnte das Verhalten nicht richtig zuordnen. Wenn Kocher redete, klang das wohlüberlegt, perfekt ausformuliert. Doch es klang nicht nach Rede, es klang eher wie ein vorgelesenes Schriftstück. Dabei bewegte der Professor sich kaum. Arme und Hände blieben ruhig. Sie waren Werkzeuge für ihn, die er nur betätigte, wenn er sie benötigte, sie waren kein Mittel zur Kommunikation. Genauso steif blieb sein Gesicht.

Unwillkürlich stellte der Juwelier sich vor, was denn Kocher in einem Land machen würde, dessen Sprache er nicht kannte. Dem schien es doch unmöglich zu sein, mal nur ›mit Händen und Füßen‹ zu reden.

Doch Spiekenagel sah auch Vorteile. Zusammenarbeit auf sachlicher Ebene, keine Gefühlsduselei, keine emotionalen Verstrickungen wie bei seinem letzten Partner, soweit man den überhaupt Partner nennen konnte.

Kocher produzierte unermüdlich Gold und Spiekenagel wunderte sich einstweilen, woher alles kam. So fragte er eines Tages danach und Kocher gestand ihm ohne jegliche Regung, dass er Kernforscher sei und eine Methode entwickelt hatte, es herzustellen. Nicht einmal ein gewisser Stolz schwang mit.

Spiekenagel war beeindruckt. »Soviel ich weiß«, sagte er, »ist das noch niemandem gelungen. Da haben sich doch im Mittelalter die Alchemisten die Zähne dran ausgebissen. Einige wurden hingerichtet, weil sie behauptet hatten, sie könnten das. Der Herrscher war dann frustriert, wenn es nicht klappte. Nur einer hat dabei entdeckt, wie man Porzellan herstellt. Das konnten bis dahin nur die Chinesen.«

»Beachtlich«, entgegnete Kocher, »scheint ja doch so, als hätten Sie ein bisschen Ahnung von Chemie.«

»Ach, das kommt noch aus der Berufsschulzeit. Wir hatten auch einen Grundkurs im Goldschmieden und da wurden uns solche historischen Anekdoten erzählt.«

»Und wer war dieser Alchemist?«, hakte Kocher nach.

»Keine Ahnung«, gestand Spiekenagel, »für die Namen habe ich mich nicht sonderlich interessiert.«

»Es war Johann Friedrich Böttger«, klärte der Professor ihn auf. »1708 ist das Kunststück gelungen, das erste Hartporzellan in Europa herzustellen. 1710 entstand daraus die erste europäische Porzellanmanufaktur in Meißen, das berühmte Meißner

Porzellan. Neun Jahre später ist er dann gestorben. Hat sich mit giftigen Substanzen umgebracht, weil er weiter versuchte, Gold herzustellen.«

»Uff, was Sie alles wissen«, sagte Spiekenagel anerkennend. »Scheint ja gar nicht ungefährlich zu sein, Ihr Beruf.«

»Nun, heute ist man ja viel weiter«, wiegelte Kocher ab.

Von der Möglichkeit einer atomaren Implosion der gesamten Erde sagte er lieber nichts.

Spiekenagel fügte hinzu, von Physik verstünde er wirklich nicht viel, aber alle Wissenschaften machten ja ungeheure Fortschritte.

Weiter schien er sich zur Erleichterung Kochers nicht dafür zu interessieren, im Gegenteil. Das war das, was Kocher an seinem Kompagnon schätzte. Er hielt sich an die Vereinbarung und versuchte erst gar nicht, eine Art ›persönliche‹ Beziehung aufzubauen. Der Professor konnte sich nicht vorstellen, wieso die Leute um ihn herum so viel Gewese daraus machten. Menschen waren doch eher dazu da, sich gegenseitig zu nerven. Er konnte nie beobachten, dass irgendeine Beziehung – sei sie erotisch, sei sie familiär oder einfach freundschaftlich – zu größerer Freiheit, zu größerer Zufriedenheit, zu mehr Entfaltung geführt hätte. Das genaue Gegenteil beobachtete er. Die ›Verbundenen‹ schränkten sich gegenseitig ein, sie regten sich übereinander auf und behinderten sich in ihrer Freiheit, Zufriedenheit und Entfaltung.

Arthur Spiekenagel war da anders. Kocher wusste nicht, wie er zu Beziehungen stand, ob er welche hatte. Er sprach zumindest nicht darüber und dem Professor war es gleichgültig. Seine Fragen waren angenehm sachlich, so wie diese, mit der der Juwelier das Gespräch fortführte:

»Am Anfang unsrer Zusammenarbeit, das muss ich ehrlich zugeben«, gab Spiekenagel ehrlich zu, »hatte ich angenommen, dass das Diebesgut ist, was ich da verhehle. Ein paar Wochen später hatte ich das zwar nicht mehr gedacht, weil ich nirgends etwas über nennenswerte Golddiebstähle las. So ist mir aber bedeutend wohler.«

Dass das Gold künstlich hergestellt wurde, schien ihm nicht ungesetzlich zu sein und Kocher bestätigte seine Vermutung. Ein Jurist hätte möglicherweise etwas anderes erzählt, wenn es auch noch gar keine speziellen Gesetze gab. Doch vergleichbar ist die Herstellung von Gold mit dem Heben von Bodenschät-

zen und daran verdient der Staat auf jeden Fall mit oder vergibt entsprechende Lizenzen.

Der Juwelier baute nach und nach ein komplexes Vertriebssystem auf. Er lieferte Gold zu den verschiedensten Zwecken in alle Welt. Das blieb nicht ohne Rückwirkung. Der Goldpreis begann zu sinken und in verschiedenen Kreisen wurde man aufmerksam auf die Goldschwemme. Zum Glück waren Spiekengels logistische Strukturen so umfangreich und verzweigt, dass auf ihn noch lange kein Verdacht fiel. Aber es konnte gefährlich werden, unbefangen weiter Gold auf den Weltmarkt zu werfen.

* * *

km 140: Castelnovo

Und es ging noch weiter bergan auf sechshundert Höhenmeter bis Castelnovo ne' Monti. Undici schaffte es, überwiegend in den Pedalen zu bleiben und sich an die Strampelei zu gewöhnen.

Und er blieb Dieb, vorübergehend. Undici klaute Lebensmittel und alles, was er auf seiner Tour benötigte. Immer wieder schlich er nachts in Garagen und Gartenhäuschen, die meisten standen offen. Vor Dieben brauchte sich eigentlich niemand mehr schützen, jeder hatte ja alles. Jeder bis auf Undici, der dies ermöglicht hatte ... genauer gesagt: Der Erste hatte das zuwege gebracht.

In einer Garage fand er Dinge, die sein Herz beehrte. Der Besitzer war wohl ein Kollege: Radtourist. Packtaschen, Schlafsack, Teleskopstöcke und eine wasserfeste Plane. Elf bediente sich, eine Taschenlampe und Isomatte ließ er liegen, da er die schon hatte. Und er schrieb groß auf einen Zettel: »Sorry – Scusa«.

Undici radelte überwiegend nachts, zumindest am Anfang. Er schlief irgendwo. Musste er unter Menschen, schob er sich Holz-Halbkugeln unter die Wangen. Die hatte er sich inzwischen während einer Rast geschnitzt. Damit wirkte er dicklich, überzeugender als mit den Pfirsichkernen. Sie veränderten auch seine Stimme etwas. Die Haare wucherten, der Bart verwilderte. Die Haut blieb rot, wie verbrannt – auch mit Hut, aber sie schmerzte nicht mehr. Mit geklauter Wäsche gab sich Undici bewusst verwegen, ein bisschen verrückt. Anfangs schauten ihn

die Leute noch zweifelnd an, schienen zu überlegen, ob er ein übrig gebliebener Liberté sein konnte. Später entdeckte er keinen Zweifel mehr in den Gesichtern.

Wahnsinn. Nach Castelnovo gab es nur noch leichte Steigungen. Fast genauso oft ging es auch leicht bergab. In dieser Stadt mit einem kleinen Kastell hatte Undici jetzt hundertvierzig Kilometer hinter sich gebracht. Es ging wesentlich besser als in den ersten Tagen. Nach Felina überwogen schließlich die Abwärtsstrecken. Jetzt kam der Radler richtig zügig voran.

* * *

Berlin, 30 Jahre zuvor

»Mein lieber Professor«, kam Spiekenagel eines Abends auf Kocher zu, »ich sehe da ein kleines Problem auf uns zukommen.« Das ›lieber Professor‹ kam nicht von Ungefähr. Der Juwelier wollte einfach einmal austesten, wie sein Partner auf eine solch persönliche Anrede reagieren würde.

»So, und welches?« Das war die sachliche Frage. Wie immer reagierte Konrad Kocher überhaupt nicht emotional; mit keiner Regung gab er zu erkennen, dass ihn diese Ansprache irritierte.

»Lesen Sie Zeitung?«

»Wenn ich ehrlich sein soll, das meiste sind doch nur Belanglosigkeiten, die mich nicht im geringsten interessieren. Da müssen Sie mir schon mit dem American Journal of Physics kommen.« Eine typische Kocher-Antwort. Ihm war die ungewöhnliche Ansprache nicht entgangen. Er begann, sie zu analysieren, nebenher, neben dem Gespräch, das stattfand. Manche Leute sprachen sich so an. Leute, die sich ›näher stehen‹. Wollte Spiekenagel damit ausdrücken, dass er ihm nahe stand? Hatte er sich dabei etwas gedacht? Oder war das nur ›dahergesagt‹?

Kocher konnte sich die Fragen nicht beantworten und er entschied, während sein Partner weiterredete, seine Gedankenspiele aufgrund der Unwichtigkeit des Vorgangs einzustellen.

»Na ja«, führte Spiekenagel gedehnt aus, »in den Wirtschaftsteilen berichten aufmerksame Fachjournalisten, dass der Goldpreis sinkt. Einige vermuten, dass irgendwoher Goldreserven

auf den Markt geworfen werden, wenn auch die Quellen bisher unbekannt seien. Russland oder China sind im Gespräch. Ich fürchte, wir müssen uns was einfallen lassen.«

Das sah Kocher sofort ein. Und Spiekenagel hatte auch schon eine Idee.

»Können Sie eigentlich nur Gold herstellen?«, fragte er seinen Partner.

»Natürlich nicht, ich bin in der Lage, jedes beliebige Element zu erzeugen. Ich ging davon aus, dass man mit Gold die besten Chancen hätte.«

»Das ist ja auch grundsätzlich richtig«, gab Spiekenagel zu. »Aber bei unserem Umfang fällt es eben doch auf.«

Kocher und Spiekenagel mussten nicht mehr lange beraten. Sofort gingen sie dazu über, Silber und Platin zu verkaufen. Spiekenagel baute den Handel weiter aus zu einem umfangreichen Rohstoffkonzern. Jeder Grundstoff, der sich finanziell lohnte, wurde hergestellt: von Aluminium, Blei, Chrom über Eisen, Kupfer, Nickel, Osmium, Titan und Wolfram, die so genannten Seltenen Erden bis hin zu Zink und Zinn. Viele der Spurenelemente waren in der Computer- und Handy-Industrie heiß begehrt. Bis dahin hatte China das Sagen auf dem Weltmarkt, aber an dieser Vormachtstellung begann das Duo zu rütteln.

Auch Nichtmetalle wie Schwefel, Phosphor und Gase wurden verkauft. Spiekenagel musste sie nicht einmal unter Preis anbieten, im Gegenteil, er konnte wegen der chemischen Reinheit höhere Gewinne erzielen.

Das Unternehmen nahm nach und nach riesige Ausmaße an, Kocher konnte längst nicht mehr in seiner Villa produzieren und Spiekenagel baute einen Werkskomplex auf. Er verstand zwar nicht, weshalb Kocher seine Entdeckung nicht der Allgemeinheit zur Verfügung stellte und keine Patente anmeldete, nahm aber an, sein Partner sei auf seine eigene Bereicherung aus. Ihm sollte das recht sein, solange er selbst daran teilhatte.

* * *

km 180: Reggio Emilia

Reggio Emilia lag vierzig Kilometer entfernt. Undici schaffte die Strecke an einem Tag. Eine gute Woche war um, mit dem heutigen Dienstag hatte er 180 Kilometer hinter sich gebracht – zwei hoch zwei mal drei hoch zwei mal fünf rechnete der Wissenschaftler für sich um. Die Stadt lag am Rande der weiten Po-Ebene. Von nun an würde es keine ernstzunehmenden Steigungen mehr geben – vorerst wenigstens.

In dieser Stadt legte der Radler seine kalkulierte Tagscheu ab. Sah er sich in einer Fensterscheibe gespiegelt, erinnerte nichts mehr an den alten ›Elf‹. In dieser prächtigen Stadt ging es ihm besonders gegen den Strich, dass er im Moment sein Leben als Kleinkrimineller fristen musste. An der Kirche San Prospero entdeckte er einen Straßenmusikanten, der Gitarre spielte und dazu sang. Undici war verblüfft, wie die Geo-Stücke nur so in dessen Hut klimperten.

Für ihn als Jugendlichen war es eine Zeitlang eine Herausforderung gewesen, Mundharmonika zu spielen, eine kurze Zeit allerdings nur. Irgendwann hatte er so ein kleines Instrument geschenkt bekommen. Man blies hinein und drei, vier oder fünf Töne erklangen gleichzeitig, ebenso beim Lufteinziehen. Doch bald hatte er heraus, dass er mit der Zunge einen Teil der Löcher abdecken konnte, so dass nur noch ein einziger Ton sauber erklang. Ließ er drei Töne erklingen, dann bildeten die meist einen Akkord, zumindest beim Blasen. Unterricht nahm er nicht, doch sein Ehrgeiz führte schnell dazu, dass er sich ein kleines Repertoire an Stücken zulegte. Alles was ihm gefiel probierte er aus, Volkslieder, Blues, einiges von den Beatles und Michael Jackson. Seinen Eltern zumindest gefiel das, was er spielte.

Doch Konrads Begeisterung hielt nicht lange an, Naturwissenschaften waren ihm wichtiger. Seine Mundharmonika hatte er seit dem Studium nicht mehr angerührt.

* * *

Spiekenagel hatte eine wichtige Idee, das Unternehmen zu tarnen. Er nannte seine Firma ›Pranalsys‹ und warb damit, Stoffe chemisch rein, ›pro analysi‹ zu verkaufen. So konnte er Rohstoffe einkaufen, die in der Fabrik angeblich gereinigt wurden. Dies wurden sie auch, wenn man davon absieht, dass z. B. Schrottmetall zwar auch in Stahl, genauso gut aber auch in Kupfer, Chrom, Phosphor oder Schwefel verwandelt wurde.

Die Firma verkaufte erheblich mehr, als sie einkaufte. Das vertuschte Spiekenagel damit, dass er Scheinkäufe tätigte bei einer Reihe von von ihm selbst gegründeten Scheinfirmen. Als Ausgangsmaterial dienten zwar auch die zur Tarnung gekauften Materialien, aber nur zu einem kleinen Teil. Rohmaterial waren Luft, Wasser und Müll – von alledem gibt es genügend auf der Erde.

Die Firma wuchs und wuchs. Fünfhundert Mitarbeiter, bald tausend. Zwei-, fünf-, zehntausend Angestellte. Betriebsgelände in Brandenburg und Mecklenburg wurden erschlossen. Ländliche Regionen, die nach Jahrzehnten endlich einen potenten Arbeitgeber hatten, atmeten auf. Ganze Landstriche wurden wirtschaftlich wieder attraktiv, weil sich eine vollkommen neue Infrastruktur aufbaute.

Pranalsys-Produkte errangen weltweite Anerkennung für ihre nie gekannte Reinheit. Über Absatz ließ sich nicht klagen. Trotzdem verkaufte Spiekenagel auch ungereinigten Rohstoff, um weitere Interessenten zu bedienen – und den Gewinn zu steigern.

Mehrfach hatte Spiekenagel davon erfahren, dass Konkurrenzfirmen seinen Arbeitern und Angestellten enorme Summen geboten hatten, um das Geheimnis auszuspionieren. Sicherlich wäre mancher weich geworden, wenn er gewusst hätte, wie der Betrieb funktionierte. Aber dies wusste niemand. Das Werk war weitestgehend automatisiert, nur einige wenige, technisch ausgebildete Angestellte kontrollierten die Steuerung. Fehler konnten allermeist durch Knopfdruck behoben werden und wenn das nicht klappte, kümmerte sich Kocher persönlich um den Schaden. Die Arbeiter verstanden nicht, was sie taten und die Leute in der Verwaltung, die 90% der Belegschaft ausmachten, hatten – wie auch sonst – keine Ahnung von der Produktion.

Auf diese Weise aller finanziellen Sorgen enthoben, arbeitete und forschte Kocher weiter, keineswegs ruhte er aus. Mit seinen Männerhormonen musste er sich arrangieren und eigentlich nur deshalb, weil es seine Gedanken blockierte, wenn sich erotische Bilder aufdrängten. Jede nackte Frau in seiner Fantasie verhinderte vielleicht gerade in diesem Moment die entscheidende Idee für sein Weiterkommen.

Konrad Kochers ursprüngliche Strategie war, anrühige Kneipen aufzusuchen, Anbagger-Treffpunkte, um sich für eine Nacht zu vergnügen. Zu umständlich. Schneller kam er ans Ziel, wenn er für die Liebe zahlte. Eine Freundin? Für ihn ein vollkommen absurder Gedanke. Er konnte und er wollte keine Beziehung eingehen. Das wusste er, ohne darüber nachzudenken. Kocher lebte, wie er leben wollte. Er lebte sein Leben.

So hatte er Lilly kennengelernt. Die Frau war sein Typ – eine Professionelle. Sie kannte seine Vorlieben und befriedigte sie perfekt. Er hatte etliche ihrer Kolleginnen ausprobieren müssen, bis er die fand, mit der er zufrieden war. Lilly nannte sie sich. Ob das ihr echter Name war, das wusste er nicht, es war ihm auch gleichgültig. Was waren schon die Namen der Menschen – was überhaupt waren für ihn Menschen? Er benötigte niemanden und konnte sich selbst versorgen mit jeglichem Luxus. Dazu gehörte auch diese Lilly. Und sie gehörte ihm. War sie bereits seine Sex-Sklavin? Kocher hätte es bestritten.

Kochers nächster Schritt war das Herstellen ganzer Moleküle, nicht mehr nur ausgewählter Atome. Bei einfachsten Strukturen wie Zucker, Salzen und Säuren fing er an, konnte nach und nach kompliziertere Moleküle herstellen, auch aus der organischen Chemie, der Kunststoff- und der Biochemie. Jeder beliebige Stoff war produzierbar. Das Angebot wurde reichhaltiger, die Firma Pranalyt wurde zu einem Chemie- und Pharmakonzern. Und weiterhin übertrafen die Produkte alle Konkurrenten in ihrer Reinheit.

Kochers Apparatur war komplizierter geworden, arbeitete jedoch nach dem gleichen Prinzip. Ein Computer speicherte die Programme der elektromagnetischen Mikrofelder, nach denen die Atome und Moleküle aufgebaut wurden.

* * *

Geld verdienen. Ob durch kopierte Moleküle mittels der Pranalys-Gründung oder 27 Jahre später mit Musik, beides sollte gehen. Undici beging noch einen Diebstahl, im Centro Commerciale L'Ariosto klaubte er eine Bluesharp. Dazu musste er ein Stück nach Norden an den Rand der Stadt radeln, doch er stellte sich vor, dass er erstens dort sein Instrument finden und zweitens die Erbeutung auch klappen könnte. Es sollte ihm ja nicht so gehen wie dem kleinen Alfred Morys, der im Woolworth beim Stibitzen einer Mundharmonika erwischt worden war. Undici hatte es vor Ewigkeiten einmal in dessen Biografie ›Um Haaresbreite‹ gelesen.

Aufgeregt war Undici bei seinem Verbrechen. Er fand eine Abteilung für Musikinstrumente, auch einen Stand mit diesen kleinen Geräten. Er nahm diverse in die Hand, behielt drei davon bei sich, umrundete den Stand und legte zwei wieder zurück, das dritte war inzwischen unauffällig in seinen Jutebeutel geglitten. Danach tat er ein bisschen unschlüssig, befragte noch ein paar Instrumente und verließ dann scheinbar resigniert den Laden.

Innerlich aber jubilierte er. Undici radelte zurück und machte eine Pause im Parco del Publico. Dort probierte er im strahlenden Sonnenschein auf einer Bank sitzend seine Beute aus. Viele Fehlversuche hatte er nicht. Der Mann, der hier die Mundharmonika ausprobierte, war selbst erstaunt, wie gut er sich an die Melodiefolgen erinnern konnte und wie flüssig sie klangen. Schon während seiner Übungsstunde sahen vorbeiflanierende Leute interessiert zu ihm hin.

Was sollte schon schief gehen? Undici fuhr zur Piazza di San Prospero und das Glück schien ihm hold zu bleiben. Heute war Markttag und der Platz gut besucht. Der frisch gebackene Musiker fand eine freie Stelle unter einem Arkadenbogen. Dort leierte er seine Stücke herunter. Überwiegend gelang es ihm. Kam einmal ein schräger Ton heraus, hampelte er ein bisschen herum und das Publikum lachte gnädig. Auf jeden Fall wanderten Geo um Geo auch in seinen Hut, wie er es am Vortag bei seinem ›Kollegen‹ beobachtet hatte. Am Abend hatte Undici tatsächlich hundert davon zusammen. Er war versucht, sich nach einem günstigen Zimmer umzusehen. Besonders eine Dusche hätte ihm gut getan.

Doch er verzichtete vorerst. Bis Mantua, der nächsten größten Stadt, waren es rund siebzig Kilometer. Dafür veranschlagte er zwei Tage. Er verkroch sich diese Nacht in einem leerstehenden Haus und spielte am Donnerstag nochmals hundert Geos ein.

* * *

Berlin, 25 Jahre zuvor

Ein weiterer Meilenstein in Kochers Arbeit war die Entwicklung des Transmitters. Der Transmitter tastet die elektromagnetischen Mikroschwingungen eines Körpers ab, der in einer Tastkammer liegt. Diese überträgt er auf ein Antennensystem, baut innerhalb des Nuklearbreies im Produktor das gleiche Feld auf und die Atome und Moleküle entstehen in der gleichen Anordnung wie beim abgetasteten Körper. Das heißt, es entsteht ein Körper, der aufs Atom identisch ist mit dem abgetasteten.

Die theoretischen Berechnungen liefen über fast ein Vierteljahr und der Aufbau der Apparatur verschlang den Rest des Jahres. Doch dann stand der Transmitter in Kochers Labor. Der Professor bestrich ein Stück Toastbrot mit Butter und Marmelade und legte es in die Tastkammer. Dann schaltete er Transmitter und Produktor an und innerhalb weniger Minuten lag ein identisches Brot im Produktor. Kocher öffnete die Tür und nahm es heraus wie aus einer Mikrowelle. Nicht einmal warm war es, die Butter nicht geschmolzen.

Zufrieden aß Konrad Kocher es auf. Zufriedenheit gönnte er sich. Er erkannte seinen Erfolg vor sich selbst an: Kocher hatte den Verdoppler geschaffen, seinen Verdoppler.

So etwas aber wie Platzen vor Stolz kannte der Professor nicht. Seelenruhig legte er Spiekenagel am nächsten Tag die zwei identischen Zwanzig-Euro-Scheine vor. Dessen Reaktion bestätigte ihm, dass er nochmals einen Schritt weiter gekommen war.

Vorerst konnte Kocher nur feste Stoffe verdoppeln. Jedes Atom musste in der Position bleiben, in der es sich befand. Die geringe Wärmebewegung störte nicht. Jedoch durften sich die Moleküle nicht ganz von ihrem Platz entfernen, wie in einer Flüssigkeit oder in einem Gas.

Aber es war eine Frage der Zeit, bis Kocher es schaffen würde, dass der Transmitter in Bruchteilen von Mikrosekunden arbeitete. Dann würde er ALLES verdoppeln können.

* * *

km 190: Po

So aufregend die Erfolge seiner Experimente waren, so sterbenslangweilig empfand Undici die monotone Trampelei hier, auf dieser flachen und geraden Strecke. Beinahe hätte er sich schon wieder ein paar Steigungen gewünscht. Die Apenninen müssten es zwar nicht sein, doch etwas Abwechslung wäre schon nett gewesen. Suzzara war auch nicht gerade ein Highlight und dass das Städtchen, wie am Ortseingang angegeben war, mit Brioude eine Partnerstadt in Frankreich hatte, riss ihn auch nicht vom Sattel. Doch ein paar Kilometer weiter erreichte er den Po. Das war ein beeindruckender und majestätischer Fluss, behäbig wie er unter der Brücke daher glitt. Eine Erinnerung blitzte auf. Der Erdkundelehrer hatte versucht, den Schülern ›Italien‹ beizubringen. Zu diesem Fluss hatte er bemerkt: ›Bei dem Namen darf man nicht stottern‹. Die Mitschüler hatten gelacht, KoKo hatte sich gewundert. Po. P-p-p-poppoppopop-po-po – so würde ein Stotterer stottern. Was war daran lustig?

Es war warm, schwül, die Sicht verschleiert, beinahe wie durch leichten Nebel. Linkerhand führte eine Eisenbahnlinie ebenfalls über das Wasser und etwas flussaufwärts erkannte der Radler eine Sandbank und dicht dabei ein Wäldchen. Das lud doch geradezu ein zum Rasten.

Freitag Nachmittag, eigentlich konnte Undici mit der heutigen Strecke zufrieden sein. Bei der nächsten Gelegenheit bog er links ab, kam durch das Örtchen Borgoforte und fand bald über einige Feldwege zu seinem Sandstrand. Der Boden war eben, der Sand weich und warm, beinahe wie am Meer. Undici baute sich ein provisorisches Zelt aus den Teleskopstöcken und der Plane, die er mit ein paar Steinen an den Rändern beschwerte. Obwohl das nur wenige Minuten dauerte, hatte sich in der Zwischenzeit der Himmel verfinstert und erste, dicke Tropfen fielen. Wenig später prasselten sie nur so hernieder

und der Radler war froh, dass er aus einer Eingebung heraus das Richtige getan hatte.

* * *

Berlin, 26 Jahre zuvor

Spiekenagel setzte die neuen Möglichkeiten industriell um. Die Firma Pranalys gründete jede Menge Tochterfirmen, ein gigantischer Konzern entstand daraus, der Lebensmittel herstellte, besonders Konserven, ferner Textilien, Holz, Bretter, Papier, Gummi und so weiter und so fort. Das Pranalys-Konsortium wurde mächtiger und mächtiger. Die Verdoppler arbeiteten zuverlässig, Pannen traten selten auf. Immer noch bestand das Gebot der Geheimhaltung und Kocher musste alle Schäden selbst beheben. Trotzdem hatte man längst eine wissenschaftliche Abteilung, die Dank großzügiger materieller und finanzieller Ausstattung gute Erfolge erzielte.

Man war nicht mehr darauf angewiesen, fremde Produkte wie Pharmaka zu plagieren, sondern konnte eigene auf den Markt werfen. Pranalys-Beschäftigte waren wirtschaftlich gut gestellt. Sie wurden überdurchschnittlich bezahlt, bekamen großzügig Freizeit und Urlaub. Die soziale Absicherung war außergewöhnlich, es gab werksärztliche Betreuung durch Spitzenmediziner in werkseigenen Ambulanzen und Krankenhäusern, eigene Aus- und Fortbildung, Werkswohnungen, Wellnessprogramme, psychologische Betreuung und vieles mehr.

Nicht, dass das körperliche Wohl seiner Angestellten oder ihre seelische Zufriedenheit dem Professor besonders am Herzen gelegen hätte, doch war ihm klar, dass beides ihrer Produktivität zugute kam.

Spiekenagel legte sich ein neues Hobby zu. Er ging zu Versteigerungen. Er ersteigerte alles, was er kriegen konnte, alles was teuer war: Kunstwerke, Antiquitäten, Jugendstilgläser, Musikinstrumente. Zu vielen Auktionen musste er aus Zeitmangel Angestellte schicken.

Was er damit machte? Sammeln. Der Lebenssinn des Sammlers ist eben das Sammeln. Nur dass Spiekenagel nicht von

Klein auf Sammler war, sondern erst dazu wurde, nachdem er Kochers identische Banknoten in Augenschein genommen hatte. Er war sich sicher, Kocher konnte all seine Schätze verdoppeln oder vervielfältigen. Keinem Experten der Welt würde es gelingen, einen Unterschied zum Original zu erkennen.

Begann nun Spiekenagel, Kocher um Verdopplungen seiner Schätze zu bitten? Nein, er tat es nicht. Er berichtete dem Professor zwar von seinen Errungenschaften und bekam die Bestätigung, dass Kopieren möglich wäre. Aber wozu? Geldmangel gab es nicht für das Duo. Doch beide waren der Ansicht, dass das Sammeln sinnvoll sei – eine Reserve, auf die man zurückgreifen könnte, wenn einmal etwas nicht mehr so lief wie bisher.

* * *

km 252: Mantua

In zwei Tagen war Undici tatsächlich in Mantua. Er wunderte sich über sich selbst, das von Reggio Emilia aus geschafft zu haben. Vor dem Monumento a Virgilio zog er sein Instrument aus der Tasche und legte los. Die Stelle lag idyllisch mitten in einem Park. Auch in dieser Kleinstadt füllte sich sein Hut. Die meisten Spender waren Touristen. Mantua galt als Geburtsort Vergils und Shakespeare hatte diesen Ort für die Verbannung seines Romeos ausgesucht. Undici hatte sein Repertoire in zwei Stunden heruntergespielt. Wie in Reggio hatte er danach hundert Geo zusammen.

Heute gönnte er sich ein Zimmer und eine Dusche. Am Rand von Mantua fand er eine kleine Pension. Dort fragte man auch nicht nach einem Ausweis.

* * *

Wie aus einer tiefen Bewusstlosigkeit kam Lilly zu sich. Hatte sie hier geschlafen, schon wieder? Offenbar war es so. Langsam kehrte die Erinnerung zurück. Ja, sie war nach dem Champagner müde geworden und ihr ging durch den Kopf, dass sie keinen weiteren Termin hatte. Aber eigentlich wollte sie nicht zu vertraut werden mit ihren Kunden. Bei keinem war sie bis dahin über Nacht geblieben.

Gut, Kocher war ungewöhnlich, Lilly kannte ihn mittlerweile gut und kam mit seiner wunderlichen Art zurecht. Beinahe fühlte sie sich wohl in der riesigen Villa.

Die Arbeit verlief wie immer schnell. Wieder ein Glas Champagner und eine Zigarette. So mochte sie es.

»Alles aus eigener Herstellung«, erklärte ihr der Professor. Lilly wunderte sich, wieso er ihr das schon wieder sagte, doch dann ergänzte er: »Und auch du selber.«

»Wie bitte?« fragte Lilly verblüfft, doch eine Antwort erhielt sie nicht mehr. Kocher ging zu einem kleinen Kasten, der auf einem Tischchen stand, drückte einen Kopf – und seine Gespielin war weg.

* * *

km 297: Verona und km 349: Vicenza

Verona und Vicenza, weitere hundert Kilometer und wieder ein paar bergige Abschnitte. Doch die registrierte Undici kaum, es war kein Vergleich mit der Quälerei durch die Apenninen. Undici schaffte die Strecke in drei Tagen, obwohl er es sich nicht nehmen ließ, in Verona eine kleine Stadtbesichtigung zu machen und vor dem Amphitheater, das sehr an das Kolosseum in Rom erinnerte, ein paar Geo einzuspielen. So konnte er sich Essen kaufen, ab und an ein Zimmer mieten und sich säubern.

Auch in Vicenza fuhr Undici ins Stadtzentrum. Auf dem Weg zur Basilika Palladiana entdeckte er die Banca Nazionale del Lavoro. Davor wandte sich ein Mann frustriert von einem Bankautomaten ab. Offensichtlich hatte etwas mit dem Geldabheben nicht geklappt. Spontan bat der Radler ihn um einen Gefallen,

zum Glück verstand der Mann Englisch. Undici erklärte, er sei auf der Durchreise und habe seine Papiere vergessen. Er brauche dringend Bargeld, habe aber nur Euros bei sich. Die könne er ohne Ausweis ja nicht wechseln und bat den Mann das für ihn zu tun.

Der Mann schaute sehr skeptisch. Doch Undici überzeugte ihn damit, dass er ihm 4.000 Euro versprach, wenn der andere ihm 3.000 wechselte. Mit diesem Anreiz wollte er verhindern, dass der Italiener sich mit dem Geld aus einem anderen Ausgang davonestehlen würde. Wieso sollte er sich mit 3.000 aus dem Staub machen, wenn er für einen so kleinen Gefallen 1.000 mehr haben konnte? Doch statt zuzusagen, blickte er noch zweifelnder drein. Da legte Undici nach: »Meine Euros nützen leider gar nichts, und ich habe genug davon. Ich brauche dringend ein paar Sachen und will auch endlich mal wieder in einem Hotel schlafen.«

Das schien zu überzeugen. Der Mann nahm das Bündel Scheine und kehrte nach einer Viertelstunde tatsächlich mit den Geos zurück. Undici zählte ihm die 4.000 Euros ab. Als er sie ihm hinstreckte, schaute der Italiener ihn an und fragte: »Sag mal, bist du nicht ...«

»Nein, bin ich nicht. Das fragen mich die Leute ständig. Kann sein, dass ich denen ähnlich sehe. Aber glaubst du, ich müsste um Geos betteln, wenn ich einer von denen wäre?«

Der Mann schien das zu glauben. Er nahm das Geldbündel an, zählte hundert Euro ab und gab Undici den Rest zurück.

»Ich weiß ja nicht, was du für einer bist. Hast es anscheinend sehr dicke. Aber ich komme mir blöd vor, für so einen kleinen Gefallen viertausend Euro zu kassieren. Hundert sind eigentlich schon zu viel. Und jetzt komm mit, ich geb' dir einen Cappuccino aus.«

Darauf ließ Undici sich ein. Der Mann stellte sich als Luigi vor, war recht sympathisch, fragte nach Woher und Wohin und Undici sprach von seiner Europarundfahrt. Dann erklärte Luigi freimütig, er habe zuerst geglaubt, Undici wolle ihm Falschgeld andrehen. Doch hätte er die Polizei ja zu ihm führen können. Ihm selbst kämen die hundert Euro sehr gelegen. Er habe eine neue Bankkarte und sich wohl die falsche Geheimzahl gemerkt. Mit den hundert Euro, die er gleich auch noch tauschen würde, komme er über die Runden, bis er sein Problem mit der Bank geklärt habe.

Undici war froh, nun endlich einmal wieder eine größere Summe Bargeld zu besitzen. Vorerst keine Bettelei mehr, denn irgendwie kam ihm sein Gespieler so vor. Er kaufte sich sofort diverse Dinge, die ihm fehlten. In ein Hotel würde er nicht gehen. Das Geld konnte er sich sparen. Außerdem verlangten die auch immer wieder einmal den Ausweis, besonders bei so komischen Vögeln, wie er inzwischen einer war. Aber ein kleines Zelt kaufte er sich, ein Einmannzelt, im Handumdrehen aufzubauen. Und noch etwas entdeckte er. Ein Photovoltaikelement, das er auf den Lenker montieren konnte. Damit konnte er sein Tablet aufladen. Wieder eine Sorge weniger – zumindest, wenn die Sonne schien.

Ein schöner Tag dieser Dienstag im Frühling. Und Undici war schon zwei Wochen unterwegs.

* * *

Berlin, 25 Jahre zuvor

Doch so weit war Kocher damals noch nicht, dass er wie ein Zauberer Menschen kommen und verschwinden lassen konnte. Erst einmal stand eine weitere Versuchsreihe an, nämlich die mit Tieren.

Wie nicht anders zu erwarten, hatte er auch hier Erfolge. Er fing an, Würmer zu verdoppeln, dann Insekten, schließlich weiße Mäuse, Ratten und andere Labortiere. Anfangs lagen die verdoppelten Tiere tot im Produktor, während immerhin die Originale am Leben blieben.

Woran mochte das liegen? Es war doch Zelle für Zelle, Atom für Atom vollkommen identisch. Die Zellen waren vorhanden, doch es floss kein Blut. Mehr oder weniger schnell starben die biologischen Strukturen weg und auch mit Herzmassage erweckte der Professor sie nicht zum Leben. Wie Schuppen fiel es ihm eines Tages von den Augen: Die *Funktion* hatte er nicht verdoppelt, vor allem nicht die Elektrik. Es waren nur tote Zellen, die im Produktor lagen, wie Tiere, nachdem sie getötet worden waren. Herz- Hirn- und Nervenfunktionen hatte er mit zu verdoppeln, nur dann konnte es klappen.

Kocher tüftelte weiter und fand einen Weg, die zellulären Aktivitäten zu kopieren. Das gelang ihm dadurch, dass er die winzigen Bewegungen der Elektrolyte durch die Zellmembranen ortete und im verdoppelten Tier aktivierte. So sprang die erste Maus aus dem Produktor und Kocher hüpfte das Herz. Es war selbst für ihn, den Erfolgsverwöhnten, ein ergreifender Augenblick – »ein emotionaler Moment«, so hatte er ihn damals definiert.

Kocher kopierte anschließend Schweine, Hunde und Affen. Dabei konnte er von jedem Exemplar nicht nur eine Kopie anfertigen, sondern beliebig viele, genau wie bei den toten Gegenständen.

Der Forscher brachte es fertig, die abgetasteten Mikrofelder auf Festplatten zu speichern, wie zuvor bei Elementen oder Molekülen. Er benötigte pro Exemplar Unmengen an Speicherkapazität – in hohen Peta- oder Exabyte-Bereichen. Das störte ihn nicht, konnte er doch die Festplatten so oft kopieren, wie er wollte.

Damit war Kocher in der Lage, aus den gespeicherten Daten zu jedem späteren Zeitpunkt Chemikalien und Gegenstände anzufertigen – wenn er wollte, tausendfach. Das klappte auch mit Tieren.

Kocher konnte seine gewaltigen Apparaturen nicht mehr allein bauen. Er benötigte einen Schwarm von Wissenschaftlern und Technikern, die alle keinen Durchblick haben sollten bei seinen Vorhaben. Das erreichte er dadurch, dass er ihnen jeweils nur Teilaufgaben stellte, die keinen Schluss auf die Gesamtanlage zuließen. Dabei verstand es Kocher, abzulenken. Er ließ Zusatzapparaturen einbauen, die die eigentlichen Aufgaben zu erfüllen schienen, ohne dass sie in Wirklichkeit etwas damit zu tun hatten.

Die Verdopplung klappte auch mit großen Tieren, mit Pferden und Rindern. Kocher schreckte selbst vor einem Elefanten nicht zurück. »Kocher konnte klonen«, sagte sich der Professor und es kam ihm so vor, als müsse er innerlich dabei grinsen. Kein Biologe schaffte das derart schnell und perfekt. Die mussten sich doch wie arme Deppen vorkommen im Vergleich zu seinem genialen Durchbruch.

Von den Tierversuchen erfuhr Spiekenagel vorerst nichts. Kocher wollte nicht, dass er einen Markt mit edlen Rennpferden, Kois oder seltenen Zootieren aufmachte. Sein Partner war mit

Italien

der Konzernleitung so beschäftigt, dass sie sich selten trafen. Und selbst wenn, fragte Spiekenagel nicht ein einziges Mal nach den neuesten Forschungsergebnissen.

Dass er Leben verdoppeln konnte behielt Kocher für sich.

* * *

km 425: Venedig

Venedig, keine achtzig Kilometer weiter. Am Freitag war er dort. Die Strecke war überwiegend flach, leichte Steigungen machten Undici nichts mehr aus. Zwei Tage hätten gereicht, doch die Einkäufe und das Spielen hatten Zeit gekostet.

Venedig als Touristenhochburg wollte sich der Radler nicht entgehen lassen. Er mietete sich in einer kleinen Pension ein und schlenderte wie alle Besucher über den Markusplatz, querte die Ponte dell'Accademia, ließ seinen Blick über den Canal Grande schweifen und bewunderte den Kuppelbau der Basilica di Santa Maria della Salute. Bei seinen Rundgängen fiel ihm auf, dass es unglaublich viele Waffengeschäfte gab, wie auch schon in den Städten zuvor. Er hätte nie gedacht, dass die Italiener solche Waffennarren waren.

* * *

Berlin, 24 Jahre zuvor

Und so kam der Physiker zum letzten Schritt, der besonderen Mut erforderte. Mut hatte Kocher, hatte er doch schon viel riskiert. Seine Anlagen hätten das Ende für die gesamte Menschheit werden können, wäre ihm der kleinste Fehler unterlaufen. Aber Kocher war umsichtig und vorausschauend, jede neue Anordnung hatte er mehrfach durchdacht und nachberechnet. Immer baute er weitreichende Sicherheitsvorkehrungen ein, die vor unerwarteten Zwischenfällen geschützt hätten. Er hatte so gut geplant, dass nicht ein einziges Mal ein Notfallsystem aktiviert wurde.

Jetzt aber ging es nicht um die Menschheit, jetzt ging es um ihn selbst. Kocher wollte den Selbstversuch wagen. Seine Tierversuche hatten ihm hinreichend bewiesen, dass es möglich war, biologisches Material zu verdoppeln. Er hatte nicht nur identische Körper erhalten, sondern lebende Geschöpfe. Von entscheidender Bedeutung war, dass die Zwillingstiere im Verhalten keinerlei Unterschiede aufwiesen; was das eine Tier erlernt hatte, das beherrschte sein Doppel ebenso.

Mit diesen Gedanken versuchte Kocher, sich zu beruhigen. Was sollte schon geschehen? Aber die Unsicherheit blieb, Kochers Herz klopfte, als er in den Tastraum stieg und die Klappen automatisch schlossen.

»Jetzt passiert es!«, dachte Kocher. »Jetzt arbeitet der Transmitter.«

Es war stockdunkel im Raum. Kocher spürte nichts und sah nichts. Aber schon fiel Licht durch einen Spalt in die Kammer, die Luke öffnete sich. Alles war überstanden, er lebte. Aufgeregt war Kocher, innerlich höchst angespannt. Hatte es geklappt? Lebte sein Doppel? Oder würde er eine Leiche aus dem Produktor zerren müssen?

»Blöde Klappen, warum geht das nur so langsam?«, dachte der Professor. Endlich war die Öffnung weit genug. Kocher stieg hinaus und blickte suchend nach dem Produktor hinüber. Dieser sollte sich zur gleichen Zeit öffnen und endlich würde er es wissen. Sein Ebenbild sollte dort heraustreten!

Kocher war verwirrt. Er sah den Produktor nicht.

Der war verschwunden. Er sah nur das Ende der Anlage!

Trotz der Verwirrung begriff Kocher und während sich noch der Gedanke in seinem Kopf formte, drehte er sich um.

Dort war die Tastzelle, rechts. Dort stand Kocher, das Original, und sah ihn interessiert an. Er selbst war die Kopie, Kocher Nummer zwei.

Was war das, was er bei dem anderen sah? Seine Mundwinkel zogen sich andeutungsweise auseinander.

Während die Verblüffung langsam wich, ging es ihm ähnlich. Er war erleichtert. Es hatte geklappt. Wieder ein emotionaler Moment – noch etwas emotionaler als bei der Maus. Kocher Zwei spürte: Auch er musste lächeln. Er ging auf Kocher Eins zu und dieser auf ihn.

Der Originalkocher hatte sein Doppel gesehen, wie es gleichzeitig mit ihm aus dem Transmitter trat. Dann merkte er, wie sein Doppel nach links blickte und ihn zunächst nicht sah. Kocher (1) begriff sofort, was in Kocher (2) vor sich ging, als dieser nichts sah. Das erstaunte Gesicht bestätigt es ihm (1), als er (2) sich umwandte.

Die Kochers standen voreinander. Sie sahen sich in die Augen. Dann gaben sie sich wortlos die Hand. Wie man das macht, wenn man sich begegnet.

Beide trugen die gleiche Kleidung. Sie hatten die gleichen Uhren an, die gleichen Taschentücher, Notizbücher und Kugelschreiber in den Taschen. Beide hatten den gleichen Zahnersatz im Mund. Sie waren vollkommen gleich.

Sie hatten es geschafft. Die Spannung wich und machte Freude Platz. Konrad Kocher Eins gestand sich ein Gefühl zu. Könnte er es messen, in eine Skala eintragen, dann stünde es sehr weit oben – auf hundert nämlich. Bei all seinen bisherigen großartigen Leistungen hatte er sechzig erreicht, siebzig allenfalls. Und jetzt hundert. Mehr war für ihn nicht zu erwarten, das wusste er.

Gefühle waren nicht Kochers Welt, sie waren etwas, wovon er wusste, dass sie für die meisten anderen Menschen unglaublich wichtig waren. Ihm selbst waren diese Wallungen nicht geheuer; irrational, irgendwann vielleicht wichtig in der Evolution gewesen. Für ihn wäre die Zeit reif, Emotionen abzuschaffen.

Doch jetzt gab er einer dieser Emotionen hundert Punkte, dem Stolz. Er konnte stolz sein, das wusste er. Beide Kochers wussten das. Sie hielten sich die Hand. Und wenig später war es beiden gleichzeitig unangenehm, peinlich fast schon.

Körperkontakt – auch so ein Ding ...

* * *

Undici ärgerte sich, dass er sich von Luigi nicht mehr Geld hatte umtauschen lassen. Die Summe war beinahe aufgebraucht von den Anschaffungen und der Unterkunft. Bevor er seine Reise fortsetzte, sah er in Bahnhofsnähe einen Mann, der anscheinend gut ein bisschen Geld gebrauchen konnte. Er sprach ihn an und bot ihm 12.000 Euro, wenn er ihm 10.000 Geo eintauschen würde.

Nach etwas Hin und Her zog der Mann los. Nach einer halben Stunde begann Undici zu zweifeln, ob er vielleicht auf die 2.000 verzichten würde, wo er doch mehr oder weniger 10.000 für nichts bekommen hatte. Er entschloss sich, zumindest eine ganze Stunde abzuwarten. Doch zehn Minuten später kam der Mann, allerdings in Begleitung von drei weiteren, zwielichtigen Gestalten. Freundlich sahen sie nicht aus, ruppig forderten sie sein ganzes Geld. Undici weigerte sich und hatte einen Kinnhaken sitzen. Er taumelte, hielt sich aber auf den Beinen. Nun packten ihn zwei dieser Kerle, die andern beiden rissen sein Gepäck auseinander und verstreuten es überall. Undici merkte, dass die beiden Mühe hatten, ihn zu halten. Er hatte inzwischen ordentliche Kräfte entwickelt, mehr in den Beinen als in den Armen. Er trat beiden auf die Füße, sie schüttelten ihn und schrien herum. Es gab ein übles Gerangel, alle vier wurden immer lauter und hektischer. Die, die ihn hielten, droschen auf ihn ein. Einer am Fahrrad brüllte: »L'ho trovato!« Dann warfen sie Undici auf die Erde, packten das Geldbündel und rannten weg.

Der Geprügelte rappelte sich hoch, mit Schmerzen am ganzen Körper. Mit dem Kopf war er hart aufgeschlagen, im Scheitelbereich blutete es, doch nicht sonderlich stark.

Nun hatte Undici nichts mehr, zumindest gar kein Bargeld. Er hätte eine Dusche und ein Bett gebrauchen können, stattdessen musste er wieder betteln beziehungsweise Mundharmonika spielen.

»Das Gute und das Böse müssen sich das Gleichgewicht halten.« Das hatte Dipu Elf gelehrt; es war, als ob er ihre Stimme höre. Hatte er jetzt seine Portion Böses zu ertragen gehabt? War das gut für sein Karma? Es hätte schlimmer kommen können, viel schlimmer. Wenigstens seine Habseligkeiten hatten die Gauner ihm gelassen. Der Gequälte sammelte sie ein, packte seinen Drahtesel und setzte sich stöhnend in Bewegung.

Undici wollte erst mal raus, raus aus dieser Stadt. Er hatte mehrere Blessuren abbekommen. Das spürte er schon, als er sein Fahrrad bepackte. Als er aufsteigen wollte, plagten ihn heftige Schmerzen im Schritt und im rechten Oberschenkel. Also schob er seinen Drahtesel erst einmal. Er humpelte dabei.

Nach ein bis zwei Kilometer fühlten sich seine Knochen etwas besser an. Schürfungen hatte er reichlich, aber zum Glück keine größeren Wunden, die Blutung am Kopf war schnell zum Stillstand gekommen und gebrochen hatte er nichts.

Der Radler versuchte es aufs Neue mit dem Fahren und tatsächlich waren die Schmerzen erträglich. Rekorde wollte er an diesem Tag trotzdem nicht brechen. Im Gegenteil, irgendwo wollte er erst einmal ausruhen. Er ließ sich von Google Maps zum Strand Portegradi führen, der zehn Kilometer vom Flughafen entfernt war.

Doch von Strand konnte keine Rede sein. Richtung Adria gab es ein Gemisch aus kleinen Wasserläufen, Inseln und Halbinseln, mit Büschen und Gras bewachsen. Parallel zur Straße verlief ein Kanal und ans Meer selbst war überhaupt nicht heranzukommen.

Linkerhand entdeckte Undici einen fast quadratischen Teich, dahinter ein fabrikartiges Gebäude, aus dem ein monströses Rohr in das künstliche Gewässer mündete. ›Idrovora Lanzoni‹ konnte er an der Fassade entziffern und schloss von seinem Chemie-Vokabular, wo ›Hydro‹ oder ›Idro‹ Wasser heißt, dass es sich um das Wasserwerk von Lanzoni handeln musste.

Kurz danach zeigte ein Wegweiser zu einem ›Camping Grande Italia‹, umgeben von Feldern und Pferdekoppeln. Undici bog ab, fuhr ein kleines Stück einen noch kleineren Kanal entlang und fand einen gemütlichen Platz am Rand eines Maisfeldes, dessen Pflanzen gerade mal kniehoch waren. Der Radler rollte seine Isomatte aus, legte sich darauf und wollte kurz etwas ausruhen. Beim Blick in den Himmel gewahrte er aber eine graue, dichte Wolkendecke und wenig später kamen schon ein paar Tropfen. Obwohl Undici kein Wetterfrosch war, kam ihm der Himmel jetzt feindselig vor. Schnell rollte er die Matte wieder zusammen, schnallte sie auf das übrige Gepäck und machte sich auf.

Keine Minute zu früh, denn die Tropfen wurden dicker und kamen häufiger. Das Grau der Wolken ging inzwischen mehr ins Schwärzliche über. Das Zelt aufzubauen konnte er vergessen.

Gerade mal hundert Meter weiter stand ein heruntergekommenes Landhaus. Es sollte wiederhergestellt werden, denn es sah aus wie eine Baustelle, Fenster und Türen waren noch nicht angebracht. Undici raste darauf zu, so schnell es ihm seine geschundenen Gliedmaßen ermöglichten. Gerade so schlupfte der Radler in den Eingang hinein, da prasselte ein wahrer Wolkenbruch herunter. Die anwesenden Bauarbeiter nickten ihm zu, sahen ihn mitleidig an und packten ihre Sachen zusammen, für sie ging es auf den Feierabend zu. Sie sagten recht freundlich etwas auf Italienisch zu ihm, doch er radebrechte, dass er nicht viel verstehe. Einer der Männer sprach Englisch. Und da die Arbeiter auch noch etwas abwarteten, bis das Schlimmste überstanden war, konnte sich Undici etwas mit ihm unterhalten.

Nach den üblichen Floskeln vom Woher und Wohin sagte der Mann, er könne gerne in einer Ecke übernachten. Dort lag etwas Isoliermaterial, das er als Unterlage benutzen durfte und so habe er ein recht bequemes Lager. Undici bedankte sich und die Männer verließen die Baustelle. Der Regen hatte soweit nachgelassen, dass sie jetzt zu ihren Autos gelangen konnten, ohne auf den paar Metern vollkommen durchnässt zu werden.

Die Wetterlage änderte sich genau so schnell zum Guten, wie sie sich vorher nachteilig entwickelt hatte. Schon lugte die Sonne wieder zwischen den Wolkenlücken hervor, bald wärmte sie und etwas später wurde es sogar richtig heiß.

Das war für Undici die Gelegenheit. Er marschierte an den größeren Kanal, zog sich auf dem Gras bis auf den Slip aus und ging vorsichtig ins Wasser. Seine Schürfungen brannten im Brackwasser, doch er biss die Zähne zusammen. Schließlich tauchte er sogar unter und schwamm ein Stück.

Er wollte es selbst kaum glauben, doch danach fühlte er sich fast wie neu geboren.

Und auf dem weichen Lager dachte er an die kleine Insel Niue und was für Horrornachrichten von dort verbreitet worden waren, vor numehr 22 Jahren.

* * *

Niue, wer kennt schon Niue, gesprochen ›Njuee‹? Ein Niemandland im Pazifik, eine Insel, gerade mit einer Fläche etwa so groß wie Frankfurt am Main. Und trotzdem ein eigener, selbstständiger Staat, 2500 km nordöstlich von Neuseeland.

Wen interessiert es, wenn dort, auf Niue, eine unbekannte Krankheit ausbricht? Nicht einmal in Neuseeland, mit dem ein Assoziierungsvertrag bestand, nahmen die Medien groß Notiz davon, als die Insulaner davon eine Meldung erstatteten. 1983 war das anders, als die Niueer Fußball-Nationalmannschaft erstmals an den Südpazifik-Spielen teilnahm. Dass sie gegen Papa-Neuguinea 0 : 19 und gegen Tahiti 0 : 14 verlor, war schon einige Schlagzeilen wert.

Sonst, wenn man Neuseeländer nach Niue fragte, konnte allenfalls jeder zweite mit dem Namen etwas anfangen, und der erinnerte sich meist daran, dass die Insel ihm und seinen Landsleuten finanziell auf der Tasche lag. Die Bevölkerung vermochte es nicht, sich aus eigener Kraft zu versorgen.

Was Wunder also, dass es schlichtweg unterging, als der Premierminister des Eilands eine Einreisesperre verhängte. Die zwei Flüge in der Woche von Westsamoa und von Auckland aus wurden halt eingestellt. Passagierschiffe kamen sowieso nicht, da es keinen ansprechenden Hafen und kaum Strände gab, und die Versorgungsfrachter, die weiter weg ankern mussten, blieben erst einmal aus. Die meiste Ladung musste mit Booten gelöscht werden. Der Premier versicherte Neuseeland, dass die Insel sich aus eigenen Vorräten versorgen könne und die Landwirtschaft, wenn sie auch nichts für den Export abwarf, reiche immerhin für die eigene Bevölkerung aus.

Auf Anfrage der neuseeländischen Gesundheitsbehörden nach der Art der Krankheit, teilte der Niueer Gesundheitsminister mit, es sei eine Infektionskrankheit, deren Erreger noch nicht isoliert sei. 120 Personen seien daran gestorben, also fast ein Zehntel der gesamten Bevölkerung. Neuseeland brauchte nicht lange, die Reiseeinschränkungen zu akzeptieren. Denn einen Verlust von 400.000 eigenen Landsleuten wollte es nicht riskieren. Umfassende medizinische Hilfe wurde nicht angebo-

ten, zumal die Behörden in Niue der Ansicht waren, der Gipfel der Erkrankungswelle sei überschritten. Sie vermuteten ein Virus, da alle eingesetzten Antibiotika wirkungslos blieben.

Mehr Sorgen machten sich die Niueaner auf Neuseeland. Das waren mittlerweile über 20.000 Personen, da die Insulaner aus wirtschaftlichen Gründen massiv ausgewandert waren. In Telefonaten bestätigten ihre Verwandten, dass auf der Insel etwas nicht stimme. Leute seien einfach verschwunden. Auf Nachfrage wurden sie für tot erklärt, gestorben an der neuen Seuche. Aber keiner der Angerufenen konnte selbst von Symptomen berichten.

Sechs Wochen später erreichte eine Entwarnungsmeldung die neuseeländischen Behörden. Es war seit drei Wochen kein neuer Fall mehr aufgetreten und es waren kaum noch Todesopfer dazugekommen. Aber die halbe Niueer Regierung und die Spitzen der Verwaltung waren dahingerafft worden. Wahrscheinlich hatten sie zu spät begonnen, Isolierungsmaßnahmen einzuleiten.

Der Gesundheitsminister Neuseelands stellte eine Abordnung von Seuchenmedizinem zusammen. Diese sollten nach Alofi, der Hauptstadt, aufbrechen. Diese hatte ehemals immerhin 600 Einwohner. Hier gab es das einzige Krankenhaus, und in dieser Stadt waren die meisten Todesopfer zu beklagen, nämlich um die hundert.

Die Neuseeländer sollten unter größten Schutzvorkehrungen die Leichen obduzieren.

* * *

Fröhlich plappernd traten die Bauarbeiter ihre Arbeit an. Der ›Engländer‹ begrüßte den Übernachtungsgast mit einem freundlichen »Good morning« und Undici antwortete »Buongiorno«. Der Mann freute sich über das italienische Wort und sagte: »You can stay longer, if you like«. Undici bedankte sich, sagte aber, dass er nicht bleiben, sondern weiterreisen wollte. Der Mann drängte ihn, wenigstens mitzufrühstücken, denn damit begannen die Arbeiter ihren Tag.

In dieser netten Runde kam einer der Männer auf Undicis ramponiertes Äußeres zu sprechen. Er sagte etwas zu dem ›Engländer‹ und der übersetzte – wollte wissen, was dem Radler zugestoßen sei. Undici überlegte kurz, ob er etwas von einem ›normalen‹ Sturz erzählen sollte, doch dann entschied er sich für die Wahrheit.

Die Italiener wirkten aufrichtig beschämt, dass Landsleute einem Fremden so übel mitgespielt hatten. Einer bemerkte sogar, der Fremde könne ja froh sein, dass sie ihn nicht angeschossen hätten. Diese Ganoven würden sich doch zur Zeit massiv mit Waffen eindecken. Und wohlwollend riet man ihm, sich auch einen kleinen Revolver zuzulegen.

Undici gab zwar an, dass er grundsätzlich etwas gegen Waffen habe, aber die Italiener würden sie ja wohl lieben. In Verona und Venedig habe er unglaublich viele Geschäfte dafür gesehen. Doch die Männer erklärten ihm, dass die Italiener keineswegs Waffennarren seien, von ein paar Amateurjägern abgesehen. Die Läden gebe es jetzt wegen der neuen Gesetze. Waffennarren, das seien die Amerikaner.

Da Undici davon nichts wusste, klärten die Arbeiter ihn auf. Crumb hatte die schärfsten Waffengesetze erlassen, die jemals in den USA gültig waren.

Jeder Erwachsene bekam eine Handfeuerwaffe, ein Gewehr und eine halbautomatische Waffe kostenlos gestellt. Die Vorschriften wurden verschärft wie noch nie zuvor. Jedes Kind bekam altersabhängig eine Schusswaffe – mit sechs Jahren eine Pistole, mit zwölf ein Gewehr namens ›My first Rifle‹ und mit achtzehn ein halbautomatisches. Es drohten drastische Strafen. Den Eltern, die die Waffen für ihre Kinder ablehnten, wurde die Erziehungsvollmacht entzogen. Abgestuft wurden sie zu-

sätzlich mit Gefängnis bestraft: bei der Pistole gab es drei Jahre, beim Gewehr sechs.

Wer sich als Erwachsener weigerte, eine Waffe anzunehmen, bekam fünf Jahre Gefängnis. Danach wurde ihm das Arsenal nochmals angeboten. Bei erneuter Ablehnung drohten zehn Jahre Haft unter verschärften Bedingungen. Eine dritte Ablehnung hatte die Todesstrafe zur Folge. Begnadigung war nicht vorgesehen. Die Strafe hatte innerhalb von zehn Tagen vollstreckt zu werden und zwar durch Erschießen.

›Die Amerikaner waren schon immer etwas wahnsinnig, was Waffen betrifft‹, dachte sich Undici. Im Vergleich dazu war die ›Seuche‹ auf einer kleinen Insel, an die er sich auf seiner letzten Etappe erinnert hatte, ein Klacks. Rund dreißigtausend Tote durch Schusswaffen hatte es jedes Jahr in den USA gegeben – vor dieser Zwangsbewaffnung. Die Opferzahl würde sicher noch steigen. Hochgerechnet auf die ganze Welt käme man beinahe auf eine Million Tote im Jahr durch Gewaltanwendung und Unfälle. Eine Rechnung, die auch die Italiener nicht sonderlich begeisterte.

Für Undici war der Moment des Abschieds gekommen. Doch bevor sie ihn fahren ließen, veranstalteten die Italiener eine Sammlung und überreichten Undici vierzig Geo. Der ›englische‹ Freund entschuldigte sich für die italienischen Gangster und meinte scherzend, irgendwie erinnere Undici ihn an die Libertés. Und denen hätten sie ja ihren bescheidenen Wohlstand zu verdanken. Es frage sich nur, wie lang Crumb und Cunningham ihnen den lassen würden.

* * *

Am Abreisetag der Seuchenmediziner kam eine neue Hiobsbotschaft aus Alofi. Die Krankheit war wieder aufgetreten, schlimmer als zuvor.

Aus Sicherheitsgründen sollten die Neuseeländer die Insel nicht betreten. Der Chefarzt des Krankenhauses in Alofi hatte die dringende Vermutung geäußert, dass das Virus in einer Wechselbeziehung zwischen Menschen und dem Nacaduba stehe. Da es diesen Schmetterling ausschließlich auf der Insel Niue gebe, sei ein Umsichgreifen der Seuche auf Neuseeland oder das Festland ausgeschlossen. Offenbar hatte ein Wirtswechsel die Virulenz des Erregers massiv gesteigert.

Die neuerlichen Reise- und Besuchsverbote störten die Neuseeländer nicht, im Gegenteil, sie nahmen ihnen eine Menge Sorgen ab.

Die zweite Krankheitswelle verlief anscheinend wesentlich gravierender als die erste. Täglich meldeten die Niueer Behörden Sterbezahlen nach Wellington, sie führten die Opfer namentlich auf. Auch die Angehörigen auf Neuseeland, in Australien oder sonst wo in der Welt, wurden benachrichtigt, sofern Kontaktdaten in der Verwaltung vorlagen, mit der ausdrücklichen Warnung, nicht auf die Insel zu kommen. Es schien, als gebe es keine Therapie und keine Rettung. Die Sterbezahlen stiegen täglich weiter, die Bevölkerung dieser kleinen Insel im Südpazifik schien verloren. Zur Sommersonnenwende waren neunzig Prozent von ihnen ausgerottet. Zwei Monate später kam die letzte Meldung aus Alofi: Die letzten zehn Lebenden hatten sich zusammengefunden. Alle wiesen Symptome der Krankheit auf. Bis zu diesem Zeitpunkt hatte es noch geklappt, die Verstorbenen zu bestatten.

Das war in den letzten Wochen die Hauptaufgabe der Lebenden gewesen. Sie lebten in dem Bewusstsein, dass es für niemanden ein Überleben gab. ›The last Ten‹, wie sie sich nun nannten, hatten beschlossen, sich in eine Gruft auf dem Friedhof der Siebenten-Tags-Adventisten-Gemeinde zurückzuziehen, dort einen Joint zu rauchen und Rotwein zu trinken, in dem sie eine Überdosis Barbiturat aufgelöst hatten. Sie wollten selbstbestimmt und mit letzten Annehmlichkeiten aus dem Leben

scheiden. Und sie wollten nicht, dass ihre Leichen in der Öffentlichkeit vermoderten.

›The last Ten‹ schickten ihre Personalien als E-Mail-Anhang nach Neuseeland. Dort erklärten sie auch, dass sie anschließend die Versorgungseinheiten herunterfahren würden – insbesondere die Elektrizitätsversorgung. Diese bestand vorwiegend aus Windkraft und einigen Diesel-Generatoren. Mit Trinkwasser hatten sich die Bewohner bis dahin fast ausschließlich aus Zisternen versorgt, mit Gas aus Butan- und Propantanks.

Der Chefarzt war mit unter den Last Ten. Er appellierte eindringlich, die Insel nicht zu betreten. Er empfahl eine Abstinenzzeit von zehn Jahren. Danach könnte man unter maximalen Vorsichtsmaßnahmen versuchen, etwas über die Seuche herauszufinden. Er teilte mit, dass sich in allen Untersuchungen sein Verdacht bestätigt hätte. Der Wirtswechsel zwischen Menschen und dem Nacaduba hatte den Virus hochaggressiv gemacht.

›Ein kleiner Trost bleibt uns«, schloss die E-Mail, »unsere Internet-Kennung .nu wird uns überleben. Denn fast alle Provider, die diese Domains vertreiben, sitzen im Ausland. Nicht ganz so tröstlich ist allerdings, dass viele französische Pornoseiten darunter sind, nur weil dort ›nu‹ nackt heißt. Aber damit müssen wir eben leben.«

Das war reine Ironie. Diese Polynesier haben schon eine seltsame Art von Humor, dachte sich der Sachbearbeiter, der die E-Mail empfing. Ihr letzter Satz lautete: »Unser Körper bleibt auf Erden – unsere Seele steigt gen Himmel. Wir sehen uns wieder.« Unterzeichnet war die E-Mail mit zehn Namen. Darunter stand

›The last Ten‹.

Pflichtbewusst leitete der Angestellte sie an seinen Vorgesetzten weiter. Der setzte sich mit dem Gesundheitsminister in Verbindung und dieser beriet sich mit dem Parlament. Es beschloss, den Vorschlag des Niueer Arztes umzusetzen. Zehn Jahre lang sollte die Insel von keinem Menschen mehr betreten werden. Der Flugverkehr wurde eingestellt, ebenso die Versorgung mittels Frachtschiffen. Von Yachten wurde die Insel sowieso nicht angesteuert, da es keinen Hafen und keine nennenswerte touristische Infrastruktur gab. Nicht einmal Angehörige unternahmen Anstalten, von ihren Verwandten Abschied zu nehmen oder sich deren Hab und Gut anzueignen, das ihnen nach dem

Erbrecht zugestanden hätte. Keiner wollte sich einer Lebensgefahr aussetzen, um in materiellen Besitz zu gelangen.

* * *

km 447: Portoguario

Pflichtbewusst strampelte Undici weiter. Nach einer halben Stunde überquerte er auf einer Stahl-Fachwerkbrücke, genannt die Siegesbrücke, die Piave.

Der Radler war weder müde noch hungrig oder durstig, also fuhr er weiter. Durch den Kopf gingen ihm die Ereignisse auf Niue, dort, wo Kochers ›politisches‹ Wirken begann. Gegen Abend suchte er sich ein lauschiges Plätzchen in Portoguario. Wegen zweier Flüsse und einem Kanal wird die Stadt ›das kleine Venedig‹ genannt. Mitten in der Altstadt gab es einige grüne Uferstreifen. Da es schon spät war, konnte Undici dort unbehelligt sein Zelt aufschlagen.

* * *

Niue, 22 Jahre zuvor

Niue – eine Insel, die in Vergessenheit geriet, die in Vergessenheit geraten sollte. Die Berichte über die Abschieds-E-Mail brachten nochmals eine gewisse sentimentale Aufmerksamkeit, doch die großen und kleinen Ereignisse des Weltgeschehens verdrängten sie schnell und vollständig.

Würde ein Flugzeug darüber hinwegfliegen, es würde keine Lebenszeichen erkennen. Die Windräder standen still, aus keinem Schlot stieg Rauch auf. Nachts war kein Licht zu sehen.

Und trotzdem kroch der Strom durch die Leitungen. Trotzdem herrschten Leben und geschäftiges Treiben. Eine enorme Bautätigkeit setzte ein, doch nicht in Form von Hochhäusern. Vielmehr wurde das Innere von Gebäuden umgebaut, in den Flughafengebäuden, in Scheunen und in den zahlreichen Kir-

chen. Die Insel war nicht ausgestorben. Eine Seuche hatte es nie gegeben. Die Bevölkerung hatte von der Anzahl her sogar leicht zugenommen. Gut zweitausend Menschen gab es auf dieser Insel. Alles nur Männer. Männer, die alle gleich aussahen. Alle waren es Kochers. Und diese Kocher errichteten Verdoppler in allen Hallen, die sie auf der Insel vorfanden. Mit denen erzeugten sie alles, was sie selbst zum Leben brauchten – und sie multiplizierten sich selbst. Die Klone des Prototyps Professor Konrad Kocher.

Zirka fünf Millionen Klone, hatte der Ursprungs-Kocher errechnet, würde er brauchen. 206 Staaten musste er unter seine Kontrolle bekommen, bei den 350 Millionenstädten auf der Erde würde er einige Unterstützung benötigen, bei einigen der 50.000 Städte über 100.000 Einwohner ebenso. Der Rest würde sich spielend von alleine ergeben.

Niue war der Hauptsitz des künftigen Kocher-Weltimperiums. Kocher und seine Klone besaßen geballte Kenntnisse, geballte Macht und geballte Mittel. Kocher konnte und wollte die Welt nach seinem Willen gestalten. Der Kristallisationskern dazu war angelegt.

Kocher arbeitete im Zeitraffer-Tempo. Mit dem Erfolg seiner eigenen Verdopplung fing es an. Für den Professor gab es kein Halten mehr. Eines jedoch hatte er sich vor seinem Selbstversuch klargemacht: Er wollte, er musste die Oberhand behalten bei all seinen Klonen. Er wusste vor dem ersten Versuch, alle wären genau gleich. Alle würden das Gleiche denken, das Gleiche wissen und das Gleiche fühlen.

* * *

Trotz des schönen Zentrums wäre Undici wahrscheinlich durch Latisana hindurchgeradelt, hätte ihn nicht ein platter Reifen zu einem Zwangsaufenthalt genötigt. Er fand ein Fahrradgeschäft, kaufte sich Flickzeug und behob den Schaden. Und da er schon einmal hier war, spielte er ein paar schmissige Melodien mit seiner Harp. Ganz so freigiebig klimperten die Münzen nicht in seinen Hut, doch nach einer Stunde hatte er immerhin zwanzig Geo zusammen.

Weitere sechzig Kilometer hatte Undici geschafft in zwei Tagen, seit dem Frühstück mit den netten Bauarbeitern.

Eine Zwangspause war das hier, nun gut. Eine kalkulierte Pause hatte er auch damals eingelegt, vor seiner ersten Verdopplung.

* * *

Scheibbs, 25 Jahre zuvor

Im Bewusstsein dessen, was auf ihn zukommen würde, legte Kocher nach zehn Jahren hektischer Geschäftigkeit erstmals eine kontemplative Pause ein. Er buchte eine Woche im Buddhistischen Zentrum Scheibbs in Österreich, beteiligte sich ruhig an Meditationen und Hausarbeit, ging allerdings hauptsächlich in sich, um sich über seine anstehende Vervielfältigung Klarheit zu schaffen.

Er ließ einige Prinzipien so tief wie möglich in sich eindringen. Er sprach nicht über sein Vorhaben mit den Mönchen, holte sich aber Rat, wie er Kenntnisse in sich selbst festigen könnte.

Seine Grundgedanken sollten zu Grundüberzeugungen werden. Es waren nicht viele, aber sie sollten Bestand haben.

Die Pfeiler seines Gedankengebäudes waren:

- Ich bin in der Lage, mich zu vervielfältigen.
- Meine Doppelgänger nenne ich Operatoren oder abgekürzt OPs.
- Ich selbst bin der Meister – der Erste.

- Wenn ich verdoppelt bin, werde ich mich danach als Erster fühlen. Denn ich weiß noch nicht, dass ich der Verdoppelte bin.
- Dass ich der Verdoppelte bin, erkenne ich daran, dass ich aus dem Produktor austrete und nicht aus dem Taster.
- Den Unterschied zwischen Taster und Produktor erkenne ich, weil ich mit dem Master identisch bin.
- Habe ich zweifelsfrei erkannt, dass ich aus dem Produktor stamme, ist für mich zweifelsfrei klar, dass ich ein OP bin.
- Obwohl ich identisch bin mit dem Master, erkenne ich seine Vorrangstellung immer und jederzeit an.
- Denn er ist es, der mich geschaffen hat.
- Und er ist es, der die Fäden in der Hand halten muss.

Diese Prinzipien arbeitete Kocher aus. Sie waren ihm so ernst wie seine wissenschaftlichen Überlegungen, eher noch wichtiger. Kocher arbeitete sie sehr sorgfältig aus. Er lernte sie auswendig. Er schrieb sie auf. Er betete sie vor sich hin. Er zählte sie durch. Und siehe da: Es waren zehn. ›Meine zehn Gebote‹, stellte Kocher fest – mit einer gewissen Befriedigung.

Am Ende der Woche war er nicht ganz überzeugt, ob seine Gebote tief genug saßen. So tief sie bei ihm sitzen würden, so tief würden sie auch bei all seinen Operatoren sitzen. Er beriet sich mit seinem Mönch. Der trug ihm eine Konzentrationsübung auf, die nichts mit dem Problem zu tun zu haben schien. Kocher befolgte sie gewissenhaft. Und siehe da, nach einer weiteren Woche war er sich seiner Sache vollkommen sicher.

Wie richtig er damit gelegen hatte, das hatte sich bereits bei seinem allerersten Selbstversuch gezeigt. Der geklonte OP akzeptierte nach einem kurzen Moment der Verunsicherung seine Rangfolge. Er akzeptierte den Beinamen der ›der Zweite‹. Er war sogar stolz darauf.

* * *

km 523: Palmanova

Palmanova, ein kleines, aber einzigartiges Städtchen. Es wurde im 16. Jahrhundert planmäßig angelegt und aufgebaut. Die Straßen gehen alle sternförmig auf das Zentrum zu, die Querstraßen laufen in mehreren konzentrischen Kreisen um die Piazza Grande, ein Platz, der früher als Exerzierplatz diente. Überhaupt war der ganze Ort nach rein militärischen Gesichtspunkten geplant, als Bollwerk gegen die vorrückenden Türken. Später bildete er eine Speerspitze gegen die Habsburger, die das nahe Görz beherrschten und konnte sich auch zweihundert Jahre lang gegen dieses Herrschergeschlecht behaupten. Napoleon gegenüber musste sich die Stadt später allerdings geschlagen geben.

Als Undici den Ort auf Google-Maps angesehen hatte, war er im ersten Moment verblüfft. Das war ein in seiner Symmetrie unpassender Fleck inmitten der Landschaft, so vollkommen unterschied er sich von anderen Stadtplänen. Er wirkte wie ein Fremdkörper mit seiner unnatürlichen, fast kristallinen Struktur.

Der riesige, zentrale Platz im Zentrum schien Undici geradezu ideal für seinen musikalischen Auftritt, zumal gerade ein Rummel aufgebaut war. Doch irgendwie wirkten die Leute eher genervt und sahen ihn beinahe missmutig an. Es fielen zwar einige Münzen in seinen Hut, doch nach einer Stunde kam eine rundliche Frau auf ihn zu und begann lautstark zu schreien. Sie wirkte aufgeregt und konnte überhaupt nicht aufhören mit ihrer Schimpftirade. Sie gestikuliert herum und zeigte abwechselnd auf das Fahrrad und den Musiker.

Undici war verblüfft, sagte mehrfach »scusa« und »non capisco«. Die Frau wiederholte mehrfach spöttisch »non capisco, non capisco.« Dann gab sie noch etwas von sich und lachte ihn schließlich aus. Es versammelten sich immer mehr Leute um die beiden herum und dem Radler wäre es recht gewesen, wenn sie alle wegen seines Spiels gekommen wären und nicht wegen des Wortgefechts. Ein paar Leute stimmten sogar in das Gezeter ein und irgendwann wurde Undici »da dove« an den Kopf geschleudert. Das war die übliche Frage nach dem Woher. Wahrheitsgemäß antwortete er: »Da Viareggio« und erntete nur Lacher. »Nationalità?« wurde nachgehakt. Als Undici dann mit »Germania« antwortete ging der Hexenkessel erst richtig los. Nun wurde er von allen Seiten beschimpft und irgendjemand brachte einen Brocken heraus: »Abhauen du – sonst was erleben.«

Das ließ sich Undici nun nicht zweimal sagen. Er packte seine Sachen. Den Inhalt seines Hutes warf er in einem Schwung in die Runde. Von solchen Deppen wollte er nichts mitnehmen. Das löste nun doch etwas Verwirrung aus und der Radler konnte unbehelligt davonfahren.

›Freitag, der dreizehnte‹, schoss es Undici in den Sinn. Würde er abergläubisch?

* * *

Berlin, 24 Jahre zuvor

Kocher musste seinen ersten Operator nicht unterrichten. Beide kannten das Projekt, das kommen sollte. Zunächst einmal benötigten sie Sprach-Kochers. Englisch war ihnen geläufig, das beherrschten sie beinahe wie die Muttersprache. Von den 6500 Sprachen auf der Welt schienen ihnen Französisch, Spanisch, Portugiesisch, Russisch, Chinesisch, Japanisch, Türkisch, Arabisch und Afrikaans zweckmäßig. Indien konnte mit Englisch abgedeckt werden, Pakistan ebenso, die meisten afrikanischen Staaten mit Englisch, Französisch oder Afrikaans.

Sollten weitere Sprachen erforderlich werden, konnte man einen weiteren OP dafür abstellen. Mit ausschließlichen Intensivtraining war er in der Lage, sich nach einem Vierteljahr ausreichend gut zu verständigen und in einem halben beherrschte er ›seine‹ neue Sprache beinahe schon perfekt.

Die Fremdsprachen-Kochers würden ihre Aufgaben an verschiedenen Orten wahrnehmen, verteilt über die ganze Erde. Jeder musste nun seine individuelle Bezeichnung bekommen. Sie erhielten jeweils einen systematischen Namen. Diese Kennzeichnung richtete sich nach dem Land, in dem sie operieren sollten. Es waren die Buchstaben der Top-Level-Domains der Internet-Kennung. So standen DE für Deutschland, FR für Frankreich, GB für Großbritannien und so weiter, US für die USA.

Diese Sprach-Kochers reisten nun in das jeweilige Land und nahmen dort an intensiven Sprachkursen teil. Die Einreise bereitete kein Problem. Die Pässe wurden verdoppelt, alle waren gültig, die Einreisenden waren identisch. Wegen fehlendem Datenaustausch fiel es nirgends auf, dass sich ein Professor Kocher

in verschiedenen Ländern gleichzeitig aufhielt, um dort Sprachtraining durchzuführen. Jeder Kocher war damit dreisprachig – Deutsch, Englisch und die neue Sprache beherrschte er.

Je besser er die Sprache beherrschte, desto mehr kümmerte sich der entsprechende OP gleichzeitig um sein Gastland. Er brachte alles in Erfahrung über die politischen und sozialen Strukturen, vor allem auch über die militärischen und geheimdienstlichen Apparate.

Nachdem ES sich in Spanien recht gut auskannte, wurde er mehrfach geklont. Seine Abkömmlinge wurden nach Süd- und Mittelamerika geschickt. Sie hießen dann z. B. MX (Mexiko) oder BR (Brasilien). Von Russland (RU) gab es u. a. die Klone UA (Ukraine) und AZ (Aserbaidschan).

Nach diesem Prinzip hatten die Kocher bald Spezialisten in allen Teilen der Welt. Je nach Größe und Wichtigkeit eines Landes waren es einige wenige bis zu mehreren Hunderten. Ihre Kennzeichnung bestand aus vier Ebenen, getrennt durch Bindestriche.

So wurden Spezialisten geklont, die sich mit den sozialen Strukturen, der Verwaltung, dem Militär, der Wirtschaft vertraut machen mussten. Und nicht nur vertraut, sie mussten die Strukturen in- und auswendig kennen.

Die Spezialisten bekamen die Kürzel:

- SOZ – Soziale Strukturen
- ORG – Organisation, Verwaltung
- MIL – Militär
- ÖKO – Wirtschaft, Ökonomie.

Die Abkürzungen hierfür war die zweite Buchstabengruppe. Ferner produzierte Kocher Spezialisten für politische Strukturen, Wissenschaft, Computerbereiche, Innen- und Außenpolitik, Justiz, Landwirtschaft, Gesundheits- und Verkehrswesen, Ausbildung wie Schulen und Universitäten.

Für jedes Land und jeden Spezialbereich waren zudem zwölf hierarchische Strukturen vorgesehen, bezeichnet mit römisch I bis XII. Danach folgte eine individuelle Ziffer, die von 1 bis unendlich reichen konnte.

FR-MIL-XI-556 war beispielsweise ein Klon, der in Frankreich dessen Militär ausforschte, und zwar in unterer Hierarchie. Er hatte bestimmte Offiziere und deren Büros zu betreuen und war in dieser Ebene der 556. Klon, der sich mit den anderen die Aufgaben teilte.

In den USA, Canada und Australien waren insgesamt mehrere tausend US', CAs und AUs aktiv, weltweit bereits einhunderttausend. Alle hatten sie im Kocher-Clan ihren individuellen Operator-Namen. Alle wiesen sich jedoch als Konrad Kocher mit dem gleichen Pass oder dem gleichen Visum aus.

* * *

km 547 Fiume Torre

Lange radelte Undici nicht mehr weiter, an diesem Tag. Er kam über eine Brücke, unter der sich zwar ein mächtiges Flussbett ausbreitete, es floss aber nur ein Rinnsal in der Mitte zwischen lauter Schottersteinen hindurch. Fiume Torre war der Name, den Undici in seinem Tablet fand. Wahrscheinlich fließen hier während der Schneeschmelze in den Alpen die Wassermassen nur so durch, überlegte er. Bereits mehrfach hatte er solche Stellen gequert.

Undici verließ die Straße, schob sein Rad an dem steinigen Ufer entlang, bis er von dem Verkehr kaum noch etwas hörte. Er fand einen schönen Platz und bereitete sich etwas früher als üblich auf die kommende Nacht vor.

Der Fahrer hatte nun schon einige Übung und Erfahrung mit dieser Art der Fortbewegung. Er hatte sich damit abgefunden, jede Nacht an einem neuen Ort zu übernachten. Sein Taschenmesser stellte die Konstante dar, die er brauchte. Doch das Fahrrad selbst, sein Gepäck, seine Kleidung gaben ihm ebenso inneren Halt. Und wenn er sich ein Nachtlager auf ähnliche Art gestalten konnte wie schon etliche Male zuvor, dann fühlte er sich beinahe heimisch. Dazu gehörte das Übernachten an einem Fluss, möglichst im Schutz von Bäumen. Solche Stellen wurden zu seinen bevorzugten Plätzen.

Beim Fahren und vor dem Einschlafen dachte Undici immer und immer wieder an die Ereignisse zurück, die letztendlich

dazu geführt hatten, dass er hier war, dass er diese Tour unternehmen musste – und zwar so unternehmen musste, wie er sie unternahm.

* * *

Berlin, 24 Jahre zuvor

Was sich in diesem Bereich der Selbstvervielfältigung abspielte, musste Spiekenagel nicht wissen. Das war nur Kochers Ding, das war der Bereich, der unter absolute Geheimhaltung fiel. Das Verbergen war nicht sonderlich schwierig, denn die Sprach-Kocher agierten fast nur im Ausland. Trotzdem interessierte sich Kocher zunehmend für sein eigenes Imperium. Er traf sich oft mit dem ehemaligen Juwelier. Der wunderte sich zwar über die plötzliche Neugierde, freute sich aber zunehmend über die Wertschätzung. Ihm fiel nicht auf, dass es längst nicht mehr der Kocher war, der ihn einst engagiert hatte.

Neben den Sprach- und Länder-Spezialisten bildete der Master einen weiteren Strategiestrang aus. Das war die wissenschaftliche Abteilung, das Experten-Team. Es bekam das Kürzel EXT. Im Gegensatz zu den Länder-SCIs machten sie sich mit Hochdruck über einige weitere Aufgabenstellungen her. Konrad Kocher hatte nicht nur einige Ziele – er hatte viele Ziele. Die Länder-SCIs dagegen erforschten die wissenschaftlichen Strukturen, Universitäten, Schulen, Institute in den einzelnen Staaten.

Der Erste wollte wegkommen von materiellen Tastern und Produktoren. Felder sollten genügen. An diesen Forschungszweig setzte er zweihundert EXT-Operatoren. Bis sie Resultate erzielten, dauerte ihm fast zu lang. Immer wieder ließ er sich die Schwierigkeiten schildern und konnte nachvollziehen, dass es nicht schneller ging. Das war aber auch eine schwierige Aufgabe: Ein unsichtbares Energiefeld sollte sich präzise auf einen Gegenstand lenken lassen und ihn dort abtasten. Ein weiteres Feld sollte sich an eine beliebige andere Stelle schicken lassen. Dort entstand dann, wie aus dem Nichts, der abgetastete Gegenstand,

vollkommen gleichgültig, ob tote Materie, Pflanze, Tier oder Mensch. Selbst bei Menschengruppen sollte das klappen.

Es funktionierte lange nicht. Nach einem halben Jahr allerdings präsentierte EXT-I-1 dem Ersten das Gerät. Er wirkte verhalten stolz dabei, eben so, wie die Kochers ihren Triumph ausdrückten – von Überschwang konnte nicht die Rede sein. Doch die Apparatur war fantastisch. Mit einer Steuerung, nicht größer als ein Schuhkasten, ließ sich ein Tasterfeld ferngesteuert bewegen. Man erkannte es lediglich an leichtem Flimmern der Luft wie über heißem Asphalt. Hatte das Feld das gewünschte Objekt erfasst, genügte ein Tastendruck und der Gegenstand wurde ›erfasst‹ oder ›gescannt‹. Danach wandelte sich das Tasterfeld in das Produktorfeld um und dies konnte ebenso bewegt werden. An jeder beliebigen Stelle genügte ein neuer Klick auf den Schalter und der verdoppelte Gegenstand erschien dort.

Der Master war zufrieden. Ihn störte jedoch, dass der ganze Prozess unter Sichtkontakt stattfinden musste. Deshalb übermittelte er EXT-I-1 gleich den Folgeauftrag für ein optisches System, das mit den Feldern verschickt werden sollte.

Diesmal kam die Erfolgsmeldung schon nach einem Monat. Das optische Feld war verwandt mit den Tastefeldern, nur dass es statt der Atome Lichtstrahlen erfasste und diese auf einer Art Bildschirm ›materialisierte‹.

Damit konnte Kocher nun jede beliebige Stelle auf der Erde aufsuchen, das Sichtfeld ließ sich beinahe mit Lichtgeschwindigkeit überall hin dirigieren. Er konnte auf einem Monitor sehen, was sich vor dem Feld befand. Entdeckte er dort ein gewünschtes Objekt, dann konnte er es anschließend in seine Nähe kopieren oder auch an einen ganz anderen Zielort.

Das reichte dem Meister immer noch nicht. In einem weiteren Schritt lernte das Tastfeld zu unterscheiden, ob es tote oder lebende Materie vor sich hatte. Es konnte so eingestellt werden, dass es nur das Lebewesen abtastete und eine Schicht von einigen Zentimetern darum herum. So konnte Kocher sich bestimmte Personen holen, ohne dass er die halbe Umgebung mitkopieren musste, wie beispielsweise den Stuhl, auf dem die Zielperson saß oder das Bett, in dem sie lag. Nur die Kleidung wurde miterfasst.

Gut ausgeschlafen erwachte Undici. Es begann gerade zu dämmern, es war kurz vor sieben Uhr. Irgendwie kam dem Radler die gestrige Schimpftirade absolut unwirklich vor. Was sollte es, irgendwie schienen die Leute frustriert. Doch er musste weiter. Er baute sein Zelt ab, bepackte seinen Drahtesel und radelte los. Nach zwanzig Kilometern erreichte Undici Gorizia oder Görz, wie die Stadt früher hieß. Ähnlich wie Palmanova hatten auch bei ihr mehrfach die Herrscher gewechselt. So war sie unter habsburger, französischer und italienischer Obhut gestanden.

Am Samstag früh floss noch nicht viel Verkehr, trotzdem radelte Undici eine kleinere Nebenstraße entlang. Sie schien ihm ruhiger als die Hauptstraße, die in den Ort hineinführte. Der Weg führt an einem parkähnlichen Gelände vorbei, in dem pavillonartig etliche Gebäude im Neo-Renaissance-Stil standen. Sie kamen ihm merkwürdig vertraut vor und erinnerten ihn an die Psychiatrische Landesklinik in Langenfeld im Rheinland. Dort waren die Fassaden überwiegend aus Backstein erstellt, hier aber hellgrau verputzt, die Kanten rötlich abgesetzt. Die Anlagen waren sich trotzdem sehr ähnlich. Und tatsächlich, nach einer Weile fuhr er am Haupteingang vorbei und las den Schriftzug ›Centro Salute Mentale Alto Isontino‹. Er konnte sich zusammenreimen, dass das etwas mit einem ›Zentrum für geistige Gesundheit‹ zu tun hatte, *Alto Isonzo* war die Region um Görz, italienisch Goriza, dessen Hauptstadt es war.

* * *

Berlin, fast 60 Jahre zuvor

Noch vor der Einschulung hatte der kleine Konrad seinen Eltern einigen Kummer bereitet. Er war deutlich anders als andere Kinder. Sie waren mehrfach mit ihm beim Kinderarzt, der die Familie recht schnell an einen Kinder- und Jugendpsychiater verwies. Dieser wiederum steckte ihn für einige Wochen in stationäre Beobachtung. Letztendlich wurde den Eltern die Klinik in Langenfeld empfohlen, weil diese sich auf das Asperger Syndrom spezialisiert hatte. Diese Diagnose war nach all den Untersuchungen gefallen. Konrads Eltern waren nicht glücklich,

aber sie wurden gelassener. Sie hatten eine Handhabe, wie sie mit ihrem Sprössling umgehen konnten.

Für den kleinen Konrad war das schönste Resultat, dass sowohl seine Mutter wie auch sein Vater die ewigen ›Annäherungsversuche‹ bleiben ließen. Er erinnerte sich noch sehr genau, wie zuwider ihm jedweder körperliche Kontakt war.

Später hatte er sich mit dem Begriff ›Asperger‹ befasst, selbstredend. Ablehnung körperlicher Nähe, da konnte er zustimmen. Das war eines der hunderttausend Symptome, die bei ihm zutrafen. Der ganze übrige Rest war Kokolores. Er war Konrad Kocher und keine Diagnose!

* * *

km 571: Görz

Mittlerweile war sich Undici sicher, dass seine Asperger-Anteile von Dipu längst abgemildert worden war. Hatte er seinerzeit diesen Begriff für fast vollkommen abwegig gehalten, seine Person betreffend, so konnte er sich nunmehr damit anfreunden. Allerdings nur, was die Vergangenheit betraf. Genau genommen was den Ersten betraf. Denn mit diesem fühlte er sich nur noch minimal seelenverwandt. Ein Bild von siamesischen Zwillingen tauchte in Undici auf, von zusammengewachsenen Geschwistern, die allmählich und schonend voneinander getrennt worden waren.

Wie weit aber war er getrennt? Konnte er sich als ›normal‹ bezeichnen? Normaler als vor der Begegnung mit Dipu war er mit Sicherheit. Er hatte einen besseren Zugang zu den Gefühlen anderer – und auch zu seinen eigenen. Der Gesichtsausdruck, die Gestik anderer hatten ihn immer genervt und verunsichert. Damit konnte er früher nichts anfangen. Mittlerweile erkannte er, was sich dahinter verbarg. Doch Undici war sich nicht sicher, ob er *spürte*, was in anderen Menschen vor sich ging oder ob er es einfach *gelernt* hatte, wie Vokabeln oder chemische Formeln. Waren es nur Tricks, die ihm ermöglichten, mit Mitmenschen besser klarzukommen?

Was er immer noch nicht leiden konnte, war Blickkontakt. Dabei hatte er begriffen, dass er sich verdächtig machte, wenn er

den Leuten nicht in die Augen sah. So hatte er sich angewöhnt, dem Gegenüber auf die Nasenwurzel zu schauen. Er musste dabei nicht in fremde Augen sehen, der andere hatte trotzdem das Gefühl, er werde angeschaut. Doch auch das war nicht immer nur gut; er hatte lernen müssen, den Nasenwurzelblick richtig zu dosieren. Denn eine Frau hatte einmal gefragt: »Was stieren Sie mich dauernd so an?« Aus ihrem Tonfall, der etwas höheren Stimmlage, hatte er geschlossen, dass sie genervt war. Sie hatte eine Frage gestellt und er wusste, dass Fragen beantwortet werden müssen. Er setzte schon an, das mit der Nasenwurzel zu erklären. Doch in diesem Moment erinnerte er sich an eine andere Erfahrung: Fragen sind nicht immer als Fragen gemeint. In dem Zusammenhang mit Genervtsein sind sie einfach eine Feststellung mit Aufforderungscharakter. Er sollte das also bleiben lassen, beziehungsweise seinen Blick zwischen Nasenwurzel und Umgebung immer mal hin und her wenden. Also sagte er nur »Entschuldigung« und war erstaunt, welche hervorragende Wirkung dieses eine Wort hatte.

Der einzige Mensch, dem er wirklich in die Augen sehen konnte und sich sogar behaglich dabei fühlte, das war Dipu.

Undici wurde klar, hier und jetzt in Görz, beim Vorbeiradeln an dem ›Centro Salute Mentale‹, dass eine vollkommene Lösung von seinem Zwillings-Klon noch nicht stattgefunden hatte. Doch er konnte damit leben. Er musste damit leben.

Slowenien



Handelnde:

Undici = Italienisch für »Elf«

Elf = Spitzname für »I-1«

I-1 = Abkürzung für »BD-SOZ-I-1«

Uroš Rojko, Gastgeber Undicis

Lasse Gustafsson, Mitreisender Undicis

Libertés = Rebellenorganisation der Elfer

OP = Operator, Experte eines Fachgebiets

SOZ = Operator für soziale und politische Strukturen

EXT = Mitglied des EXperten-Teams

MIL = Experte für Militärisches

SPY = Geheimdienst-Operator, Spion

NUs = Operatoren auf der Insel Niue

NU-SOZ-I-1, 2, 3; genannt Eins, Zwei, Drei = Experten für Soziales auf Niue

– weitere bis NU-SOZ-I-73

TVs = Operatoren auf der Insel Tuvalu

TV-SOZ = Experten für Soziales auf Tuvalu

Welfarer, Rebellenorganisation des Ersten

Nach weiteren drei Stunden war Undici in Slowenien. Zwar war er in einem Tal entlanggefahren, doch die Strecke war langsam, aber stetig angestiegen. Der Radler hatte in Postojna wieder eine Höhe von 550 Metern erreicht. Und er hatte die 600-km-Marke überschritten. Bis 1918 hatte die gepflegte Kleinstadt zu Österreich-Ungarn gehört und Adelsberg geheißen. Nach dem ersten Weltkrieg wurde sie italienisch und nach dem zweiten zunächst jugoslawisch und dann slowenisch.

Alles war okay, weder Muskelkater noch Erschöpfung quälten den Radwanderer. Undici verzichtete auf die Besichtigung der zwanzig Kilometer langen Tropfsteinhöhle, die schon am Ortseingang angepriesen wurde. Wichtiger war ihm Bares, das er in seiner Reisekasse gebrauchen konnte.

An einem kleinen Platz in der Nähe eines Lebensmittelgeschäfts stellte er sich auf. Und siehe da, es gab keinerlei Beschimpfungen. Im Gegenteil, die Leute schienen in Spenderlaune zu sein. Das Geld klimperte in den Hut, die Leute lächelten freundlich.

Es ging auf den Abend zu, das Geschäft schloss. Der letzte Kunde, der herauskam, stellte sich zu Undici, hörte aufmerksam zu, nickte mit dem Kopf und wippte mit dem Fuß. Die Straße wurde leer und dem Spieler war klar, dass sein Auftritt beendet war. Auf gut Glück sagte er: »That was the last song. Thank you for listening.« Sein Gegenüber verstand Englisch und entgegnete, dass er es sei, der sich zu bedanken habe. Diese Lieder habe er schon lange nicht mehr gehört und live schon gar nicht. Dann fragte er, wo der Musiker denn übernachten wolle.

Undici besah sich den Mann. Dieser war gut zwanzig Jahre jünger als er selbst und was er aus seiner Mimik herauslesen konnte, das interpretierte er als ›freundlich‹.

Es bedurfte nicht mehr vieler Worte. Als Undici davon sprach, dass er sich jetzt einen Platz zum Zelten suchen würde, verbot ihm der Fremde das mehr oder weniger. Der Musiker sei heute sein Gast – als Dankeschön für die Musik.

Sehr lange musste Undici nicht überlegen. Als ›der Erste‹ hätte er ein solches Ansinnen erst gar nicht an sich herankommen lassen. Gastfreundschaft galt für ihn nicht, für ihn hatte jedes Verhalten etwas Berechnendes. Niemand gab etwas umsonst. Doch da lag er falsch; dieser Mann hier, der sich als Uroß

Rojko vorstellte, bewies das Gegenteil. Sein Vater sei Komponist gewesen und er habe wohl von ihm den Spaß an der Musik geerbt. Obwohl er nicht in dessen Fußstapfen getreten sei.

Nicht nur, dass Undici von ihm ein bequemes Nachtlager bereitet bekam, nein, er wurde auch noch fürstlich bewirtet. Uroš war ein guter Koch. Seine Frau war vor zwei Jahren gestorben und seither war er Selbstversorger. Sein Konjski golaž war sowieso für zwei Tage gedacht und er teilte redlich. Das Fleisch war ausgesprochen zart und hatte fast einen süßlichen Beigeschmack. Es mundete vorzüglich und gut gesättigt fragte Undici, was das denn für ein Fleisch war. »Horse« bekam er zur Antwort und Undici musste grinsen.

Das bemerkte Uroš und fragte was los sei. »Von mir aus hätte ich wohl niemals freiwillig Pferdefleisch gegessen. Und das wäre eindeutig ein Fehler gewesen. Ich glaube, ich lerne auf dieser Reise gewaltig viel dazu.«

Worauf er sich nach wie vor keinen Reim machen konnte, war die Aggression, die ihm in Palmanova entgegengebrandet war. Er berichtete Uroš davon und der schien keineswegs überrascht. International gebe es zunehmend Vorbehalte gegen die Deutschen, verriet er. Dem ganzen Volk wurde angelastet, dass die Libertés erst Zuckerbrot verteilt hätten und CC nun die Peitsche schwang.

Nach dem Palatschinken als Nachtisch schenkte Uroš ein Zwetschgenwasser ein. Ein bisschen enttäuscht war er schon, dass Undici sich nicht dazu überreden ließ, mit ihm anzustoßen. Doch er verschmerzte das schnell. Er holte eine Klarinette hervor und sagte, sie sei das Einzige, was er von seinem Vater geerbt habe, sowohl das Instrument wie auch dessen Beherrschung. Dann fingen sie an, etliche Stücke im Duett zu spielen.

Ein schöner, ein befriedigender Abend für Undici. Montag; ja, das war ›sein‹ Tag.

* * *

Die neue Technologie, die die EXTs entwickelt hatten, funktionierte letztendlich perfekt, aber immer noch war der Master in diesem Forschungszweig nicht am Ziel. Der Taster erhielt eine weitere Eigenschaft: Er konnte auflösen. Der ertastete Gegenstand oder die Person konnten in Atombestandteile aufgelöst werden. Im Zusammenhang mit der Kopie entstand eine Art Teletransport: Die Person wird an eine Stelle kopiert und an der Ursprungsstelle gelöscht. Es gibt also keine zwei Personen, keine verdoppelten Personen, sondern eine Person an einem neuen Ort.

Dieser Vorgang funktionierte nach einigen Monaten absolut zuverlässig und fehlerfrei – und damit hatte Kocher das ultimative Verkehrsmittel geschaffen. Er nutzte es übungshalber ausgiebig und besuchte seine Sprach- und Länder-OPs. Nachdenken über Reisepass, Reisezeit, Transportmittel, alles Quatsch. Kocher lenkte sein Produktorfeld in die Nähe seines Klons und beobachtete ihn durch die gleichzeitig hergestellte Sichtverbindung. ›Guckloch‹ nannte er das ganz einfach. Dann steuerte er das Tastfeld über sich selbst und bestätigte den Transfer. Der Produktor ließ ihn beispielsweise in Rio de Janeiro in einem Hotel entstehen. Dort drückte Kocher eine Taste am Controller, und der Kocher in Berlin löste sich in Atombestandteile und Energieströme auf, für die er ein eigens Speichersystem geschaffen hatte. Der Controller war nicht größer als ein Handy. Ganz kurz existierten zwei von diesen Konrad Kochers. Der Berliner wurde erst gelöscht, wenn die Kopie wohlbehalten am Zielort materialisiert war und dort den Vollzug per Tastendruck meldete.

Wunderbare Möglichkeiten.

Doch damit nicht genug. Der Master wollte ganz auf Nummer Sicher gehen. Er rechnete nicht wirklich damit, aber mochte das System noch so ausgereift sein – durch eine Kombination unglücklicher Umstände könnte es doch einmal passieren, dass der Ursprungskocher gelöscht würde, bevor er sich an anderer Stelle materialisierte. Deshalb musste ein Zwischenspeicher her.

Daran forschte ein weiterer Zweig, die COMPs, die Computer-Operatoren. Sie mussten zunächst Programmieren lernen, umfassend lernen. Denn Kocher wollte keine eingeweihten

Mitarbeiter, Mitwisser; Spiekenagel wusste ihm schon zu viel. Doch Programmierer einzustellen kam nicht in Frage, stattdessen veranlasste der Erste gut hundert Klone, sich darauf zu spezialisieren.

Ziel war, die Speicher kleiner und immer kleiner zu gestalten. Die Datenmassen, die Kocher benötigte, hätten selbst Milliarden von Exabyte-Platten überlastet.

Fast im gleichen Zeitrahmen wie die Lösung des Teletransports waren diese Wissenschaftler so weit. Sie hatten Granit als geeignetes Speichermedium entdeckt. Granit gab es in riesigen Massen auf der Erde und zwar in aller Herren Länder. Die Pranalys kaufte Grundstücke im Thüringer Wald, in Indien, Brasilien und Westaustralien in der Nähe des berühmten Wave Rock auf. Denn das war den Kocher-Klonen gelungen: Sie konnten mit Mikrofeldern einzelne Atomgruppen innerhalb der Granitstrukturen modifizieren und diese Modifikationen auch wieder abrufen. Damit hatten sie Speichermöglichkeiten, die alle bisher bekannten in den Schatten stellten. Der Kauf ganzer Granitlandschaften wäre eigentlich nicht nötig gewesen, niemand konnte die subatomaren Veränderungen bemerken, die dort abliefen. Doch der Master wollte sicherstellen, dass nicht irgendjemand auf die Idee kam, dort Granit abzubauen. Er zahlte jedenfalls ein Mehrfaches dessen, was jeder Steinbruch eingebracht hätte.

Sämtliche Informationen, die einen lebenden Menschen ausmachten, konnten in einem Würfel von zehn Zentimetern Kantenlänge gespeichert werden, sprich einem Kubikdezimeter beziehungsweise einem Liter. Mit anderen Worten: Die Informationen für eine Milliarde Menschen passten in einen Granitwürfel von hundert mal hundert mal hundert Metern. Für die gesamte Menschheit waren acht solcher Würfel erforderlich, mehr nicht. Und das betraf nicht nur den reinen Organismus. Darin enthalten waren sämtliche Erinnerungen und alles Wissen, das sich ein Mensch angeeignet hatte.

Die Mikrofelder fuhren Molekül für Molekül in den Granit hinein und programmierten ihn oder lasen ihn aus. Genau genommen veränderten sie den Kalifeldspat in diesem Gestein und hierin das Kalium. Ganz genau genommen benutzte Kocher die sechs Kalium-Isotope $38K$ bis $43K$ zur Datenspeicherung. Als Neutronenvorrat dienten ihm Nachbaratome, alle außer Kalium konnte er dazu verwenden. Die Isotope konnte

er beliebig anordnen und hatte so ein Informationssystem mit sechs Buchstaben geschaffen.

Das war eine der Sicherheitsvorkehrungen. Kocher speicherte sich jedes Mal ab, wenn er sich teleportierte. Zudem hatte er eine Automatik erstellt, die ihn morgens einscannte. Er merkte das nicht einmal mehr. Die gleiche Automatik würde zweimal am Tag einen Kocher aus den zuletzt gespeicherten Daten erstellen, wenn der lebende Professor den Prozess nicht bis acht Uhr morgens oder zwanzig Uhr abends abstellte. Sollte ihm also irgendwann einmal irgendetwas passieren, dann würde er aus dieser abgespeicherten Sicherheitskopie rematerialisiert. Maximal zwölf Stunden seines Lebens und seiner Erinnerung könnte er eingebüßt haben. Ein spezieller Raum in einer Wohnung auf Niue war dazu reserviert. Würde er sich eines Tages in diesem Raum wiederfinden, dann wüsste er, dass es Probleme gegeben hatte und der Sicherheitsmechanismus aktiv gewesen ist.

Auch hier war Konrad Kocher nicht erpicht darauf, dass seine Klone das wussten. Er wusste, dass alle wussten, dass die Kochers sich vervielfältigen konnten. Aber die Sprach-OPs wussten nicht mehr alle, dass die Teleportation geglückt war. Die EXTs von den Tast- und Produktorfeldern wussten nichts über Speichermöglichkeiten. Die Speicher-OPs konnten noch am ehesten erahnen, dass man sich auch selbst speichern konnte, doch wussten sie noch nicht, dass das für ihren Master bereits Routine war. Selbstverständlich könnten alle nach und nach darauf kommen, doch bisher war er es, der die Aufgaben verteilte, das Wissen bündelte und alles für seinen großen Plan vorbereitete.

* * *

km 631: Sinja Gorica

Ein sehr heißer Tag und dazu ging es fast die ganze Zeit bergauf. Undicis Hemd war durchgeschwitzt, am liebsten hätte er es sich vom Oberkörper gerissen, doch er wusste, wie seine Haut es ihm danken würde. Nein, er war gezwungen, sogar langärmelig und mit langen Hosen zu radeln.

Er quälte sich höher und höher und merkte, dass der Himmel sich zuzog. Die Wolken wurden dicker und dunkler, gleichzeitig wurde es schwüler und schwüler und bald hörte er aus der Ferne Gewitter grollen, die näher und näher kamen. Erste, dicke Tropfen fielen, warm und eher angenehm auf der Haut, doch die Situation behagte Undici überhaupt nicht. Im Wald, auf einem Drahtgestell, aufziehendes Gewitter – das war eine ungünstige Kombination.

Der Radler hielt Ausschau nach einer freien Stelle. Das Grollen wurde lauter, erste Blitze zuckten in der Ferne. Undici zählte die Sekunden bis zum Donner und teilte sie durch drei. Ungefähr zehn Kilometer war das Gewitter noch weg. Doch der Regen wurde stärker. Noch erfrischte er eher als dass er störte.

Endlich zwei Parkbuchten, jeweils eine für jede Richtung an der Straße. Undici eilte darauf zu und stellte sein Rad gleich am Rand ab. Aus der Seitentasche zog er eine Regenjacke und schlüpfte hinein. Dann nahm er einen Beutel mit Verpflegung heraus. Die Thermosflasche ließ er lieber zurück, so ein Gegenstand aus Stahl war vielleicht nicht das Günstigste im Gewitter. Aber die Isomatte und die Plane nahm er mit, die wollte er sich überhängen, damit er nicht ganz durchnässt würde.

Undici ging dreißig Meter weiter bis zur Parkbucht auf der Gegenspurspur. Dort war er so weit von den Bäumen entfernt wie es hier möglich war. Er kauerte sich auf die Isomatte, holte einen Pfirsich aus seinem Beutel und drapierte die Plane über sich, so gut es ging. Er schaute ins Tal und wollte in sein Obst beißen. Da hörte er einen Knall wie er ihn noch nie erlebt hatte. Er kam von allen Seiten, Undici kam sich vor, als säße er mitten in einer Explosion. Die Trommelfelle schmerzten wenig später, die Luft schien vor Elektrizität zu vibrieren. Der Radler bekam Herzrasen, sämtliche Haare standen senkrecht von der Haut ab. Ungläubig blickte er an sich entlang und konnte es kaum glauben, dass er unbeschädigt geblieben war. Er konnte sich sogar mühe-los bewegen, hatte keine Schmerzen – bis auf die Ohren.

Dann schaute er zu seinem Fahrrad – und an dessen Stelle loderten hohe Flammen und schwarzer Qualm stieg hoch. Der aufkommende Wind blies ihn ins Tal. Trotzdem konnte er den Geruch von versengtem Gummi wahrnehmen. Undicis Habseligkeiten waren in Flammen aufgegangen und brannten wie eine Fackel. Alles was brennbar war, brannte, die Reifen, Plastik, Leder, die paar Papiere, die er mithatte, das Zelt, das bisschen Kleidung zum Wechseln, selbst der Lack des Rades.

Nun war der Radwanderer mittellos, wieder einmal. Doch er hatte noch Kleidung am Körper. Sein Tablet war zum Glück in der Essenstasche. Und die Isomatte hatte er auch.

Und was das Wichtigste war: Undici lebte! Das wurde ihm nach einer Schockminute so richtig klar. Er beglückwünschte sich, dass er früh genug weit genug weg war von seinem Fahrrad.

So kehrte seine Gelassenheit recht bald zurück. Das Gewitter ließ nach, der Regen ging über in eine Art Dauerregen. Undici traute sich, sich dem Waldrand zu nähern. Das Gewitter hatte sich um ungefähr zwanzig Kilometer weiter bewegt. Es bestand wohl keine Gefahr eines neuen Einschlags mehr. Ein paar Meter einen kleinen Waldweg entlang fand Undici eine Schutzhütte. Die suchte er auf mit seinem Essensbeutel, seiner Isomatte und seinem Tablet. Die Luft hatte sich spürbar abgekühlt, trotzdem konnte Undici die Regenjacke ausziehen in der Hoffnung, dass sein Hemd ein wenig trocknen würde. Es klebte noch an ihm, feucht vor Schweiß und Regen; er zog es aus und hängte es über einen Balken.

Dann nahm er sich seines Tablets an, es funktionierte. Der nächste Ort auf seiner Strecke war Vrhnika ungefähr drei Kilometer entfernt. Undici aß sein Obst auf. Nach einer Weile fing er an zu frösteln. Er zog sich sein immer noch klammes Hemd wieder an, die Jacke drüber und wanderte los. An der Ecke zur Straße warf er einen wehmütigen Blick auf das, was von seinem Rad noch übrig war. Vollkommen schwarz verkohlt war es. Um die Felgen herum hingen lose ein paar Drähte. Von den Satteltaschen und seiner Ausrüstung gab es nur ein paar Aschereste, die der Regen über dem Boden verteilt hatte.

Schade, an dieses Rad hatte er sich gewöhnt, und nun würde er wieder zum Dieb werden müssen. Doch etwas Kapital war Undici geblieben: In einer Hosentasche steckte seine Mundharmonika.

Mit schnellem Schritt, auch um warm zu bleiben, durchquerte Undici die Stadt Vrhnika. Auch sie war sauber und irgendwie proper. Es war ein deutlicher Unterschied zwischen Italien und Slowenien: Italien wirkte insgesamt bunter und lebhafter, Slowenien strenger und gediegener. Nach einer halben Stunde Marsch wurden die Häuser kleiner, der Eindruck ländlicher. ›Sinja Gorica‹ ein kleiner Vorort sah schon richtig bäuerlich aus und an einem Hof gab es gleich mehrere kleine Schuppen.

Es war keine Menschseele zu sehen und es dämmerte schon. Undici schlich zu diesen Buden und sah sich um, die dritte schien ihm geeignet für ein provisorisches Nachtlager. Er hätte etwas darum gegeben, wenn Uroš ihn erst heute aufgegebelt hätte. Doch so schlecht hatte er es hier gar nicht, es war Platz genug vorhanden, um seine Isomatte auszurollen, und in einer Ecke war ein Haufen Säcke gestapelt. Die waren zwar rau, doch immerhin konnte er sie über sich schichten und hatte so eine Art Zudecke.

Hundegebell weckte Undici. Er fühlte sich warm und ausgeruht. Alles war in Ordnung. Gerade eben begann es zu dämmern. Das Dorf lag noch im Tiefschlaf. Der Mittellose überlegte nicht lange. Er suchte mehrere Schuppen und Gartenhäuser ab und hatte schließlich sein neues Rad und einige Utensilien, die er brauchte. Satteltaschen und ein Ikea-Beutel waren beinahe so etwas wie das ganz große Glück. Undici konnte seine andere Beute darin verstauen und machte sich auf den Weg. Bis Ljubljana, der Hauptstadt Sloweniens, waren es rund zwanzig Kilometer.

Es existierten zwei vollständig entwickelte Bereiche im Kocher-Imperium. Den ersten fasste der Professor unter ›Linguisten‹ zusammen. Mit ihnen beherrschten er und seine Klone mehr oder weniger sämtliche verbale und schriftliche Kommunikation weltweit. Zudem erkundigten die Kopien dieser Operatoren die politischen Strukturen wichtiger Länder. Das war die Gruppe der SOZ'.

Die EXTs, der zweite Bereich, ermöglichten Teleportation, Fernkopieren von Materie einschließlich Menschen, Löschen von Materie einschließlich Menschen und Speichern von Materie einschließlich Menschen.

Parallel dazu entwickelte der Erste einen dritten Bereich, die MIL-Abteilung.

MILs hatten die gefährlichsten Aufgaben. Anfangs allerdings ging es ausschließlich um Informationsbeschaffung. Diese Klone lernten ›Militär‹ – Aufbau von Streitkräften, Entwicklung kriegerischer Strategien, Ausschalten gegnerischer Stützpunkte usw. Gleichzeitig erlernten sie den Umgang mit Waffen, Waffensystemen, Panzern, Fregatten, Zerstörern, Bombern und allem, was dazu gehörte. Eine Eliteeinheit trainierte Nahkampf mit den verschiedensten Techniken.

Und eine weitere Untereinheit bildete Kocher heraus. Das waren die SPY-OPs. Er brauchte seinen eigenen Geheimdienst, seine Spione, die bald effektiver waren als alle Geheimdienste der Welt. Denn die Kochers hatten ein Instrument, um das ihn alle heftig beneidet hätten, doch seine künftigen Gegner konnten nicht einmal ahnen, dass es so etwas gab. Es waren die Energiefelder, durch die er sehen, kopieren und auch löschen konnte, seine ›Gucklöcher‹. Noch dazu waren sie so gut wie unsichtbar. Ein kleines Flirren in der Luft konnte sie verraten, aber jeder hätte dies für Staub oder einen Lichtreflex gehalten.

Zwei Jahre später war es so weit. Der Master wollte beginnen. Er wollte loslegen. Nicht gleich die Weltmacht übernehmen, nicht auf einen Schlag, darin hätten zu viele Unkalkulierbarkeiten gelegen. Sein Weg wäre langwieriger, aber sicherer, viel sicherer. Sein Plan stand. Doch er wollte sich eine letzte Sicherheit verschaffen. Im Buddhistischen Zentrum war er nochmals ein gern gesehener Gast.

Dies also war des Ersten Plan. Endziel: Weltherrschaft der Kochers. Des Kocher. Des Masters Kocher.

- Der Weg dahin: Kleinstaaten ›knacken‹. Bei unbedeutenden beginnen, dann die mittleren übernehmen und zuletzt die Weltmächte.
- Politiker löschen und eigene Klone an deren Stelle setzen. Stück für Stück. Wie in einem Puzzle.
- Wäre der Meister ein Mörder? Nein, er wäre kein Mörder. Er würde das Morden beenden.
- Würde er die Menschen entmündigen? Nein, sie waren entmündigt. Er würde ihnen die Freiheit schenken.
- Durfte er es gegen den Willen der Menschheit tun? Er musste es gegen den Willen der Menschheit tun. Die Menschheit würde es einsehen, nach und nach. Und dann würde sie ihm unendlich dankbar sein.

Was ihm aber nicht viel bedeutete.

Denn was war der Mensch?

Der Mensch war macht- und geldgierig, skrupellos, religiös oder ideologisch verblendet und verblödet. Dem würde er, der Master, ein Ende bereiten. Seine Operatoren leisteten gute Arbeit. Hunderttausende der schlimmsten *Normalbürger* hatten sie namentlich erfasst, kannten deren Aufenthaltsorte oder konnten sie schnell herausfinden. Diese Leute würden als Allererste verschwinden. Politiker, Kriminelle, Wirtschaftsbetrüger einschließlich der Leiter großer Bankhäuser und Kartelle.

Bald gäbe es keine Armut mehr, da seine Produzenten jedem alles geben konnten, was gebraucht wurde. Mord und Raub waren überflüssig.

Doch würde Kocher damit die Charaktere ändern?

Wäre es nicht sinnvoller, die Menschheit komplett zu tilgen?

Könnten nicht zwei Milliarden Kochers es sich sehr bequem machen auf dieser schönen Welt? Eine Welt, viel zu schade für die Barbaren, die gerade darauf herumkrauchten? Die die Erde nach und nach zerstörten, es kommen sahen, viel darüber redeten und doch nichts Konkretes dagegen unternahmen?

Der Weg wäre etwa der gleiche. Eine große Anzahl OPs mussten entweder die Verwaltungsstrukturen auf der gesam-

ten Welt unter Kontrolle bekommen, oder diese Klone mussten nach und nach die Menschen in ihrer Umgebung neutralisieren.

Löschen, aber nicht töten. Denn alle wurden gespeichert, alle waren reproduzierbar. Sie würden sich genau an die Ereignisse bis zum Moment ihrer schmerzfreien Auflösung erinnern, sollte der Erste sie einst reaktivieren.

* * *

km 682: Ljubljana

Ljubljana, keine Riesenmetropole, aber die Hauptstadt Sloweniens. Es gab ein kleines Zentrum um den Dom St. Nikolaus herum mit einem Marktplatz und recht ordentlichem Publikumsverkehr, gut geeignet für den Mundharmonika-Auftritt. Undicis neues Rad hatte sich auf der Strecke bis hierher gut bewährt. Es hatte nur eine Siebengang-Nabenschaltung, dafür aber ordentlich breite Reifen, die für holprige Straßen sogar besser geeignet waren, nur ein Tachometer war leider nicht dran. Eine Decke hatte er, wieder etwas Wäsche zum Wechseln, die einigermaßen passte, eine Trinkflasche, sogar ein Stück Seife. Zahnbürste und -pasta kaufte er von seinem ersten erspielten Geld.

Der Radwanderer blieb drei Tage. Er hätte sich gerne das Geld für ein neues Zelt zusammengespielt, doch die Geos reichten nur für einen Tacho. Noch länger wollte er sich nicht in der Hauptstadt aufhalten, sondern gegen Mittag in Richtung Zagreb aufbrechen. Noch einmal stellte er sich an den Dom und spielte sein Repertoire herunter. Dabei hatte er einen aufmerksamen Zuhörer, einen blonden kräftigen Mann, vielleicht zehn Jahre jünger als er selbst. Der hatte ein schwer bepacktes Fahrrad neben sich her geschoben und war in der Nähe stehengeblieben. Als er Undici gewahrte, lehnte er sich an sein Rad und wippte bald seinen Fuß im Rhythmus.

Nachdem der Straßenmusiker geendet hatte, ging der Blonde zu ihm, begrüßte ihn mit einem kräftigen Händedruck und stellte sich auf Englisch als Lasse aus Ulricehamn in Schweden vor und erzählte, dass er eine Radtour nach Griechenland ma-

che. Sie hatten also eine lange Wegstrecke gemeinsam und beschlossen nach kurzer Zeit, zumindest ein Stück zusammen zu radeln.

* * *

Berlin und Scheibbs, 23 Jahre zuvor

Eine Woche Meditation. Eine Woche, die wieder Klarheit brachte:

Der Master wird die Weltherrschaft übernehmen, um die Menschheit in ein besseres Leben zu führen. Ein Ziel, das noch keinem Regenten gelungen ist – so er es denn überhaupt vorgehabt hätte.

Sollte dies misslingen, aus welchem Grund auch immer, dann kann der Erste die Menschheit immer noch neutralisieren und sich mit seinen Klonen auf der gesamten Erde ausbreiten.

Der Erste hat einen Plan A und einen Plan B.

Plan C wäre der Anschlussplan an B, je nachdem, wie es laufen wird. Menschen, die der Master für wertvoll hält, kann er jederzeit rematerialisieren mit dem Ziel, sie an seinen Plänen mitarbeiten zu lassen.

* * *

km 713: Ivančna Gorica

Als der Abend sich näherte, sagte Undici zu Lasse, dass sie sich jetzt trennen müssten. Er wollte sich nach einem Unterschlupf umsehen. Ivančna Gorica hatten sie erreicht. Der Ort machte einen eher dörflichen Eindruck und Undici hielt die Suche nach einem Nachtlager für aussichtsreich.

Lasse bemerkte: »Ich habe mich sowieso schon gewundert, dass du so wenig Gepäck mit dir rumschleppst. Ein Zelt hast du ja offenbar nicht. Dachte, du gehst in Hotels oder Pensionen.«

»Das wäre schon schön. Doch ich habe kein Geld.« Dann erzählte Undici von dem Blitzeinschlag in sein Fahrrad mitsamt all seinen Habseligkeiten. Lasse war betroffen. »Mein Gott, da hast du ja Schwein gehabt, dass du rechtzeitig abgestiegen bist.«

»Das kann man wohl sagen...«

Lasse schlug vor, zum Konsulat zu gehen und sich dort helfen zu lassen. Undici redete sich damit heraus, es gehe ja auch so, und er wolle nicht gerne Ämter in Anspruch nehmen. Lasse schaute ihn mit einem seltsamen Ausdruck an. Undici hätte etwas dafür gegeben, wenn er den hätte deuten können. Das war nicht die herkömmliche Mimik, mit der er etwas anzufangen wusste.

Dann lachte Lasse los. »Wird doch wohl nichts ausgefressen haben, der feine Herr Undici?« Dabei boxte er ihm auf die Schulter. Und Undici war das nicht einmal unangenehm. Er lachte mit und gab seinem Mitreisenden einen Klapps auf den Oberarm zurück.

»Weißt du was«, schlug der Schwede dann vor, »du kannst mit in mein Zelt. Ist zwar nur ein kleines Zweimannzelt. Wollte es ein bisschen bequemer haben. Aber für dich schränke ich mich doch gerne ein.«

Bald lag Undici zum ersten Mal eng mit einem anderen Mann in einem schmalen Zelt. So nah war er bisher nur Dipu gekommen, aber das war eine Frau. Er wunderte sich über sich selbst. Es blieb nicht aus, dass man bei Bewegungen den anderen berührte. Das, was früher so unangenehm für Undici war, war es jetzt nicht. Keineswegs löste der Kontakt Wohlgefühl aus – eher eine Art Erschrecken, Erschrecken aber eigentlich darüber, dass das Unbehagen ausblieb.

Vor dem Einschlafen fragte Lasse noch, was denn Undici beruflich mache. Er hatte diese Frage erwartet und versuchte, so überzeugend wie möglich zu sagen: »Biologe«. Lasse lachte und fragte, ob er nicht zufällig Kernphysiker sei. Undici war verunsichert, denn damit hatte er nicht gerechnet. Er stritt es ab, fragt aber, wie Lasse darauf komme. Zur Antwort bekam er zu hören, dass Lasse eine gewisse Ähnlichkeit mit den Libertés erkenne. Darauf konnte Undici deutlich sicherer entgegnen, dass er das schon öfter gehört hätte. Insgeheim aber stellte er fest, dass dieser Schwede ein guter Beobachter war.

Bevor er in den Schlaf versank, schwenkten Undicis Gedanken zurück zur Insel Niue. Wie lange war das her, dass er dort einen Bauernhof übernommen hatte?

* * *

Die Farmerfamilie war gelöscht und im Granitmassiv der Wave Rocks in Australien gespeichert worden. Heu und Stroh aus der Scheune pulverisierte der Master, um Platz zu schaffen; es fand Eingang in den riesigen Energiespeicher, der mittlerweile nur noch als Cloud existierte – inmitten der riesigen, unbewohnten sibirischen Steppe. Dann schickte Kocher das Tasterfeld über die Betten der Farmersleute und vervielfachte sie, so dass sie sich in der Scheune materialisierten.

Gelöst und entspannt besuchte Konrad Kocher anschließend seine drei Operatoren, die er nach Niue abgeordnet hatte. Es waren NUs, NU-SOZ-I-1, -2 und -3. Sie sprachen Englisch, hatten aber Grundkenntnisse in der Inselfsprache, dem Niueanisch. Der Master nannte sie der Einfachheit halber Eins, Zwei und Drei. Ein halbes Jahr lebten sie bereits auf der Insel und kannten sie wie ihre Westentasche und mit allen geografischen Details.

Entstanden als Gipfel eines unterseeischen Vulkans von gut 3.000 Metern Höhe ragt die Insel nur 68 Meter über den Meeresspiegel. Der größte Teil der Fläche ist landwirtschaftliches Gebiet, ein tropischer Wald liegt im Südosten. Neben dem Hauptort Alofi an der Westküste gibt es zehn weitere Dörfer. Industrie gibt es so gut wie keine und Tourismus kaum, da Niue nur über winzige, steinige Strände verfügt. Ringsum ist die Insel von dreißig Meter hohen Klippen eingerahmt. Für manche hartgesottenen Segler bieten aber gerade die eine sportliche Herausforderung.

* * *

km 753: Novo mesto

Ein Stück weit konnten Undici und Lasse nebeneinander herfahren. Sie waren auf dem Weg nach Novo Mesto. Diese Kleinstadt lag idyllisch an einem Fluss namens Krka.

Es war Sonntag, die Radler hetzten sich nicht ab und konnten sich gut unterhalten. Der Schwede berichtete, dass er einen Schreinerbetrieb besitze, und Undici wunderte sich, wie er dabei so eine lange Reise machen könnte.

Für Lasse war es mehr oder weniger die Flucht vor seinem Untergang, die Flucht in die Rettung. Der Betrieb hatte seine ganzen Kräfte aufgezehrt, hatte ihn überfordert. Nicht das Handwerk war es, sondern Bürokratie und Organisation. Die beanspruchten ihn maßlos, bis zur Erschöpfung. Immer mehr hatte er das Gefühl, sich betäuben zu müssen. Er betäubte sich mit Alkohol. Am nächsten Tag fit zu sein für den Betrieb schaffte er nur mit Kokain und Kettenrauchen. Und dann der Infarkt. Von einem Tag auf den andern war alles vorbei. Krankenhaus, Reha, gerade so überlebt. Und die Ärzte gaben ihm kein Jahr, wenn er so weitermachte.

Mit Anfang Fünfzig abtreten wollte Lasse nicht. Verwundert stellte er fest, dass sein Betrieb auch ohne ihn weiterlief. Sein Meister managte den Laden, als hätte er nie etwas anderes gemacht. Das hätte Lasse ihm nie zugetraut. Dabei schien er sich nicht einmal so krumm zu legen wie sein Chef. Sein Geheimnis war: Er konnte delegieren. Genau das, was Lasse unmöglich war. Er hatte immer das Gefühl gehabt, dass er alles selbst machen müsse. Das Einzige, was er aber erreicht hatte, war, seine Gesundheit zu ruinieren.

Es gab immer wieder Strecken, in denen die beiden Männer hintereinander her fahren mussten. Undici hing seinen Gedanken nach, die zwischen Welteroberung und dem Bericht seines Begleiters hin und her pendelten. Er dachte nochmals an die Zeit vor der Niueer Seuche.

* * *

Niue, 22 Jahre zuvor

Es kam der Tag, an dem der Master die Operatoren in sein Vorhaben einweihte. In einer Woche würden sie die Insassen des Krankenhauses in Alofi löschen und speichern, Patienten wie Ärzte. Am gleichen Tag würden sie zusätzlich rund dreihundert Niueer löschen, darunter auch den Ministerpräsidenten, einige seiner Sekretäre und weitere Verwaltungsangestellte. Zwanzig Klone sollten sich ins Krankenhaus begeben und dort die Kommunikationsmöglichkeiten besetzen. Etwa fünfzig weitere OPs sollten sich in den Regierungsgebäuden und

in der Verwaltung breit machen. Die Krankenhaus-OPs sollten überwiegend über E-Mails von der Seuche berichten, die angeblich ausgebrochen sei und den Zugang für Besucher untersagen. Die Regierungs-OPs sollten sich als Seuchenexperten ausgeben und behaupten, dass sie befugt und beauftragt wären, administrativ einzugreifen.

Es dauerte zwei volle Tage, bis alle Einzelheiten klar waren. Eins, Zwei und Drei machten eine Reihe brauchbarer Vorschläge, als sie verstanden hatten, um was es ging. Der Master hatte keine große Mühe, sie von seinem Vorhaben zu überzeugen, tückten sie doch schließlich genau so wie er.

Mit Montag beginnt die Woche. Montag sollte sie beginnen – die Aktion zur Befreiung der Menschheit unter der Vorherrschaft des Masters und seiner OPs. Es brauchte nur wenige Stunden, um siebzig neue Kochers zu erschaffen. Konrad Kocher schickte das Tasterfeld über seine drei NU-SOZs. Diese drei standen vor der Scheune. Fast gleichzeitig materialisierten im Produktorfeld drei neue NUs in der Scheune. Dadurch, dass sie alles wussten, was passierte und was geplant war, wussten sie, dass sie Klone von NU-SOZ-I-1, -2 und -3 waren. Sie erhielten die Namen NU-SOZ-I-4, -5 und -6. Der Erste führte die Vervielfältigung insgesamt dreiundzwanzig mal durch und am Schluss SOZ-I-1 nochmals alleine, bis also die siebzig Klone erzeugt waren. Der letzte hatte die Nummer NU-SOZ-I-73, da die drei Ursprungs-NUs noch hinzukamen.

All die neuen Generationen von Operatoren wussten von dem Plan, er musste ihnen nicht nochmals erläutert werden, lediglich die Aufgaben wurden verteilt. Eins, Zwei und Drei schliefen weiter im Bauernhaus, die siebzig neuen Klone mussten sich leider mit dem Massenlager in der Scheune begnügen. Doch das war eine kurze Übergangslösung, das wussten alle. Bald hätten sie genügend Häuser zur Auswahl.

Montag ging es los. Montag, »der Montag«. Die Woche begann, der beste Zeitpunkt für eine Neuerung. Auch wenn das doppelt und dreifach betont wird, so war es!

Zwanzig OPs begaben sich zum Krankenhaus – mit ihren Steuergeräten, genannt ›Palmis‹, weil sie so leicht in der Handfläche lagen, *Palm* auf Englisch. Kleiner Bildschirm, ein paar Knöpfe, äußerlich unscheinbar – innerlich eine hinterhältige Waffe.

Mit dem Bildschirm steuert man das Tastfeld, wenn man will 1.000 km in wenigen Sekunden. Sieht man das Opfer, genügt ein kurzer Klick auf die Löschaste und der Mensch ist verschwunden. All seine Daten sind gespeichert im Granit. Ein Vorgang, der keinen Lidschlag mehr dauert.

Die Klone eroberten das Krankenhaus. Jeder Mensch, dem sie begegneten, verschwand. Sekretariat und Chefarztzimmer waren bald leer von jeglicher Menschenseele.

Vier begann die E-Mail-Aktion. Er verschickte Nachrichten an alle erreichbaren Stellen.

»Hier ist Chefarzt Dr. Snyder aus der Tui-Na Health Clinic in Alofi. Auf der Insel ist eine unbekannte Seuche ausgebrochen. Ein großer Teil der Patienten ist gestorben, viele kämpfen um ihr Leben. Auch einige Leute vom Personal sind betroffen. Namen werden wir später durchgeben. Im Moment stehen andere Maßnahmen im Vordergrund. Wir rufen dringend dazu auf, niemanden mehr einzuliefern. Alle dienstfreien Mitarbeiter bitten wir jedoch dringend, sich zum Einsatz zu melden. Für deren Schutz steht hier alles bereit. Wir benötigen jede helfende Hand.«

Diese Mitteilung machte er telefonisch auch an die Fernsehstation. Die unterbrach ihr Programm und informierte die Bevölkerung. Das führte zu Verwirrung. Es wurden natürlich trotz der Warnung neue Patienten eingebracht. Nachdem die Klone, die inzwischen in Arzt- und Pflegerkleidung herumliefen, die Personalien aufgenommen hatten, wurden die neuen Patienten in subatomare Teilchen zerlegt, ihre Energie in der Cloud gespeichert, genau wie das Heu und Stroh vom Bauernhof. Ihr gesamtes Datenmaterial landete im Granitblock. Den Krankenfahrern ging es genau so.

Im Laufe des Tages kamen Nachfragen. Anhand der Aufnahmelisten und der Personalakten teilten die Operatoren dem Gesundheitsamt während des Tages mit, welche Patienten und Mitarbeiter angeblich der Seuche erlegen waren.

Unterdessen nahmen die anderen OPs das Ministerium und die Stadtverwaltung von Alofi in Beschlag. Jeden, dem sie begegneten, lösten sie in Luft auf. Es ging schmerzlos und ohne Widerstand, weil niemand verstand. Der Ministerpräsident war weg, sein Sekretariat von Kocher-Klonen besetzt.

Diese meldeten die Seuche nach Neuseeland. Sie empfahlen, Flugverkehr und Versorgung durch Schiffe vorerst einzustellen.

Neuseeland war irritiert. Aber auch erleichtert, dass die Niueer sich selbst helfen wollten. Den Meldungen zufolge lehnten sie die angebotene Hilfe ab und dachten, die eigenen Ärzte würden es schaffen. Heimliches Aufatmen bei den Verantwortlichen. Wie hätte man es der eigenen Bevölkerung beibringen sollen, dass schon wieder Geld, Material und Fachleute zu dieser Insel geschickt wurden, wo das Mutterland gerade selbst in einer empfindlichen Krise steckte?

In knapp zwei Wochen waren sämtliche Niueer in der Cloud und im Granit. Rund tausend Klone bevölkerten die Insel, gaben Personalien angeblicher Verstorbener durch und erfanden das Märchen mit ›The Last Ten‹. Nach einem Monat siedelte der Master endgültig über nach Niue. Hier hatte er seine Ruhe, hier konnte er ungestört arbeiten.

Das Experiment Niue war ein voller Erfolg. Den würde Konrad Kocher wiederholen. Nicht mit Auslöschung der Bevölkerung, sondern mit Verwöhnung. Sein nächstes Ziel war Tuvalu.

* * *

km 799: Brežice

Undici hörte Lasses Berichten aufmerksam zu. Er konnte sich kaum vorstellen, dass der so ein verbissenes Arbeitstier gewesen sein sollte. Er wirkte doch locker und fröhlich, er lachte viel, und das sehr ansteckend. Undici war froh, diesen Begleiter zu haben.

Natürlich musste auch er mit der Sprache herausrücken, was sein Ziel war. Als Undici Bangladesch sagte, lachte Lasse schallend los. »Da kannst du doch auch noch den Mount Everest besteigen«, schlug er vor. Undici verstand nicht. War da wieder so eine versteckte Botschaft? Sollte er fragen oder so tun, als wäre alles klar? Er entschloss sich zur Frage:

»Was meinst du damit?«

Lasse erklärte, dass ein Landsmann von ihm, Göran Kropp mit Namen, vor langer Zeit einmal von Schweden nach Nepal gefahren sei, mit dem Rad! Dort habe er das Dach der Welt bestiegen und sei dann wieder zurückgeradelt. Alles alleine, ohne Helfer, ohne Sherpa und auch noch ohne Sauerstoff.

»Und ich dachte, wenn du schon so eine anstrengende Tour machst, dann ist der Mount Everest doch für dich auch nur ein Klacks.« Dabei lachte er wieder. Und Undici war froh, gefragt zu haben.

Einen weiteren Tag hatten sie hinter sich gebracht, der es in sich hatte. Die Strecke machte fast fünfzig Kilometer aus bis Brežice, dem letzten Ort in Slowenien. Es lag noch an der Krka, die hier in die wesentlich breitere Save einmündete.

Die Strecke war zwar flach gewesen, immer an dem Flüsschen entlang, doch für Undici war es das längste Stück, das er bisher an einem Tag bewältigt hatte. Und das mit beinahe fünfzig Kilo Gepäck. Nach und nach hatte sich doch wieder so einiges angesammelt, Schlafsack, Matte, Verpflegung, Wäsche, Werkzeug – und heute war Undici mit dem Zelt an der Reihe. Wenn das so weiterging, sollte er es vielleicht wirklich einmal mit dem Gipfel der Welt probieren. Er lachte in sich hinein, doch Lasse bemerkte es. Als Undici zugab, woran er gerade gedacht hatte, wieherte Lasse polternd los und prophezeite:

»Du wirst schon noch richtig Blut lecken an den Strapazen.«

* * *

Tuvalu, 21 Jahre zuvor

Tuvalu? Ein Inselstaat, gar nicht weit weg von Niue, *nur* rund 2.000 km in nordwestlicher Richtung, bestehend aus sechs größeren Inseln, die mehr oder weniger wie bei einer Perlenkette nebeneinander aufgereiht sind. Palmenstrände gibt es wie aus dem Reiseprospekt. Als Walfang-Stützpunkt und Sklavenreservoir erweckten die Inseln einst europäische Begehrlichkeiten. 1877 nahmen sie die Briten unter ihre Verwaltung und verleibten sie 1915 als Ellice Islands in ihr Commonwealth ein. 1978 erreichten die Inseln wieder ihre Unabhängigkeit.

Die Operatoren waren vor Ort. Es waren TVs und deren Abkömmlinge. Englisch war nach der Kolonialisierung durch die Briten trotz der Unabhängigkeit Amtssprache geblieben. Einige der TVs, besonders die TV-SOZ', hatten sich allerdings gute Kenntnisse in Tuvaluisch angeeignet.

Der Erste selbst wechselte immer wieder von Niue zur Hauptinsel Funafuti. Das Dorf Vaiaku dort galt als Regierungssitz. Die ›Gegner‹ waren identifiziert. Das waren Politiker, allen voran der Ministerpräsident, der Polizeipräsident, der britische Generalgouverneur und einige einflussreiche Geschäftsleute. Militär gab es nicht, das erleichterte die Aufgabe. Lediglich ein einziges Patrouillenboot kontrollierte die Hoheitsgewässer.

Montag war ein guter Tag. Neue Woche, neue Unternehmung. Wieder startete die Aktion an diesem Tag. Am Anfang war das Vorgehen identisch wie auf Niue. Die Klone knipsten sich den Weg ins Verwaltungsgebäude frei und besetzten dort sämtliche Zimmer. Gleiches geschah mit der Polizeistation, mit einer Bank und einem Betrieb, der Kokosnüsse verarbeitete.

Die fünf Mann Besatzung des Patrouillenbootes wurden zerstäubt. Dann materialisierten fünf Klone auf dem Boot. Sie ließen die Besatzungsmitglieder anschließend in einer Kabine rematerialisieren und traten ihnen mit Sturmhauben gegenüber. Sie bedrohten sie mit automatischen Waffen, legten ihnen Handschellen an und zwangen sie dann, ihnen zu erklären, wie sie das Schiff zu steuern war. Dabei achteten sie auf einen höflichen Umgangston, versicherten ihnen, dass sie nichts zu befürchten hätten, wenn sie sämtliche Anweisungen befolgten. Sie gaben sich als die Welfare-Rebellen aus und erklärten, dass sie die Macht im Staat übernommen hätten. Im Gegensatz zu den meisten Machthabern und Umstürzern hätten sie allerdings nicht ihren eigenen Vorteil im Sinn, sondern nur und ausschließlich den der Bevölkerung. Nach dieser kurzen, gewaltgeprägten Phase werde jeder einzelne Tuvaluer von der Machtübernahme profitieren.

Schnell kehrte eine relative Ruhe ein. Schließlich sicherte der Kapitän seine Mitarbeit zu. Die Rebellen nahmen ihm seine Fesselung ab und er steuerte das Schiff durch das Atoll an den Kai.

Mit dem gleichen Vorgehen wurde der einzige Fernsehsender besetzt. Auch hier wurden die Mitarbeiter zunächst dematerialisiert, dann in einem anderen Raum rematerialisiert. Das war eine reine Machtdemonstration. Wem diese nicht genügte, wurde mit Waffengewalt zur Mitarbeit gezwungen – zumindest vorübergehend.

* * *

Auch Lasse hatte sich einmal zur Mitarbeit gezwungen gefühlt. Das war allerdings viele Jahre später und auf einem ganz anderen Fleckchen der Erde. Und seine Mitarbeit hatte im Dienst seiner eigenen Gesundheit gestanden. Er stellte, was ihm schwerfiel, sämtlichen Drogenkonsum ein, Alkohol und Nikotin eingeschlossen. Anfangs spürte er größten Druck und heftigstes Verlangen, dann sagte er sich, dass er leben wolle. Das half, wie auch der Sport. Jahrzehntlang hatte er sich nicht mehr körperlich betätigt, obwohl er Radfahrer war und in seiner Jugend so manchen Regionalwettbewerb gewonnen hatte, noch lange, bevor er sein Faible für Motorräder entdeckte. Im Betrieb würde er sich genug bewegen, war seine Ausrede.

Lasse merkte schnell, wie gut der Koronarsport ihm tat. Die Ärzte mussten ihn bremsen, als er vor lauter Begeisterung so richtig loslegen wollte. Doch nach einem halben Jahr hatte er seine Leistung solide verbessert. Das Herz machte mit und die medizinischen Kontrollen waren zufriedenstellend. In Lasse reifte die Idee, mit dem Rad nach Griechenland zu fahren, das Land seiner Träume. Schon als Schüler hatte es ihm die hellenische Geschichte angetan. Zwar war er ein paarmal im Urlaub auf diversen Inseln, doch kennengelernt hatte er Land und Leute nicht wirklich. Das sollte jetzt anders werden.

Nach gründlicher Untersuchung hatten die Ärzte grünes Licht gegeben.

* * *

Tuvalu, 21 Jahre zuvor

Am Nachmittag gab es eine Sondersendung. Die Welfare-Rebellen führten, mit schwarzen Masken verhüllt, den Premierminister, den britischen Generalgouverneur, den Polizeichef und den Bankdirektor vor. Sie erklärten, dass sie selbst die Macht übernommen hätten. Die Monarchie erklärten sie für abgeschafft, das Parlament für aufgelöst, die Mitgliedschaft im Britischen Commonwealth für beendet. Der Generalgouverneur wurde des Landes verwiesen. Er wurde eindringlich vor einer briti-

schen Intervention gewarnt, die Rebellen seien gegen jeden Angriff gut gerüstet. Dann durfte er als Erster die Runde verlassen. Zwei Welfare-Rebellen begleiteten ihn. Er bekam 24 Stunden Zeit, um seine Habseligkeiten zu packen.

Die Bevölkerung wurde aufgefordert, Ruhe zu bewahren und zu kooperieren. Versprochen wurden ihnen eine Menge Annehmlichkeiten, z. B. höhere Löhne bei verringerter Arbeitszeit. Erreicht werden sollte dies durch den Aufbau einer leistungsstarken Industrie. Zwar sei es erforderlich gewesen, einige Leute festzunehmen: Die Besatzung des Patrouillenbootes, alle Verwaltungs- und Bankangestellten sowie die diensthabenden Polizisten. Die Rebellen versicherten, allen gehe es gut. Ab sofort könnten Angehörige im Verwaltungsgebäude vorsprechen. Wenn sie belegen könnten, dass es sich bei den Festgenommenen um ehrbare Bürger handelte, dann würden sie sofort freigelassen.

Und als Antrittsgeschenk versprochen sie jedem einzelnen Bürger, unabhängig von Geschlecht und Alter, einen einmaligen Betrag von 10.000 tuvaluischen Dollar, die den gleichen Wert hatten wie die australischen. Diese Summe könne sofort in der Bank abgeholt werden. Bevor der Bankdirektor protestieren konnte, schleppten zwei Rebellen eine Kiste heran und bauten eine Pyramide aus Goldbarren auf dem Sendepult auf. Sie sagten, das sei nur ein Teil der zwei Tonnen Edelmetall, die sie bereits eingeführt hätten und die der Nationalbank als Sicherheit dienen sollten. Das entsprach hundert Millionen Dollar und das wiederum der versprochenen Summe bei 10.000 Einwohnern.

Sollte immer noch jemand meinen, mit Gewalt gegen die Rebellen vorgehen zu müssen, dann würden die sich zu wehren wissen. Sie hätten ja bewiesen, dass sie das Patrouillenboot und sogar die Polizeistation spielend in ihre Gewalt bringen konnten. Und jeder, der aufbegehrt, würde die versprochenen Vergünstigungen sofort gefährden.

Der Bankdirektor bekam die Handschellen abgenommen, Maskierte führten ihn aus dem Studio. Ein Kameramann und ein Sprecher mussten ihn begleiten. Die Zuschauer bekamen anschließend zu sehen, wie der Direktor in einen Transporter gebracht wurde. Weitere Rebellen öffneten die Türen zur Ladefläche und entriegelten etliche Kisten, die mit weiteren Goldbarren gefüllt waren.

Nachdem der Transporter abgefahren war, meldete sich wieder der Sprecher der Rebellen. Abschließend verkündete er, dass vorübergehend einige Hallen beschlagnahmt werden müssten, die provisorisch als Produktionsstätten benutzt würden. Die Eigentümer bekämen sie jedoch nach einer Übergangszeit von maximal einem halben Jahr mit Entschädigungszahlungen zurück.

Danach beendete der Sprecher die Sondersendung und kündigte an, dass der Sender für den Rest des Tages geschlossen bleibe. Normaler Sendebetrieb werde erst am Dienstag wieder stattfinden.

Nach verständlicher Verblüffung probierten einige Mutige die Versprechen der Welfare-Rebellen sofort aus. Zuerst sprachen sie auf der Zentralbank vor. Diese schien wie an jedem Tag zu funktionieren, der Unterschied war lediglich, dass sich einige Rebellen mit Maschinenpistolen darin aufhielten und dass der Direktor höchstpersönlich im Schalterraum anwesend war.

Die ersten baten um ihre 10.000 Dollar und die Kassierer händigten sie ihnen aus. Der Kunde musste lediglich seine Identifikationskarte vorlegen und wurde in eine Ausgabeliste eingetragen. Nach seiner Empfangsbestätigung verließ er um 10.000 Dollar reicher die Bank.

Das brachte den Welfarern gewisse Sympathien ein.

Kroatien



Handelnde:

Undici = Italienisch für »Elf«

Elf = Spitzname für »I-1«, auch Eins-Eins

I-1 = Abkürzung für »BD-SOZ-I-1«

BD-SOZ-I-1 = erster SOZ-Operator in Bangladesch

Lasse Gustafsson, Begleiter Undicis

Dipu Afsari, Sprachlehrerin und Exfreundin Elfs

MGs, Operatoren auf Madagaskar

Konrad Kocher, Ursprungsname, der Erste, der Meister oder Master

Urko = direkter Klon Konrad Kochers

Der Zweite = allererster Klon Konrad Kochers = Urko2

Der Dritte = zweiter Klon Kochers = Urko3

Arthur Spiekenagel, Juwelier und Mitarbeiter Kochers

COMP = Computer-Operator

An der Save entlang ging es nach Zagreb, wieder eine Hauptstadt. Deutlich größer als Ljubljana, etwas mondäner, geprägt durch Handel, Finanzen und das Erzbistum. Die Kathedrale machte dann auch den Höhepunkt der Sehenswürdigkeiten aus. Einen Stadtbummel ließen sich die Männer nicht nehmen. In der ›Ilica‹, der Hauptgeschäftsstraße, fanden sie drei Waffengeschäfte. In einem stand ein weiß gekleideter Cowboy als Schaufensterdekoration. Er trug einen breiten, weißen Hut. Undici war sofort begeistert. Den musste er haben. Er hatte nur ein simples Käppi, das dem Kopf zwar etwas Schutz bot, aber kaum Schultern und Hals schützte. Der Lichtempfindliche entdeckte schnell das Preisschild – hundertfünfzig Geo.

Da fehlten ihm ungefähr dreißig. Lasse wollte sie ihm sofort leihen, doch darauf ließ Undici sich nicht ein. Er sah kaum eine Möglichkeit, sie jemals zurückzuzahlen. Stattdessen schlug er vor, er selbst könnte am nahen Ban-Jelačić-Platz Geld einspielen. Das ist der belebte Treffpunkt für beinahe ganz Zagreb, sowohl für Einheimische wie auch Touristen. In dieser Zeit solle Lasse das Archäologische Museum mit der berühmten Sammlung griechischer Vasen besichtigen. Darauf konnte sein Begleiter sich einlassen und zog los.

Das Publikum war hier deutlich gnädiger als in Slowenien. Undici hatte schnell das fehlende Geld zusammen. Da Lasse noch nicht wieder aufgetaucht war, spielte er weiter und hatte bald sogar wieder etwas Reserve.

Als der Mitradler zurück war, betrat Undici mit ihm zusammen das Waffengeschäft. Der Verkäufer gab ihm gerne den Hut in der passenden Größe und fragte die Radler, was sie denn für Waffen hätten. Als beide ›keine‹ antworteten, verdrehte er kurz die Augen und fing danach an, sein Sortiment anzupreisen. Gerade sie als Radler seien doch leichte Opfer und müssten sich schützen können. Ganz Unrecht hatte er nicht, Undici wurde schmerzlich an seine Venedig-Erfahrung erinnert. Doch hätte eine Schießerei etwas verhindern können? Eher verschlimmern!

Jedenfalls entgegnete er, der einzige Schutz, den er brauche, sei der Schutz vor der Sonne, und dazu habe ihm der Händler ja gerade verholfen. Doch der ließ nicht locker. Es müsse ja keine Riesenknarre sein, eine kleine Walther CCP9 tue es doch auch.

Die könne er für unter 600 Geo abgeben. Man könne sie sogar in den Stiefel stecken, wie Clayton Young.

»Wer ist das denn?« wollte Lasse wissen.

»Kennen Sie nicht den Meisterschützen aus Snowblind? Das ist doch ein Klassiker unter den Endzeit-Western.«

Als die Radler dann auch noch zugaben, dass Western nicht ihr Ding sei, war der Mann beinahe fassungslos. Er holte zu seinem letzten Trumpf aus:

»Sie wissen aber schon, dass seit erstem April das Tragen von Waffen Pflicht ist? Die Polizei kontrolliert das ziemlich scharf. Die ersten Prozesse sind schon am Laufen und die Richter sind gnadenlos. Allen Angeklagten droht die Todesstrafe. In Amerika sind schon erste unverbesserliche Waffengegner erschossen worden.«

»Ich glaube kaum, dass das in Schweden auch so streng ist«, wand Lasse ein.

»Wenn Sie hier erwischt werden, wird aber das kroatische Recht angewandt.«

Die Diskussion ging noch ein Weilchen hin und her. Der Mann fuhr immer neue Argumente auf. Die einzige Entgegnung, die er letztendlich gelten ließ war die, dass Undici sagte, sein letztes Geld habe er gerade für den Stetson ausgegeben. »Nu ja, sagen wir mal Stetson-Verschnitt«, holte der Verkäufer zu einem letzten verbalen K.o. aus, was ihn auch nicht sympathischer machte. »Einen echten Stetson können Sie sich ja schon mal gar nicht leisten. Da müssten sie nämlich 2.000 hinblättern.«

Eine sonderlich angenehme Begegnung war das nicht, ziemlich genervt machten sich die Radfahrer daran, Zagreb zu verlassen. Doch nach ein paar Kilometern lachte Lasse plötzlich auf und rief Undici zu: »Die Welt wird immer verrückter. Hätte gerade noch gefehlt, dass der Typ die Polizei holte, weil wir hartnäckige Waffenverweigerer wären...«

* * *

Waffen hin, Waffen her. Sie waren auf Tuvalu sowieso nur Mittel zum Zweck und sollten eine reibungslose Übernahme gewährleisten, ihr Einsatz war nicht vorgesehen. Ähnlich formlos wie die Auszahlung des ›Begrüßungsgeldes‹ geschah das Auslösen der festgesetzten Bevölkerung. Die Rebellen zeigten den Angehörigen die Bilder der Verschwundenen. Sobald sie ihre Verwandten entdeckt hatten, wurden diese rematerialisiert. Bevor sie entlassen wurden, sagte man ihnen, man hätte sie zu ihrem eigenen Schutz in einem künstlichen Tiefschlaf gehalten. Da die Verwandten ihre Harmlosigkeit verbürgt hätten, würden sie jetzt selbstverständlich wieder frei gelassen - mitsamt einer ordentlichen Haftentschädigung, nämlich nochmals 10.000 \$ zu der Summe, die ihnen als Bürger von Tuvalu sowieso zustand.

Die Rebellen besetzten sogleich drei große Hallen, in denen Verdoppler materialisiert wurden. Mit diesen produzierten sie hauptsächlich Benzin und Grundnahrungsmittel, die ab sofort kostenlos abgegeben wurden. Dadurch wurden viele Arbeitsplätze frei, wobei die Arbeitslosen aber sofort als Ausgleich eine Lohnfortzahlung ohne Abzüge erhielten.

Ansässige Bauunternehmer mussten neue Hallen errichten, in die die Verdoppler-Produktionen verlagert wurden. Die konfiszierten Hallen wurden, wie versprochen, in dem genannten Zeitrahmen zurückgegeben.

* * *

km 879: Ivanić-Grad

An seiner linken Hand hatte Lasse nur drei Finger. Der Mittel- und der kleine Finger fehlten. Auf der Fahrt blieb es natürlich nicht aus, dass Undici danach fragte. Das war auf dem Weg nach Ivanić-Grad. Statt gleich zu antworten lachte Lasse erst einmal los. Und Undici wusste wieder einmal nicht, was er jetzt nicht begriff.

»Das ist die Tischlerkrankheit«, erklärte Lasse. »Viele Tischler verlieren ein paar Körperteile im Laufe ihres Berufslebens.

Ein kleiner Moment Unaufmerksamkeit und drei Finger sind weg. Trotz aller Vorkehrungen, die die Maschinen heute haben.«

»Aber es sind ja nur zwei Finger.«

»Man hat alle drei angenäht, aber nur einer ist angewachsen, die andern beiden sind abgestorben.«

»Schade.«

»Sei's drum. Es hätte ja auch die Hand weg sein können.«

»Und warum hast du gelacht?« Undici hatte das Gefühl, Lasse konnte er solche Fragen stellen.

»Ja, warum habe ich gelacht? Es ist schon so lange her. Heute kann ich über meine eigene Tollpatschigkeit von damals nur lachen. Jedenfalls kann ich gut leben mit meinen acht Fingern.«

Ja, Lasse war ein Lebemann. Ein Mann, der das Leben genoss. Oder gelernt hatte, es wieder zu genießen – nachdem er dem Tod von der Schippe gesprungen war.

Irgendwie kam Undici sich blöd vor – aber er beneidete Lasse um diese abgetrennten Finger.

* * *

London, 21 Jahre zuvor

England konnte sich natürlich nicht damit zufriedengeben, dass sich eines seiner Commonwealth-Länder seinem Einfluss entzog. Und diese selbsternannten Welfare-Rebellen, die konnten doch nur ein Witz sein. Gesprächsversuche allerdings scheiterten.

Ein paar Bomber als Einschüchterung sollten ausreichen, das war der nächste Schritt. Das Vereinigte Königreich schickte zehn Flugzeuge los, die aber von den Radarschirmen verschwanden und nie wieder auftauchten.

So einfach war die Einschüchterung der Rebellen also doch nicht. Das Vereinigte Königreich wollte die Bedrohung steigern. Ein ganzes Geschwader von fünfzig Maschinen wurde eingesetzt, doch alle verschwanden wieder auf Nimmerwiedersehen. Ihre Piloten ruhten als Sicherheitskopie im australischen Granit, die Maschinen stürzten führerlos ins Meer.

Das brachte nun doch einige Aufregung ins britische Militär. Die Öffentlichkeit wurde nicht informiert, man wollte keine

Unruhe schüren. Doch es musste etwas passieren. Das Verteidigungsministerium schickte die HMS Powder in den Pazifik, den modernsten Lenkwaffen-Zerstörer der Daring-Klasse, Typ D49. Sein Bau hatte über drei Milliarden Pfund gekostet. Mit dieser Drohgebärde sollten die Rebellen zur Verhandlung und zur Aufgabe gezwungen werden. Die Powder sollte dazu massive Luftunterstützung erhalten.

* * *

km 906: Popovača

Die gestrige Etappe war eine der anstrengenderen gewesen, vierzig Kilometer bis Ivanić-Grad und heute würde es wohl nicht weniger werden. Thema war Lasses altes und wieder erwachtes Hobby.

Richtig besessen war Lasse als Schüler von der griechischen Antike und ihrer Kultur. Schon vor der Schulzeit hatten die alten Völker es ihm angetan. Selbstredend hatte er Asterix-Hefte betrachtet und vorgelesen bekommen. Somit schwärmte er für die Römer, wenn diese in den Heften auch die ewigen Verlierer waren – wenig später für die Pharaonen. Von beiden hatte er große Plakate in seinem Zimmer hängen. Natürlich war es nicht die erste Hochkultur der Welt, aber immerhin in Europa. Die alten Hellenen hatten gesellschaftliche, technische, wissenschaftliche, künstlerische und philosophische Grundlagen geschaffen. Die wollte Lasse sich soweit wie möglich und so anschaulich wie möglich erarbeiten, wollte so viele Wirkungsstätten und Überreste von Baukunst und Kultur aufsuchen wie möglich.

Nach seinen Ausführungen wollte er wissen, was denn Undici ausgerechnet nach Bangladesch treibe. Als der mit der Antwort etwas zögerte, fragte er, ob es die Kultur sei. Undici bestätigte, dass sie ihn fasziniere. Es gebe ungewöhnliche Vorstellungswelten und es reize ihn, in diese einzutauchen. Doch der Hauptgrund sei seine Freundin.

»Ja ja, die Liebe. Die ist doch die größte Triebfeder in uns«, stellte der Mitradler fest. Es war noch nicht lange her, da hätte Undici, auch noch sein Vorgänger, der ›Elfer‹, diese Aussa-

ge grundlegend auseinandergenommen. Liebe, ein Gefühl also, war für ihn belanglos gewesen. Wichtig war intellektuell weiterzukommen. Gleichrangig allerdings war das Beseitigen von Despoten. Was er nun tat, beinhaltete beides, und er konnte nicht mehr eindeutig sagen, was ihm bedeutsamer war. An seiner Situation war das Grandiose, dass der Weg zu seinem Ziel über diese wunderbare Frau führte.

Über diese Unterhaltung hatten sie das Städtchen Popovača erreicht. Gegenüber der Pošt fand sich eine kleine Gaststätte mit ein paar Tischen an der Straße. Es war der Donnerstag in der sechsten Woche seit Undicis Abfahrt. Der ausklingende April brachte ein paar schöne Sonnentage. Ein Mineralwasser würde jetzt gut tun. Für Lasse musste es ein Kaffee sein. Die Ärzte hatten ihm für dieses Getränk zum Glück grünes Licht gegeben.

* * *

Tuvalu, 21 Jahre zuvor

Näher als 100 Seemeilen kam der Zerstörer an Tuvalu nicht heran. Die Aufgabe war für Kocher und seine Operatoren zwar umfangreicher, aber im Wesentlichen lief sie genauso ab wie die Übernahme des Aufklärers. Die Besatzung wurde gepulvert, waffenlos rematerialisiert und gefangen genommen. Die Mannschaft wurde gezwungen, den Zerstörer ins Atoll zu fahren und dort zu ankern. Die Rebellen erklärten das Schiff für beschlagnahmt. Die Besatzung musste, jeder für seinen Bereich, den Rebellen seine Tätigkeit und Funktion beibringen. Der Kommandant staunte nicht schlecht, wie gut sein persönlicher Rebell vorgebildet war. Er konnte natürlich nicht wissen, dass er es mit einem MIL zu tun hatte, den er da unterrichtete.

Nachdem also die Rebellen dieses Kriegsschiff vollständig beherrschten und bedienen konnten, wurde die Mannschaft nach England zurückgeschickt. Sie erhielten zwar das Angebot, künftig für die Rebellen zu arbeiten, doch keiner von ihnen nahm es an. Früher oder später, dachte sich der Master, würden sie es sowieso tun. Ihre Berichte wurden nach ihrer Rückkehr in alle Richtungen ausgewertet, schlauer wurde man aus Struktur,

Organisation, Technik und Zielen der Rebellen aber auch nicht. Niemand hatte einen von ihnen ohne Sturmhaube gesehen.

Der Verlust eines Kriegsschiffes war verschmerzbar, ebenso der des Luftgeschwaders, das ins Nirgendwo verschwunden schien. Der Imageverlust bei Bekanntwerden wäre schwerwiegender gewesen. Seltsamerweise brüsteten sich die Rebellen nicht mit ihrem Erfolg.

Und letztlich war Tuvalu derart unbedeutend, dass auch die Königin nach ausführlicher Unterrichtung zustimmte, diesen kleinen Staat aus der Liste ihrer Commonwealth-Länder zu streichen. Schließlich hatte Großbritannien in diesen Zeiten ganz andere Sorgen. Die Verhandlungen zum Wiedereintritt in die EU, der so genannte BRaccess, gestaltete sich viel schwieriger als jemals erwartet.

Das Vereinigte Königreich konnte eigentlich froh sein, dass es Nauru nie in sein Commonwealth aufgenommen hatte. Denn dann hätte es drei Monate später auch dessen Austritt akzeptieren müssen.

* * *

km 924: Kutina

Auf dem Weg nach Kutina war Undici an der Reihe, zu berichten. Lasse wollte wissen, was denn Undici nun an Bangladesch reizte, abgesehen von seiner Angebeteten. »Ich muss sagen, am meisten weiß ich über Hinduismus. Das ist die Religion meiner Freundin,« begann dieser.

»Und diese Freundin, hat die auch einen Namen?«

»Dipu heißt sie, Dipu Afsari.«

»Das klingt ja richtig schön. Ich hätte mir eher einen Zungenbrecher als Namen vorgestellt.«

»Nicht nur der Name ist schön...«, verriet Undici. Lasse grinste. »Dann wird sie sich ja freuen, wenn du endlich wiederkommst.«

»Ich bin mir nicht sicher.«

»Was ist los?«

»Wir hatten eine Trennungsphase«, antwortete Undici ziemlich vage.

»In jeder Beziehung kommt so etwas vor«, beschwichtigte der Schwede.

»Das mag schon sein. Doch wir sind im Unfrieden geschieden.«

Lasse schwieg eine Weile, meinte dann, darüber könne man ja, wenn Undici es wolle, später einmal reden und kam auf seine ursprüngliche Frage zurück, das kulturelle Leben in Bangladesch.

Undici war froh über den Themenwechsel und berichtete bereitwillig: »Die Hindus haben Vorstellungen von der Welt und dem Universum, die hätte ich früher nie für möglich gehalten. Und ich hätte sie auch rundweg abgelehnt. Haben mit Wissenschaft so rein gar nichts zu tun.«

»Nun ja, so war das halt. Die Menschen konnten ja früher vieles nicht verstehen. Die haben eben nach Erklärungen gesucht. Und wenn sie sich etwas nicht erklären konnten, sprang eben die Fantasie ein. So seh' ich das. Das war ja bei den Griechen nicht anders. Haben die sich eine bunte Götterwelt aufgebaut! Mit denen haben die sich alles plausibel gemacht, alles was für sie unbegreiflich war. Wetter, Naturgewalten, Schicksalsschläge. Und so weiter.«

»Ja, bei den Hindus fängt es schon einmal mit den Zeitvorstellungen an, die sie über das Werden und Vergehen des Universums haben.«

»Und wie sind diese Zeitvorstellungen?«

»Willst du das wirklich wissen?«, hakte Undici nach.

»Erzähl schon, du Hindu-Kenner«, frotzelte Lasse.

»Kenner bin ich wirklich nicht, eher ein Anfänger.« Dann holte Undici zu einer umfassenden Erklärung aus.

Yugas heißen die einzelnen Weltzeitalter, das Maha-Yuga ist ein Weltzyklus von 12.000 Jahren und besteht aus vier Weltzeitaltern mit jeweils eigenen Namen. Sie sind unterschiedlich lang, von 4.000 bis 1.000 Jahren plus Übergangszeiten und enthalten unterschiedlich starke Anteile des Dharma, der universellen, göttlichen Weltordnung.

»Und in welchem Yuga leben wir jetzt?«, wollte Lasse wissen.

»Das nennt sich Kali-Yuga und zwar genau seit Freitag, dem 18. Februar 3.102 vor Christus. Es hat den geringsten Anteil an Dharma.«

»Das erklärt natürlich einiges«, lachte Lasse.

* * *

Nauru, ebenfalls ein Inselstaat im Pazifik; Kochers Verfahren hatte sich bewährt. Kein Mensch war ums Leben gekommen bei der Übernahme durch die Rebellen. Nach dem gleichen Muster folgten fast im Wochentakt und am gleichen Wochentag, Montag nämlich, weitere Inselstaaten:

Palau (ehemals amerikanisch) mit 20.000 Einwohnern, verteilt auf über 300 Inseln,
die Cookinseln (britisch) mit 12.000 und die
Marshallinseln (Deutschland, Japan, USA, Atomversuche) mit 60.000 Einwohnern.

Diese Inseln liegen alle im Pazifik. Mit den Cookinseln musste die britische Königin ein weiteres Land aus ihrem Commonwealth streichen, sowie wenig später St. Kitts und Nevis mit 50.000 Einwohnern. Diese gehören zu den Kleinen Antillen und liegen östlich von Kuba.

Die britischen Militärs unternahmen keine Anstrengungen, sich der Einnahme dieser Inseln durch die Welfare-Rebellen zu widersetzen. Die Erfahrungen mit Tuvalu hatten ihnen gereicht. Zudem war der Gebietsverlust gering, der wirtschaftliche Verlust noch geringer. Denn diese Inseln kosteten letztlich mehr, als sie der Staatskasse einbrachten.

Doch die Geheimdienste wurden angesetzt auf die Rebellen. Nicht, dass sich doch irgendetwas zusammenbraute, was man irgendwann nicht mehr kontrollieren konnte. Aber Kocher war vorbereitet. Seine Operatoren schafften es, alle Spionagebestrebungen ins Leere laufen zu lassen, nicht zuletzt dadurch, dass die meisten Spione nach kurzer Zeit wie vom Erdboden verschluckt waren.

Eigentlich, sagte sich Konrad Kocher, wäre schon längst der Vatikan fällig. Doch dann hätte er mit ganz anderen Verwicklungen zu tun gehabt als mit den paar Disziplinierungsversuchen durch die Engländer.

Aber Kocher fühlte sich bereit, die nächsthöhere Sprosse auf der Leiter seiner Eroberungen zu erklimmen. Und die war Madagaskar.

km 924: Lipovljani

Vor dem nächsten Ort, Lipovljani, dachte Lasse kurz nach über das Kali-Yuga und schon hatte er den nächsten Einwand. »Diese schlimme Yuga, das müsste es doch längst vorbei sein, das dauert doch schon über 5.000 Jahre.«

»Nach menschlichem Ermessen ja. Doch wir reden hier von Götterjahren. Vierzehn davon sind erst vergangen. Ein Menschenjahr ist nämlich ein Göttertag. Das Kali-Yuga dauert demnach 432.000 Menschenjahre.

»Auweia, dann wird das Grauen ja noch eine Weile weitergehen.«

Das konnte Undici nur bestätigen. Erklärte den Schweden über die Vorstellung der Hindus auf, dass das Dharma ein Bulle sei, der im Kali-Yuga nur noch auf einem Beine stehe und dass den Yugas die Metalle Gold, Silber, Bronze und Eisen zugeteilt seien. Unfassbar sei ihm selbst die ganze Zeitrechnung vorgekommen. Tausend Maha-Yugas sind ein Brahma-Tag, der auch Kalpa genannt wird, gut vier Milliarden Menschenjahre.

Brahma ist der Schöpfergott, seine Priester sind die Brahmanen. Das Brahman ist die universelle Weltseele. Undici betonte, dass diese Erklärung nur eine grobe Zusammenfassung sei. Dann fuhr er mit der Zeitrechnung fort:

»Zum Brahmatag kommt noch die Nacht hinzu, damit sind fast neun Milliarden Jahre herum.«

»War da nicht der Urknall?«, fragte Lasse.

»Ganz gut – für einen Tischler.« Undici wollte Lasse etwas foppen. »13,8 Milliarden Jahre, genau genommen. Also eineinhalb Brahma-Tage.«

»Und geht es mit so einem Brahma auch mal zu Ende?«, fragte Lasse etwas schnippisch zurück.

»Ja, der lebt genau hundert Jahre à 360 Tage.«

»Nun verlange aber bitte nicht, das ich das ausrechne.«

»Weil du es bist, verrate ich dir's. Es sind 311 Billionen Jahre.«

»Uff, und dann ist alles vorbei?«

»Wo denkst du hin? Es kommen noch hundert Jahre ›Eingeschmolzenheit‹. Alles verschwindet in vollkommener Formlosigkeit.«

»Dann sind wir bei 622 Billionen Jahren. Das bekomme ich noch hin. Ist denn dann alles vorbei?«

»Nein, dann geht es wieder von vorne los. Aus Vishnus Nabel wächst eine Lotusblüte, aus der ein neuer Brahma entsteht.«

»Nun ja, scheint so, als würden wir das nicht mehr miterleben...« Nach kurzer Pause lachten beide Männer los.

* * *

Madagaskar, 20 Jahre zuvor

Madagaskar – von der Fläche her fast doppelt so groß wie Deutschland, aber nur mit einem Drittel seiner Einwohnerzahl.

Scharen von Klonen waren vor Ort, MGs und deren Abkömmlinge. Sie sprachen Französisch, da dies nach der Kolonialzeit durch die Franzosen auch nach der Unabhängigkeit Amtssprache geblieben war. Einige der MGs hatten sich gute Kenntnisse in Malagasy angeeignet. Dieses ist eine der Austro-nesischen Sprachen, die auch auf Taiwan, Indonesien und Neuseeland gesprochen werden. Das hängt mit der Besiedlung Madagaskars zusammen, die nicht von Afrika erfolgte, sondern von Südostasien aus. Malagasy ist also mit Malaysisch verwandt.

Der Erste selbst wechselte immer wieder von Niue nach Madagaskar. Wieder startete die Aktion an einem Montag. Nicht dass Kocher abergläubisch gewesen wäre, doch es schien ihm, dass dieser Tag sich gut bewährt hatte.

Wieder einmal knipsten sich die Operatoren den Weg in die Ministerien und in die Armee frei. Sie besetzten alle wichtigen Posten. Dann verkündigten sie, die Welfare-Rebellen hätten erfolgreich die Macht an sich gerissen. Welfare-Rebellen? Niemand hatte je von ihnen gehört. Die Kunde von der Übernahme der Inselstaaten war nicht bis hierher gedrungen, geschweige denn in die Weltöffentlichkeit. Niemand schien sonderlich beunruhigt, weil niemand direkt betroffen war. Die Versprechungen der Rebellen hörten sich großartig an. Sie wollten für Wohlstand für alle sorgen, doch niemand glaubte ihnen. Die Bevölkerung hatte dergleichen schon oft genug gehört.

Gegen Abend führten die Rebellen den Präsidenten, einige Minister und ranghohe Militärs, gefesselt und kleinlaut, auf allen

Fernsehsendern vor. Sie wurden anscheinend von den Rebellen fair behandelt. Diese trugen Sturmhauben, Gesichter waren nicht zu erkennen. Die Masken hatten lediglich Löcher, die die Augen frei ließen, so genannte *Eulen*. Nicht einmal die Mäuler waren zu sehen. Davon, dass alle Rebellen eine ähnliche Statur hatten, nahm niemand Notiz, ihr Französisch mit ausländischer Färbung war in dieser turbulenten Situation vollkommen unwichtig.

Den Politikern und Militärs wurde vorgeworfen, das Land heruntergewirtschaftet zu haben, ihnen sollte ein öffentlicher Prozess gemacht werden und so lange würden sie an einem geheimen Ort gefangen gehalten. Im Prinzip waren die Kocher-Klone genau so vorgegangen wie auf den kleineren Inselstaaten.

Viele Bewohner berichteten natürlich ihren Freunden und Bekannten im Ausland. Die konnten es kaum glauben, doch bei Besuchen sahen sie mit eigenen Augen, wie das Land prosperierte. Auch ausländischen Regierungen blieben die Veränderungen nicht verborgen, doch sie nahmen sie nicht ernst, das war für sie eine Masche, die Bevölkerung hinters Licht zu führen. Die Rebellen wollten sich mit ihren Geschenken beliebt machen, doch denen würde bald die Luft ausgehen. Eine Blase, die sie da aufbauten, aber nichts, wovor man sich fürchten musste.

Niemand hatte unangenehme Erfahrungen gemacht, jedenfalls niemand, der sich nichts hatte zuschulden kommen lassen. Die Gefangenen der Rebellen wurden, so sie denn ehrbare Bürger waren, samt Entschädigung entlassen, den korrupten wurde ein Prozess gemacht. Das steigerte die Sympathien für die Rebellen zusätzlich.

Das Ausland wollte trotz der Größe des Landes keine Notiz von den Vorgängen auf Madagaskar nehmen. Ein Putsch. Na und? Unbekannte Rebellen? Na und? In ein paar Jahren würde man von denen nichts mehr hören. Eine unbedeutende Insel, ein unbedeutender Staat. Keine Bedrohung für die Weltöffentlichkeit.

Einige Fachkreise waren allerdings verwundert, wie eine Revolution derart friedlich verlaufen konnte und alle, die Madagaskar etwas näher kannten, wunderten sich in den nächsten Monaten sehr, was sich dort tat.

Schon eine Woche nach dem Putsch verfügten die Rebellen, dass sämtliche Gehälter verdoppelt wurden. Diese Ankündigung wurde mit äußerster Skepsis aufgenommen. Was sollte das? Die Preise würden sich ebenso verdoppeln. Doch das Gegenteil war der Fall. Die Preise fielen. Madagaskar wurde zum Wohlfahrtsstaat. Nach drei Monaten war die Arbeitszeit halbiert bei vollem Lohnausgleich, die Urlaubszeit verdoppelt. Sämtlichen Bewohnern, die noch keinen Führerschein hatten, wurde angeboten, diesen kostenlos zu erwerben und im Erfolgsfall gab es einen Kleinwagen geschenkt. Sprit wurde kostenlos abgegeben, auch Grundnahrungsmittel und Kleidung kosteten fast nichts mehr. Die Madagassen konnten sich Grundstücke kaufen und Häuser bauen. Daneben wurde Fortbildung neben der reichlichen Freizeit nochmals zusätzlich vergütet, so dass man für hochinteressante Wissensbereicherung quasi ein zweites Einkommen erhielt.

Die Welfare-Rebellen waren unglaublich schnell unglaublich beliebt. Doch nie zeigten sie sich ohne ihre Sturmmasken, ihr Markenzeichen. Hatten sie etwas zu verbergen? Wurden sie gefragt, begründeten sie ihre Benutzung mit dem Satz: »Wir haben noch viel vor.«

* * *

km 948: Novska

Am Freitag war Novska durchquert. Während der Fahrt dachte Undici nicht nur an Madagaskar, sondern auch an das, was er Lasse über die Yugas erzählt hatte. Wenn er es richtig bedachte, war die Beschäftigung damit der Anfang seiner *Entfaltung*, wie er den Vorgang für sich selbst definierte. Er war dabei nämlich an die Grenze seines analytischen Verstandes gestoßen. Es wurde ihm klar, dass die Weltzeitalter unwiderlegbar waren. Sie entzogen sich jeglicher intellektueller Bearbeitung. Statt die ganzen Vorstellungen in Bausch und Bogen zu verwerfen und als Hirngespinnste abzuschütteln, ließ er sich erstmals auf diesen Widerspruch ein und hielt ihn aus. Undici mochte sich nicht vorstellen, wie er reagiert hätte, wenn Dipu ihm als erstes vom Milchozean erzählt hätte. Er hielt es für möglich, dass er sich, wie er es eigentlich gewohnt war, dieser Gedankenwelt vollkommen verschlossen hätte.

Die Radler waren ordentlich durchgeschwitzt. Etwas südlich der Stadt erstreckte sich ein einladendes Waldgebiet, wo sie ein Päuschen einlegen wollten. Wie gerufen tauchte ein kleiner See auf. Lasse blickte Undici an und nickte leicht in Richtung des Wassers, mehr war an Verständigung nicht nötig. Beide bogen ab, suchten sich eine geschützte Stelle, stellten die Räder ab, rissen sich wie im Wettstreit die Kleider vom Leib und rannten ins kühle Nass.

Die Erfrischung war köstlich. Beide schwammen ein Stück raus, bis sie außer Puste waren, und dann wieder zurück. Als sie wieder Boden unter den Füßen hatten, zog Lasse Undicis Fuß hoch, so dass er stolperte. Noch im Fallen versuchte er, Lasse eine Handvoll Wasser ins Gesicht zu schleudern. Nachdem Undici die Füße wieder auf dem Boden hatte, stürzte er sich auf den Kontrahenten und schubste ihn. Lasse strauchelte und landete im Wasser. Es ging ein paarmal hin und her, das Gerangel verlagerte sich in den tieferen Bereich. Beide Männer lachten und versuchten, den andern unterzutauchen. Das gelang mit wechselndem Erfolg.

Als seine Kräfte nachließen, fing Lasse an zu betteln: »Verschone mich, verschone mich, ich werde so was nie wieder tun.« Lachend ließ Undici von ihm ab und sie staksten ans Ufer.

Da es schon spät und der Platz idyllisch war, radelten die Reisegefährten nicht weiter, sondern schlugen ihr Zelt auf, machten sich etwas zu essen und krochen in ihre Schlafsäcke.

* * *

*Haiti, Guatemala, Mali, Laos, Grönland, Island,
19 Jahre zuvor*

Am meisten litt die Demokratie unter den Rebellen. Wahlen gab es nicht mehr, die Rebellen hatten die Oberhoheit über Staat und Insel und setzten Verwalter ein, die ihnen Rechenschaft schuldeten. Es gab kein Mitspracherecht von Seiten der Bevölkerung – obwohl sich die Rebellen durchaus Vorschläge anhörten und manchmal auch umsetzten.

Keine Wahlen. Kein schmerzlicher Verlust, wenn es den allermeisten Menschen auf Madagaskar ohne Wahlen besser ging

als jemals mit diesem demokratischen Überbau. Niemand wollte tauschen. Niemand braucht Wahlen. Die paar Hansel, die noch freie Wahlen forderten, machten sich selbst zum Gespött.

Die Fabriken spuckten ihre Produkte aus, die Menschen genossen ihren zunehmenden Wohlstand und die üppige Freizeit. Die Rebellen hatten Kultstatus. Manch einer hätte sich gerne mit einer Sturmhaube geschmückt, doch das verboten die Rebellen, es stand nur ihnen zu. Aber auf Plakatwänden und als Spielzeug machte dieses Symbol Furore.

Die Rebellen zogen sich nach und nach wieder zurück aus der Öffentlichkeit, die Eulen verschwanden zunehmend. Sie griffen nur ein, wenn irgendetwas schief lief.

Auf Haiti und in der Dominikanischen Republik ereignete sich zeitgleich eine identische Rebellion. Auch hier verliefen die Ereignisse insgesamt reibungslos. Nach einer kurzen Verunsicherung begannen die Länder zu florieren.

Guatemala, Mali, Laos, überall kam es so gut wie problemlos zur Übernahme. Bei Grönland war es etwas schwieriger, da das zu Dänemark gehörte und damit letztlich die EU involviert war. Es war Kochers Versuchsballon mit der ›Ersten Welt‹. Doch auch in Dänemark und der EU gab es kaum ein Aufmucken, als Grönland seine Unabhängigkeit erklärte, und bald schon beneideten die Dänen die Grönländer.

Womit Kocher überhaupt nicht gerechnet hatte, war eine Volksbewegung auf Island, die sich sogar durchsetzte. Die Isländer beantragten in einer überwältigenden Mehrheit, sich unter die Schirmherrschaft der Welfare-Rebellen zu begeben.

Diese nahmen an und in Island ging die Sonne auf, wenn man so will. Die Isländer piffen auf die freien Wahlen. Das löste in politischen Kreisen nun doch größere Irritationen aus, aber die Isländer galten sowieso als Sonderlinge. Sie würden schon sehen.

Die Arroganz der Mächtigen verhinderte, dass man sich näher mit den Rebellen befasste. Die Großen dieser Welt waren sich sicher, dass die Rebellen nur eine kurze Zeitspanne überdauern konnten. Bei den Schwachen dieser Welt allerdings machte sich die Hoffnung breit, dass es doch etwas Anderes geben könnte als Demokratie, gepaart mit Armut und mit Ungerechtigkeit.

* * *

Samstagmorgen, die Strecke war eher langweilig. Sie führte fast geradeaus nach Osten, die Straße war in einer unendlichen Folge von Ein- oder Zweifamilienhäusern gesäumt, dazwischen immer wieder kleine landwirtschaftliche Betriebe. Felder grenzten bis unmittelbar an die bebauten Grundstücke, links und rechts säumten Wälder das leicht ansteigende Gelände.

In Nova Gradiška zog Undici die Bluesharp aus der Tasche und begann zu spielen. Es war ihm peinlich, dass Lasse bereits so viel Geld für ihn ausgegeben hatte. Er selbst musste auch mal wieder etwas in die Reisekasse füllen. Kaum hatte er angefangen zu spielen, da stellte sich Lasse neben ihn und begann lauthals zu singen. Die Leute sahen sich um, blieben stehen. Es wurden immer mehr. War ein Stück zu Ende, gab es wohlwollenden Beifall, und die Geos purzelten in den Hut.

Beim Singen glänzten Lasses Augen und Undicis glänzten bald auch. Die Stimmung übertrug sich auf die Zuhörer, sie wippten mit den Füßen und nickten mit den Köpfen. Einige sangen sogar mit.

»Wir werden noch richtige Schlagerstars«, prophezeite Lasse und lachte dabei.

* * *

Projekt Bangladesch, 18 Jahre zuvor

Der nächste Kandidat war Bangladesch. Einerseits passte er als armer Staat in Kochers Beuteschema, andererseits lag das bevölkerungsstarke Land in dem komplexen politischen Geflecht des indischen Subkontinents. Die politischen Auswirkungen einer Übernahme konnten nicht ohne weiteres abgeschätzt werden. Dass Grönland und unverhofft Island so problemlos geklappt hatten, wollte der Master nicht zum Anlass nehmen, unvorsichtig zu werden.

Kocher empfing zwei seiner obersten Operatoren, Urkos genannt. Das war der kleine Kreis, der dem Ersten am allernächsten stand, die Ur-Kochers. Der oberste Urko war der *Zweite*. Das

war die allererste Kopie, die Konrad Kocher von sich selbst erzeugt hatte. Es war der, der als erster aus dem Produktor getreten war und sich irritiert nach seiner Kopie umgesehen hatte. Bis er sehr schnell begreifen musste: Er war der Klon, nicht das Original. Trotzdem war er so etwas wie der Stellvertreter des Masters. Mit ihm zusammen entwickelte der Master seine Strategien. Der Zweite nahm oft auch offizielle Aufgaben wahr, wenn der Erste verhindert war.

Der Zweite also und ein weiterer Urko, Urko3 nämlich, fanden sich beim Master ein. Jenseits des Zweiten waren die Urkos einfach durchnummeriert worden, derzeit gab es 126 von ihnen. Die Bezeichnung Urko1 allerdings war rein hypothetisch, denn Konrad Kocher, der Master, der Ursprung der Klonfamilie, nannte sich niemals Urko1, sondern eben ›der Erste‹. Auch Urko2 war nur bekannt als ›der Zweite‹. Urko3 war der, der den Pranalys-Konzern übernehmen sollte; der, der Spiekenagel auf die Finger schaute. Der Juwelier durfte von diesem Plan nichts wissen.

Es hatte kleine Reibereien gegeben. Spiekenagel beschwerte sich bei den Treffen zunehmend, er fühlte sich kontrolliert, beobachtet und eingeschränkt. Er wollte klipp und klar von Kocher wissen, was der überhaupt wolle und ob er ihm nicht mehr traue. Dann zählte er lang und breit auf, wie er es geschafft hatte, diesen Konzern aufzubauen. Selbstverständlich erkenne er Kochers wissenschaftliche Leistungen an, die seien derart genial, davor könne er nur den Hut ziehen und in keiner Weise mitreden. Aber Gold herstellen und Gold verkaufen, das, womit sie begonnen hatten, das seien zwei vollkommen unterschiedliche Paar Schuhe. Hätte Kocher das selbst versucht, wäre er schon in den ersten Monaten aufgefliegen. Der Professor solle ihm doch seine Sache lassen und sich um seine eigenen Belange scheren. Und er würde weiterhin all seine Kraft in den Ausbau der Pranalys stecken.

Urko3 war klar, dass Spiekenagel gekränkt war. Dass Menschen so etwas wie Kränkung kennen, hatte er an vielen Beispielen erfahren. Das schien den Master allerdings kaum zu verwundern und er ging darauf gar nicht ein. Er fragte nur, wie weit der Operator sei und ob er sich zutraue, die Konzernleitung zu übernehmen. Urko3 war nur kurz konsterniert. Er wusste ja, dass es letztlich darauf hinaus laufen sollte. »Nicht ganz«, war seine knappe Antwort.

»Wie lange brauchst du noch?«

Urko³ überlegte kurz. »Wenn ich so konzentriert weitermachen könnte wie bisher, wären es realistisch gesehen noch zwei Monate. Ich denke aber, ich ziehe mich ein bisschen zurück, damit Spiekenagel sich beruhigt. Einiges kann ich ja auch über das Anzapfen der Computer erfahren. Doch dann rechne ich mit der doppelten Zeit.«

»Spiekenagel muss weg, so oder so. Mach so schnell du kannst. Ich baue auf dich.«

Das waren die Worte des Masters. Klare Worte, keine Fragen. Zwei Wesen, die gleiche Gedankenwelt, Diskussion überflüssig.

* * *

km 975, noch Nova Gradiška

Nach dem musikalischen Erfolg wollten sich die Radler ein Menü in einer Gaststätte in Nova Gradiška gönnen. Sie fanden ein Lokal, das ausgesprochen sympathisch aussah – ein schlichtes Haus in Hellgrün, ohne jegliche Schnörkel. Es waren viele Einheimische in der Gaststube, offensichtlich war es keine Touristenfalle.

Lasse fragte halb gestikulierend nach der Speisekarte. »Gibbt Rindfleisch und gibbt Schweinefleisch«, war die klare Antwort – auf Deutsch.

Der Schwede bestellte Rindfleisch, der Deutsche Schweinefleisch. Nach kurzer Wartezeit kam erst einmal eine deftige Suppe, danach eine Riesenportion Fleisch, begleitet von Salzkartoffeln und gemischtem Gemüse, alles gut gewürzt und äußerst lecker.

Das Essen war gut, es war preiswert und das Leben war schön.

* * *

Eine schöne Wohnung hatte BD-SOZ-I-1. Großzügig geschnitten, viel orientalisches Dekor, edle Hölzer. Er war einer der Indienleute, seit vier Monaten eingesetzt in Bangladesch. Genauer gesagt in der Hauptstadt Dhaka mit ihren fast zwölf Millionen Einwohnern. Längst hatte er die Regierungsstrukturen des Landes durchschaut, kannte die wichtigsten Persönlichkeiten, die brauchbaren wie die unbrauchbaren. Und er hatte Gefallen gefunden an der Landessprache, dem Bengali. Selbstredend kam man überall mit Englisch zurecht, der Sprache der Gebildeten, der Geschäftsleute und häufig auch der Verwaltung. Doch konnte es nicht schaden, wenigstens die Grundzüge der eigentlichen Landessprache zu kennen.

Bengali, für einen Deutschen eine schwierige, eine ungewohnte Sprache, noch dazu mit fremden Schriftzeichen, die I-1 wie Ornamente vorkamen. Eine der ersten Vokabeln, die er im Unterricht lernen musste, war sein Name, Kocher. Der schreibt sich **রাঁধুনি**, in lateinischer Transkription Rāṁdhuni, was sich gesprochen allerdings eher anhörte wie ›Raadchin‹.

* * *

km 975, noch Nova Gradiška

Beim Essen fragte Lasse nach: »Sag mal, du hast doch neulich was von Brahma und Brahma erzählt ...«

»Ja, es gibt drei Begriffe, die klingen ganz ähnlich und hängen natürlich zusammen. Brahma, das ist einer der Hauptgötter im Hinduismus. Daneben gibt es Vishnu und Shiva. Vishnu ist der Bewahrer, Shiva der Veränderer und wird oft für den Zerstörer gehalten.«

»Braucht man den?«

»Ja, denn er ist gleichzeitig der Gott des Neubeginns. Auch vernichtet er das schlechte Karma. Er genießt höchste Verehrung, von manchen wird er als der höchste Gott angesehen.«

»Also nicht Brahma?«

»Das ist wirklich kompliziert. Die drei ergänzen sich und gehören zusammen, in gewisser Weise wie im christlichen Glau-

ben ja auch, wo wir die Dreieinigkeit Gottes haben. Bei den Hindus nennt sich diese Dreiheit Trimurti. Brahma ist der Gott der Schöpfung. Für die Hindus ist es durch ihn möglich, sich dem Brahman zu nähern. Brahman heißt das, nicht Brahma. Dir als Hindu-Anfänger lasse ich das aber mal durchgehen.«

Lasse zog seinen Kopf ein wie ein geprügelter Hund und grinste.

»Das Brahman ist die universelle Kraft, die unendlich und unveränderlich vorhanden ist«, dozierte Undici weiter. »Es ist der Urgrund allen Seins, ist überall existent, in allem drin. Es ist ein göttliches Prinzip, ohne selbst göttlich zu sein, eine heilige Formel oder heilige Kraft. So etwas lässt sich schwer vorstellen. An einen Gott zu glauben, ist dem Menschen viel leichter möglich. Den Gott kann man darstellen auf vielen Bildern und Skulpturen, das Brahman nicht.«

»Uff. Das ist ja viel Stoff. Aber ich sehe jetzt wenigstens ein bisschen durch. Die Brahmanen sind dann also die Priester, die Brahma und das Brahman verehren«, fasste Lasse zusammen.

»Ja, und auch die höchste Kaste bei den Hindus.«

»Kasten, ja, die gibt es ja bei denen. Das ist ja menschenverachtend. Da gibt es doch die Unberührbaren. Das ist ja finsternes Mittelalter.«

Die Teller waren leergeputzt. Lasse winkte den Kellner zum Bezahlen heran.

»Am Kastensystem war vieles nicht in Ordnung«, stimmte Undici zu. »Doch spielt es in der heutigen Gesellschaft so gut wie keine Rolle mehr. Und es hat natürlich seine Geschichte – wie bei uns die Leibeigenschaft. Aber das wird eine ganz neue Vorlesung. Ich sehe, du willst weiter, also los. Jedenfalls geht uns der Gesprächsstoff erst mal nicht aus.«

* * *

Dhaka, 18 Jahre zuvor

Gefallen hatte I-1 nicht nur an der Sprache gefunden, sondern ganz entscheidend auch an seiner Sprachlehrerin, einer fröhlichen, gebildeten Bangladescherin namens Dipu Afsari. Mit ihr hatte er besonderes Glück, denn sie sprach auch etwas

Deutsch. Ihre Stimme hatte einen wohltuenden Klang, tief und melodios. Ein wenig erinnerte der Tonfall Elf an seine Mutter. Manchmal kam es ihm so vor, als unterhalte seine Lehrerin sich mit ihm wie mit ihrem Schoßhündchen oder als fände sie ihn irgendwie niedlich. Erstaunlicherweise störte ihn das nicht, im Gegenteil.

Nur störte Elf, dass Frau Afsari ihn stets mit ›Mr. Kocher‹ anredete. Offiziell hieß zwar jeder Klon Konrad Kocher, der Name stand so im Pass. Doch der Mann in Bangladesch wusste, dass der eigentlich dem Master gehörte. Innerhalb der Hierarchie war er eben BD-SOZ-I-1, von den letzten beiden Ziffern abgeleitet I-1, Eins-Eins oder *Elf* – damals, lange bevor er Undici war.

Und als Elf beobachtete er die geschmeidigen Bewegungen der Lehrerin! Ihm wurde dabei bewusst, dass er diese überhaupt wahrnahm, und zwar als angenehm. Er fühlte sich davon bezaubert. Dipus Gestik war charmant. Das fühlte Elf zum allerersten Mal und er wunderte sich über sich selbst. Für ihn waren unterstreichende Handbewegungen immer überflüssiges Gezappel gewesen.

Manchmal erhaschte Elf einen Hauch von Dipus Duft. Er war sich nicht sicher, ob sie ein leichtes Parfüm benutzte oder ob es ihr Körpergeruch war. So oder so roch sie sehr angenehm. Zu Blumen hatte er bislang keinen besonderen Bezug, doch nun besah er sie mit anderen Augen, denn mehr und mehr wurde Dipu für ihn zu einer wunderschönen Blüte.

Und Gefallen fand Elf an der Lebensphilosophie Dipu Afsaris. Die war maßgeblich geprägt von hinduistischen Prinzipien. Sie gehörte damit zwar zur religiösen Minderheit, neunzig Prozent der Bevölkerung hingen dem sunnitischen Islam an, aber sie sah die religiösen Dogmen sowieso nicht als verbindlich an – eher als Lebenshilfe. Und was das Entscheidende war, war die Eigentümlichkeit, mit der Frau Afsari sie in ihrem Alltag anwendete. Aus jedem ihrer Sätze sprach Hochachtung vor allen Menschen und allem Lebendigen. In jedem Lebewesen sah sie das Wirken Gottes – und auch in der unbelebten Natur, in Wind, Wetter, Flüssen, dem Meer und in Landschaften. Aus ihr sprach der unbedingte Wille, jeden Menschen in seinem inneren Kern zu respektieren. Mit dieser Haltung begegnete sie Bettlern und Bauern gleichermaßen wie Gelehrten, Priestern und jedweden Honoratioren. Den guten Kern sah sie sogar noch in einem Verbrecher.

Erstmals dämmerte es Elf, wie Gesten und Mimik das Gesagte unterstreichen konnten.

Dipu wurde zum ersten Menschen, der einen Abkömmling Kochers wirklich interessierte. Er wollte sie kennenlernen, alles von ihr wissen. Herkunft, Eltern und Familie, Kindheit, Schule, Ausbildung und Hobbies.

Eine Schwester hatte sie, nur eineinhalb Jahre jünger als sie selbst. Als Kind war sie ihre beste Freundin. Sie spielten ihre Mädchenspiele, erlebten gemeinsam Abenteuer als Jugendliche. Sie hatten ihre Geheimnisse, die sie wahren mussten, und doch wollten sie darüber sprechen, immer und überall. Sie erfanden eine Blinzelsprache, jedoch erst, als sie in der Schule Englischunterricht hatten. Das lateinische Alphabet kam ihnen geradezu ideal vor für diesen Zweck. Mit Blinzeln und Zucken konnte man sich Botschaften zubuchstabieren. Einmal blinzeln: A. Zweimal blinzeln: F, dreimal blinzeln K, viermal P, dann U. Unmittelbar danach Blinzeln mit dem anderen Auge oder Zucken mit dem Finger: Nach A einmal gezuckt: B, zweimal C, dreimal D, viermal E. Nach F ging das vierte Zucken bis zum J. Und so weiter. Immer abwechselnd, mal mit den Augen, mal mit den Fingern, damit niemand merkte, dass sie sich verständigten. Anfangs hatte die Mutter immer noch gefragt, was sie denn mit den Augen hätten, doch die Schwestern konnten nach einer Weile mit jedweder Stelle beginnen. Auch Wippen mit Knie und Fuß klappte. Kleinste Bewegungen, winzige Gesten variierten die Mitteilungen. Sie schafften es sogar, während sie mit dem Mund redeten, sich gleichzeitig ihre Botschaften zu vermitteln.

Elf fand das lustig. Er probierte es aus und es klappte, es musste ja auch klappen, so ein einfaches System, das viele schon benutzt hatten. Häftlinge zum Beispiel, durch Klopfzeichen von Zelle zu Zelle. Doch die parallele Kommunikation bedeutete eine gewisse Herausforderung.

Das Spielen mit Worten, mit Zeichen, verschiedenen Verständigungsebenen, Mimik, das reizte Elf, das machte ihm Spaß, damit experimentierte er herum. Kleine Gesten fielen ihm auf, er begann sie zu deuten und die Mimik verlor ihre Geheimnisse. Grob hatte Eins-Eins schon als Kind begriffen, was Lächeln ist. Auseinandergezogene Mundwinkel, das war etwas Freundliches. Aber bei Dipu fühlte er es, er spürte, was es bedeutete, er spürte die Wärme dahinter – und er konnte kaum noch genug davon bekommen.

Elf verdoppelte die Termine bei seiner Lehrerin. Erstmals im Leben kaufte er einen Blumenstrauß. Am liebsten hätte er ihr den ganzen Laden geschenkt, doch er durfte nicht übertreiben. Also wählte er nur zehn Blüten, liebevoll arrangiert von der Händlerin.

Als Dipu über den Strauß strahlte und Elf einen Kuss auf die Wange gab, durchzog ein wohliger Schauer seinen Körper. Kocher spürte, er wollte mehr von Dipu. Es war, als würde diese Frau Geröllhaufen von seiner Seele räumen. Doch wie sollte er sich ihr nähern? Wer könnte ihm helfen? Ratgeber gab es reichlich: ›Flirten lernen‹, ›Die 12 goldenen Regeln des Flirtens‹, ›Erfolgreich flirten im Alltag‹ und viele mehr, die Elf alle zu theoretisch klangen. Stattdessen ging er in einen Videoshop und kaufte sich für ein paar Taka einige selbstgebrannte Liebesfilme, die er am Anfang nur befremdlich fand. Kein Wunder, denn was er sah, wurde ihm schließlich auch nur vorgespielt. Aber war es nicht so, dass gute Schauspieler den Unterschied zwischen Spiel und Wirklichkeit vergessen ließen?

Elf ging darauf ein. Lächeln schien ihm das Wichtigste. Vor dem Spiegel übte er. Wieder und wieder.

Dipu blieb das nicht verborgen. Ihr war der Mann sympathisch, sehr sogar. Er kam ihr vor wie ein kleiner Junge, wie ein Neunmalklug. Unglaublich schlau, er konnte lernen und denken wie ein Computer. Doch seine Gefühlswelt steckte in den Kinderschuhen. Eigentlich war sie gar nicht vorhanden, war überhaupt nicht entwickelt. Jeder Säugling teilte mehr Gefühle mit als dieser erwachsene Mann. Das Neugeborene vermittelt fast nur Gefühle, bei Konrad waren so gut wie keine erkennbar. Doch Dipu gewahrte, dass diese sich zu rühren begannen und gerade eine emotionale Entbindung stattfand. Diese Blumen, das war vielleicht die Geburt.

Und dieses linkische Lächeln, mit dem er sie überreichte, das kam ihr so vor, als würde er gerade eine selbst gestellte Aufgabe abarbeiten.

Der Unterricht verlief an diesem Tag anders als üblich. Schwerpunkt bildeten Begriffe rund um die Liebe. Liebe selbst, verlieben, verliebt sein, sich mögen, Zärtlichkeit, Anziehung, Sympathie, Streicheln, Berühren, Küssen.

Immer wieder musste Konrad Kocher diese Worte wiederholen, bis Dipu Afsari den Eindruck hatte, dass sie saßen.

Dann fragte die Lehrerin ihren Schüler, ob er in sie verliebt sei. Elf war verblüfft und schwieg. Dann lachte er und gestand: »Ich glaube, so ist es.«

Dipu sah ihn an, lächelte ihr bezauberndstes Lächeln und sagte: »Eines musst du wissen – mir geht es ganz genau so.«

* * *

km 984: Godinjak

Das schwedisch-deutsche Gespann schaffte nach dem opulenten Mahl gerade noch zehn Kilometer. Bei Godinjak bogen die Männer nach links in einen Feldweg ein und fanden ein kleines Wiesenstück, gut geeignet als Zeltplatz. Sie bauten flugs ihre Behausung auf und tranken aus ihren Thermosflaschen.

Lasse fragte, ob Undici mit seinem Tablet auch ins Internet komme. Als er bejahte, bat der Schwede, doch diverse Liedertexte zu suchen, die er nicht mehr alle parat habe. Hier kam den beiden zugute, dass Europa mittlerweile flächendeckend mit kostenlosem WLAN versorgt war.

Außerdem fragte Lasse, ob Undici nicht auch ein paar Abba-Lieder könne. Er kannte keine, aber er war ja lernfähig. Also ließ er sich welche vorspielen und übte so lange mit seiner Mundharmonika, bis er Waterloo, Super Trouper und The Winner Takes It All flüssig spielen konnte. Lasse sang sich derweil ein.

* * *

Dhaka, 18 Jahre zuvor

I-1 freute sich, als der Master in seinem Dining Room materialisierte. Von der Technik hatte er erfahren, er wusste, dass sie funktionierte, doch miterlebt hatte er sie noch nicht. Dass für Kocher bei jeder Materialisierung irgendwo auf der Welt ein Würfel Granit verändert wurde, wusste er nicht.

Der Erste hielt sich mit keiner langen Vorrede auf. Er ließ sich die wichtigsten staatlichen Strukturen erklären und Politiker und

Militärs benennen und erkundigte sich nach den Stützpunkten von Heer und Luftwaffe und sehr intensiv nach den Auslandsbeziehungen. Die beiden besprachen ausführlich, wie diese gekappt werden konnten, ohne dass es allzu hohe Wellen schlug. Ihnen war durchaus klar, dass Indien sich kaum eine Gelegenheit entgehen lassen würde, seine ›schützende Hand‹ wieder auf das Nachbarland zu legen – sprich: es zu annektieren.

Kocher und sein Bangladescher Klon hatten ein brauchbares Konzept umrissen, als das Handy des Masters klingelte. Urko3 war dran und hatte eine bestürzende Information: Spiekenagel hatte ihn gefragt, ob es sein könne, dass er sich selbst verdoppelt habe. »Der traut mir das zu!«, eröffnete der Dritte. »Oder besser dir traut er das zu«, verbesserte er sich. »Er will einen Kocher gesehen haben zu einem Zeitpunkt, wo er mich sicher an einem ganz anderen Ort wusste. Dann ist er fast ausgerastet. ›Du klonst dich also selbst‹, hat er geschrien. ›Jetzt wird mir einiges klar. Ihr wollt die Pranaly selbst übernehmen. Deshalb dieses intensive Interesse an der Firmenleitung. Aber glaub mir – ich habe vorgesorgt. Wenn mir etwas passiert, dann geht eine Bombe hoch und mein Wissen wird sofort an hundert Stellen weltweit veröffentlicht. Dann gute Nacht, mein lieber Konrad.« Tja, ich weiß nicht, ob er nur blufft. Ich habe erst mal alles abgestritten, habe gesagt, das wäre ja schön, wenn ich das könnte, mich selbst verdoppeln. Dann hätte ich es doch ihm als Erstem gesagt, wie alles vorher. Das müsse eine ganz komische Verwechslung sein. Ich weiß nicht, ob er mir geglaubt hat, auf jeden Fall ist er misstrauisch.«

»Wie weit bist du?«, fragte Kocher.

»Ich habe enorme Fortschritte gemacht. Habe mir einen COMP dazu geholt, einen von den neuen Computer-Operatoren. Wir haben mehr oder weniger den ganzen Komplex in seine Einzelteile zerlegt, zumindest virtuell.«

»Bekommst du die Firmenleitung hin?«

»Ja«, war die klare Antwort, »zusammen mit dem COMP auf jeden Fall.«

»O.K. Dann muss Spiekenagel jetzt weg. Du führst ab morgen den Trust.«

I-1 hörte noch Urko3s »Alles klar«, dann zückte der Master sein Palmi. Elf stand neben ihm, doch das schien Kocher nicht zu stö-

ren. Auf dem Bildschirm erschien eine Straße. Geschickt manövierte der Master hindurch, schwenkte zu einem Wohnhaus, das Suchfeld wanderte durch die Tür hindurch und suchte Zimmer für Zimmer ab, wobei Wände kein Hindernis waren. Endlich hatte Kocher Spiekenagel auf dem Display und zoomte noch etwas näher heran, bis er ihn in voller Statur vor sich hatte.

Kocher drückte auf den Löschknopf, und in der nächsten Sekunde war der Raum leer. Spiekenagel war verschwunden.

»Ups«, entfuhr es I-1. »Was ist denn jetzt mit ihm? Hast du ihn gekillt?«

»Wo denkst du hin. Er ist atomisiert. Wenn ich will, lasse ich ihn wieder materialisieren, aber das kann eine Weile dauern. In gewisser Weise ist er jetzt sogar unsterblich, bis vielleicht in ein paar Milliarden Jahren der Granit schmilzt, wenn unsere Sonne zur Supernova wird.«

Elf kannte die neue Technik noch nicht. Doch bereits diese wenigen Worten ließen ihn ahnen, was an anderer Stelle in Kochers Welt inzwischen möglich war.

»Den sind wir jedenfalls erst mal los«, sinnierte der Master noch.

»Aber war der nicht so etwas wie unser Freund in erster Stunde?« Der gemeinsame Teil in der Erinnerung von Meister und Operator war mit allen Erlebnissen vertraut, die sich auf Spiekenagel bezogen.

»Und dieser Freund hat mit Verrat gedroht. Einen solchen Freund können wir uns nicht leisten.«

»Hast recht«, bestätigte I-1. Nein, die Kochers konnten keinerlei Risiko eingehen.

Wenige Sätze noch, der Master wollte sich verabschieden. Er schob die Übernahme von Bangladesch um ein Vierteljahr auf. Er musste sich erst sicher sein, dass Urko3 den Konzern problemlos steuern konnte, ansonsten musste Spiekenagel nochmals kurz geweckt und um Rat gefragt werden.

Alles stimmte. Und trotzdem stimmte etwas nicht. Elf war problemlos eingeschlafen, wie immer. Die Kochers schliefen gut, wenn auch nicht lang. Aber wenn sie sich hinlegten, dann kam der Schlaf bald. Doch Elf schreckte auf, kaum dass er sich in die Waagerechte begeben hatte.

War das in Ordnung, was der Master mit Spiekenagel gemacht hatte? Ihn einfach zu löschen, war das nicht äußerst bru-

tal? Nach seiner Aussage war er nicht wirklich tot. Er konnte ihn jederzeit wieder materialisieren. Aber lebendig war er nun auch nicht mehr, alles andere war er als lebendig. Er hatte eine kleine Chance auf Wiedererwachen. Leben von Kochers Gnade. Und die würde der nur gewähren, wenn er Fachfragen an ihn hätte. Nein, Spiekenagel war tot. Mausetot. Im Moment war er nichts anderes als mausetot. Kocher war ein Mörder. Er hatte ihn umgebracht, nicht anders, als wenn er ihn erschossen hätte. Die Tötungsabsicht war da. Es kann einen Mörder nicht entlassen, wenn sein Opfer schwer verletzt zufällig doch überlebt.

Dennoch: Spiekenagel hatte Verrat geplant. Das hatte er durchs Telefon gehört. Es wurde am Telefon berichtet, aus Tausenden von Kilometern Entfernung. Spiekenagel war wütend gewesen. Was schreit man nicht alles aus einer Wut heraus? Hatte Urko3 ihn überhaupt richtig verstanden? Plausibel klang das, was er sagte. Doch Spiekenagel hatte man keine Chance zur Rechtfertigung oder Erklärung gegeben. Das war eindeutig, und das war nicht in Ordnung. Eine Taste, ein kleiner Druck darauf – und wupp – ein Mensch hört auf zu existieren im Hier und Jetzt. Das geht nicht. Wenn Elf etwas gelernt hatte aus Frau Afsaris Lebensphilosophie, dann musste sein Schluss sein: Nein, das ist nicht in Ordnung.

Und weitere Gedanken drängten sich I-1 auf. Was sprach eigentlich dagegen, Spiekenagel die neue Technik zu offenbaren? Ob Scheine oder sich selbst verdoppeln, eigentlich hätte Spiekenagel längst darauf kommen können. Was sollte er dagegen haben? Spiekenagel hatte unbestreitbar eine Reihe phantastischer Qualifikationen, warum auf diese verzichten? Warum nicht Spiekenagel auch verdoppeln, vervielfältigen, sein Potenzial multiplizieren?

Drehen und Wälzen. Das Bett verschwitzt. In aller Herrgottsfrühe stand Elf auf, er musste mit dem Master sprechen.

* * *

km 1018: Slavonski Brod

»Also, mein lieber Undici«, begann Lasse. »Ich finde es ja grandios, dass ich dich hier auf meiner Radtour getroffen habe. Ich konnte dich von Anfang an gut leiden und fand es sympathisch, wie du auf deiner Bluesharp gespielt hast. Es war mir schnell klar, dass auch du unterwegs warst. Dein Fahrrad samt Gepäck stand ja nicht so weit weg. Außerdem hast du genau die Lieder gespielt, die ich sehr mag.«

War es Zufall, dass es wieder Montag war? Sie hatten Slavonski Brod erreicht, eine alte Grenzstadt zu Bosnien-Herzegovina mit einer riesigen Festung.

Die siebente Woche war angebrochen. Es kam Undici so vor, als komme etwas Neues auf ihn zu und er war gespannt, worin Lasses Rede münden würde. Alles, was er in diesen paar Sätzen gehört hatte, hätte er auch zu dem Schweden sagen können. »Ja, die Chemie scheint zu stimmen«, setzte er etwas platt hinzu.

»Es ist nicht so, dass ich bisher vielen Leuten von meinem Leben erzählt habe. Wenn Du willst, darfst du aber noch mehr erfahren«, bot Lasse ihm an.

»Ich hätte nichts dagegen«, versicherte Undici. »Außer von Dipu weiß ich von kaum einem Menschen irgendetwas, genau genommen von niemandem, und wenn ich ehrlich bin nicht einmal von meinen Eltern. Menschen hatten mich nie interessiert, nur bei Dipu war es auf einmal anders.«

»Dann bin ich so etwas wie die männliche Dipu?« Lasse grinste bei dieser Feststellung.

»Vielleicht«, gab Undici zu. »Doch müsste ich erst noch genauer über die Antwort nachdenken.«

»Nun denke mal nicht zu viel. Entweder es interessiert dich oder eben nicht. Und wenn nicht, dann sagst du einfach Bescheid und ich schweige künftig wie ein Grab.«

»Gut, das können wir genau so machen. Weiß aber nicht, ob ich mithalten kann«, befürchtete Undici.

» Du radelst doch grad so gut wie ich.«

»Das meine ich nicht, bin nur nicht sicher, ob ich auch so aus mir herausgehen kann mit meinen Geschichten.«

»Musst du ja auch nicht. Weißt du, mein Leben hat mit meinem Infarkt eine ganz neue Richtung bekommen. Ich hatte viel Zeit nachzudenken, auf dieser Tour, vor dir und jetzt mit dir. Ich

habe das Gefühl, ich muss in mir ein bisschen aufräumen. Vielleicht brauche ich dich nur als Abfalleimer.«

»Na, dann wirf mich mal voll«, ermunterte Undici seinen neuen Freund. Seinen ersten Freund.

* * *

Dhaka, 18 Jahre zuvor

Doch erst einmal war für Elf ein Kaffee dran, er wollte klare Gedanken fassen. Was würde der Master denken? Wie würde er reagieren? Elf wunderte sich. Der Erste und er hatten doch die gleichen Hirne, die gleichen Gedanken. Für den Ursprungskocher war klar, dass Spiekenagel weg musste, ganz eindeutig, ohne sich zu besinnen. Wieso war es für ihn selbst nicht mehr so einfach klar? Wie konnte er auf andere Gedanken kommen?

Der Unterschied zwischen ihnen beiden war nicht groß. Ihr Leben hatte die gleiche, lange Wurzel. Doch mit dem Moment seiner Entstehung entwickelte es sich unterschiedlich weiter, mit diesem Moment seiner Materialisation. Mit dem Entsenden nach Indien und später Bangladesch hatten sich die Lebenswege getrennt. Ab diesem Zeitpunkt hatten sie unterschiedliche Erlebnisse und Gedanken.

Nicht nur, dass sich I-1 in Indien aufhielt, in einer vollkommen anderen Umgebung und Kultur als Deutschland und Europa. Entscheidender war wohl noch die Begegnung mit Dipu Afsari.

Elf war klar: Der Master konnte ihn nicht verstehen. Er hatte kein ›indisches Bewusstsein‹. Doch wie er selbst, konnte er sich dieses erschaffen. Hatte er, der Operator, eine Chance, es den Ersten zu vermitteln?

Drei Monate hatte es gedauert, bis sich die neue Weltsicht bei ihm herausgebildet hatte. Er hatte nicht einmal gemerkt, dass sich sein Bewusstsein veränderte, das war ihm erst durch das Löschen Spiekenagels klargeworden. Konnte er erhoffen, dem Ersten in einem Gespräch das zu vermitteln, was bei ihm selbst über Wochen entstanden war, gewachsen aus einem Keim heraus, den Frau Afsari gelegt und mit immer neuer Nahrung in

Form unzähliger Gespräche zum Wachsen und zum Blühen gebracht hatte?

I-1 musste sich eingestehen: Die Chance war gering.

Die Kochers waren es gewohnt, ihre Denkprozesse unbeeinflusst ablaufen zu lassen. Sie waren davon überzeugt, dass kaum jemand in ähnlich brillanter Weise dazu in der Lage war. Also war das auch die Haltung von I-1, bisher zumindest. Was er vor sich sah, war aber mit einem Schlag nicht mehr nur das Problem Spiekenagel. Elf hatte das Gefühl, ihm bleibe die Luft weg, als versperre ein Kloß im Hals den Rachen und die Luftröhre. Wie die Atomisierung des Juweliers, so konnten doch die Weltherrschaftspläne des Masters unmöglich ethisch richtig sein.

Elf sank in einen Sessel, ihm wurde schwindelig. Plötzlich spürte er Luftnot und begriff erst mit Verzögerung, dass er die ganze Zeit die Luft angehalten hatte. In einem Schwall stieß er die verbrauchte Luft aus und japste wie nach einem Hundertmeterlauf. Was sollte er tun? Er musste raus, musste sich bewegen, dann musste er reden. Er musste mit *ihr* reden.

Dipu Afsari war verwundert. Was erzählte der Konrad ihr da? Was war das für eine Offenbarung? Entweder war Konrad verrückt und sie hatte das nicht bemerkt, oder er führte ein Doppelleben und sie hatte es nicht bemerkt. Beides war ihr nicht geheuer. Zunächst hatte sie seine Ausführungen so interpretiert, dass er einen Zwilling Bruder habe, und mit dem habe er sich heftig gestritten. Doch er beharrte darauf, dieser andere Konrad könne alles vervielfältigen und habe sich selbst vervielfältigt. Aus einem bestimmten Grund habe er gestern seinen ehemaligen Kompagnon ›atomisiert‹.

Ihr kamen tausend Fragen, aber Konrad antwortete ausweichend. Zunächst dachte sie, es liege ein Missverständnis vor, weil Englisch nicht seine Muttersprache war und er Bengali nicht so gut konnte, dass er komplizierte Sachverhalte ausdrücken konnte. Im Gegenzug war ihr Deutsch nicht so flüssig, dass sie in seine Sprache wechseln wollte. Sie spürte, dass er ihre Hilfe brauchte, aber nicht richtig mit der Sprache herausrücken wollte. Schließlich forderte sie ihn auf: »Entweder du erzählst mir jetzt alles ganz genau und ganz von vorne oder du sagst keinen Ton mehr.«

Das war ihr letzter Satz. Der letzte Satz in diesem Leben und Konrad starrte auf eine leere Stelle im Raum, die gerade noch mit Dipu gefüllt war. Es war so, als würde dort die Luft zusammenklatschen. Auch Elfs erstaunter Blick war der letzte Blick seines Lebens. Ab diesem Moment war von ihm und seiner Freundin nur eine kristalline Struktur in einem Granitblock übrig. Sie waren Sicherheitskopien, abrufbar zwar, aber wer sollte sie aus welchem Grund nochmals materialisieren? Der Erste würde es bestimmt nicht sein, falls er sich überhaupt zu einer Speicherung entschlossen hatte.

Aus der Sicht des Ersten würde Elfs Verschwinden niemandem auffallen. Eine Kocher-Kopie würde kurz darauf seinen Platz einnehmen, BD-SOZ-II-1, der oberste SOZ für den Distrikt Chittagong, war sicherlich geeignet – oder wer auch immer.

Dipus Unauffindbarkeit würde bei ihren Verwandten und Freunden mehr Verwunderung auslösen. Eine Weile würden sie rätseln und Nachforschungen anstellen, aber alles würde ergebnislos bleiben. Sie würden schließlich ihr spurloses Verschwinden akzeptieren müssen. Immer wieder kam es vor, dass Menschen, aus den verschiedensten Gründen, einfach wie vom Erdboden verschluckt schienen.

Elf hatte gewusst, wie misstrauisch Kocher war. Die Kochers. Er selbst. Und er konnte sich in die Gedankenwelt des Masters hineinversetzen. Er musste sich nicht einmal hineinversetzen, es war seine eigene.

Die kleine Bemerkung, wie I-1 vom Löschen Spiekenagels irritiert war, dieser winzige Einwand, der nicht einmal wirklich ein Einwand war, hatte das Misstrauen des Ersten erregt. Zwar hatte der bemerkt, dass sein OP schnell begriff und überzeugt schien, dass mit einem Verräter so zu verfahren sei. Doch hatte diese Überzeugung Dauer? Es konnte nicht schaden, I-1 ein bisschen unter Beobachtung zu halten. Eine kurze Mitteilung an die SPY-Zentrale und I-1 hatte ein kleines Beobachtungsfeld um sich schweben, 24 Stunden lang. Der Master konnte hören, was er sprach, nachschauen, was er tat, alles wurde aufgezeichnet.

Durch dieses Guckloch hatte der angesetzte SPY seit der Nacht den Klon BD-SOZ-I-1 beobachtet, ihn zu seiner Lehrerin begleitet.

Als der OP-SPI merkte, dass I-1 im Begriff war, die Vervielfältigungsmöglichkeit der Kochers preiszugeben, rief er unverzüglich den Ersten an. Der materialisierte sich neben ihm, verfolgte einige Minuten lang das Gespräch.

Als kein Zweifel mehr bestand, drückte der Erste verärgert die Löschtaste und diese zwei gefährlichen Personen lösten sich auf in ihre subatomaren Bestandteile. Eine SiKo gönnte er auch ihnen. Nur er selbst, der Master, würde jemals in der Lage sein, sie zu reaktivieren.

* * *

Bosnien



Handelnde:

Lasse Gustafsson, Begleiter Undici

Undici = Italienisch für »Elf«

Elf = Spitzname für »I-1«

I-1 = Abkürzung für »BD-SOZ-I-1«

BD-SOZ-I-1 = erster SOZ-Operator in Bangladesch

Arthur Spiekenagel, Juwelier und Mitarbeiter Kochers

Dipu Afsari, Sprachlehrerin und Exfreundin Elfs

Konrad Kocher, Ursprungsname, der Erste, der Meister oder Master

Welfare-Rebellen, Rebellenorganisation des Ersten

Für Lasse war es schön, dass er zusammen mit dem Deutschen ein paar Hundert Kilometer radeln konnte. Das war die Basis für sein Vorhaben. Hätte die Wahrscheinlichkeit bestanden, dass sie sich nach wenigen Tagen wieder trennten, hätte er sich überhaupt nicht auf persönlichere Gespräche eingelassen.

Inzwischen waren sie in Šamac und hatten damit Bosnien erreicht. Die Strecke hatten sie an einem Tag bewältigt. Zum Glück war es flach geblieben, im Prinzip waren sie die ganze Zeit dem Tal der Save gefolgt und in dieser Stadt trafen sie wieder auf den Fluss, den sie jetzt mit einer kleinen Fähre überquerten.

»Was machen die Waden?«, wollte Lasse wissen.

»Alles in Ordnung. Vor einem Monat hätte ich das nicht geschafft.«

»Ja, wir haben uns heute echt was zusammengestrampelt! Weißt du was für ein Tag heute ist?«

»Dienstag.«

»Und das Datum?«

»Lass mich nachrechnen. Erster Mai, stimmts?«, fragte Undici nach einem kurzen Blick in den Himmel.

»Stimmt. Tag der Arbeit. Finde, wir haben heute genug gearbeitet.«

Obwohl sein Begleiter doch immer noch ziemlich zugeknöpft war, kam Lasse gut mit seinem Begleiter zurecht. Das war eben dessen Art, damit konnte er gut leben.

Sie hatten eine Pizzeria gefunden und ließen sich eine Margherita und eine Frutti di Mare gut schmecken.

»Du erinnerst mich an meinen alten Freund Ulf aus der Roker-Szene«, eröffnete Lasse das Gespräch.

»Du warst ein Roker?«

»Ja, ich war ein paar Jahre lang Mitglied bei den Bandidos. Motorrad war mein Ein und alles. Fahrrad mit Motor, mit mächtigem Motor.« Lasse lachte. »Mit den schweren Harleys herumpötern, der tiefe Sound des Auspuffs, die Kraft dieses Gefährts – und dabei die Lässigkeit, mit der man meist langsam durch die Gegend fuhr, das war schon eine Riesenshow. In der Masse fühlte ich mich stark, lauter Gleichgesinnte um mich rum, ein Verbund, in dem man unbesiegbar war.«

Rocker, sein Schwede war ein Rocker. Damit verkörperte er eine Welt, mit der Undici überhaupt keine Berührungspunkte hatte. Anscheinend wollte das Leben ihm noch mehr von seiner Vielfalt vorführen.

* * *

Dhaka, 18 Jahre zuvor

Undici dachte zurück an die Geschichte mit der Löschung Spiekenagels und all seiner Folgen. Hätte er damals unüberlegt gehandelt, würde er jetzt womöglich für immer im Granit ruhen. Stattdessen aber trat er in die Pedale im Bemühen, voranzukommen, und er meinte nicht nur die Strecke. Er fuhr durch das beschauliche Städtchen Šamac und musste in sich hinein grinsen. Was hatte sich doch für eine enorme Vorstellungskraft in ihm ausgebildet! Und die hatte ihm und auch Dipu das Leben gerettet, da war er sich sicher. Es wäre sonst so gekommen, wie er es sich in seinen Gedankenspielen ausgemalt hätte.

Elf hatte diese Szene wie in einem erschreckend realen Film vor sich gesehen. Er hatte sich aus seinen Gedanken herauskristallisiert wie früher die Schach-Züge.

Begonnen hatte er seine Überlegung mit der Vorstellung, dass er den Master eigentlich ja wirklich überzeugen wollte. Dabei stellte er sich vor, wie sich das aus der Sicht des Ersten anhören würde:

Ich bin der Erste. Da kommt BD-SOZ-I-1 aus Bangladesch und erzählt mir, ich soll Spiekenagel wieder materialisieren. Das sei nicht rechtens, ihn zu pulverisieren. Ich kann nicht glauben, dass I-1 das ernst meint, was er da sagt. Der hat doch meine Gedanken, der denkt wie ich. Mir ist klar: Ein Verräter muss weg. Das ist ihm auch klar. Das muss ihm klar sein. Daran gibt es überhaupt nichts zu zweifeln. Was ist denn in den gefahren? Erzählt mir was von Unantastbarkeit der menschlichen Existenz. Mir. Er erzählt mir das. Er, der doch eigentlich ich ist. Gut, ich habe mich nicht mit Hinduismus befasst. Muss ich ja auch nicht. Religion ist Mist. Irrationalität, Kinderglaube, geistige Verbohr-

heit. ›Gehirnwäsche‹, wie ich immer schon sagte. Und der fährt darauf ab? Er, der doch denkt wie ich? Dachte wie ich! Das kann doch nur vom Bengali-Unterricht kommen. Der ist verknallt, verknallt in seine Lehrerin. Das ist es. Das erklärt alles.

›Der Erste hat mich durchschaut‹ sagte sich Elf nach diesem Gedankenspiel. ›Er hat kapiert, was mich abweichen ließ vom bisherigen Bewusstsein, dem allgemeingültigen Kocher-Geist.‹

Der Erste würde das durchschauen. Er würde Elfs neue Haltung nicht verstehen, er würde in ihm den Feind sehen und ihn löschen – wie Spiekenagel.

›Skrupellos wird er mich wegklicken‹, dachte I-1 weiter. ›Ein Verräter, auch ich. Seine eigene Brut, sein eigenes Geschöpf.‹

Kocher wird sich nicht umstimmen lassen, stattdessen miss-träulich werden, das wurde Elf klar. Er wird die Operatoren kontrollieren. Das darf nicht mehr vorkommen, bei keinem seiner Klone. Enge Kontakte zu Unterstützern, z. B. Sprachlehrerinnen oder Sprachlehrern, werden untersagt oder zumindest genau beobachtet.

Die Folge des Gedankenspiels war gewesen, dass Elf die Idee hatte fallen lassen, den Master überzeugen zu wollen. Doch wie sollte er Spiekenagel retten? Er wusste nicht einmal, wie er an dessen Sicherheitskopie herankommen könnte. Dies herauszubekommen, war seine erste Aufgabe. Und wenn er Spiekenagel rematerialisiert hätte, wie sollte es weitergehen? Der müsste sich sofort verstecken und dürfte gar nicht mehr in Erscheinung treten. Er würde sofort wieder pulverisiert und I-1 gleich mit. Denn dem Ersten wäre sofort klar, wie sein alter Kompagnon wieder erscheinen konnte.

* * *

Bei der Weiterfahrt kamen die Männer erst an einer Moschee, dann an einer kleineren katholischen und direkt gegenüber einer riesigen orthodoxen Kirche vorbei.

»Schau mal, die verrückten Menschen«, meinte Lasse. »Jahrhundertlang haben hier Christen und Moslems friedlich nebeneinander gewohnt. Und dann auf einmal – zack – waren sie sich spinnefeind und haben sich gegenseitig umgebracht. Ich kann so etwas nicht begreifen.«

»Wenn du das nicht verstehst, wie soll ich es dann?«

»Wie meinst du das denn?«

»Irgendwie sind mir die Menschen fremd und waren mir nie geheuer. Ich habe das Gefühl, ich taue langsam auf.«

»Das Eis schmilzt?« Die Männer sahen sich an und begannen zu lachen.

* * *

Berlin und Niue, 17 Jahre zuvor

Konrad Kocher bereitete eine neue Strategie vor. Durch Bangladesch würde er die Menschheit mit den Welfare-Rebellen bekannt machen, doch vorher wollte er die Welt verunsichern. Sein Geheimdienst arbeitete grandios, er hatte alle wichtigen Politiker weltweit im Visier, dazu alle Mächtigen aus Industrie und Wirtschaft. Und diese sollten bis ins Mark erschüttert werden, keiner von denen sollte sich irgendwo noch sicher fühlen.

* * *

Kroatien



Handelnde:

Lasse Gustafsson, Begleiter Undicis

Elf = Spitzname für »I-1«

Der Erste, Konrad Kocher

Arthur Spiekenagel, Juwelier und Mitarbeiter Kochers

Dipu Afsari, Sprachlehrerin und Exfreundin Elfs

I-1 = Abkürzung für »BD-SOZ-I-1«

Urko65 = 65. direkter Klon des Ersten

COMP = Computer-Operator

COMP = Computer-Operator

km 1100: Bosnjaci

Bosnjaci, ein Ort der wieder in Kroatien lag. Von 1945 bis 1963 soll hier wiederholt die Jungfrau Maria erschienen sein. Im Zelt war das kurz Gesprächsthema und in diesem Zusammenhang Toleranz oder Nicht-Toleranz zwischen den Religionen. Dann nahm Lasse die Schilderung seiner Rockerzeit wieder auf.

»Klar, das war auch ein Protest gegen meine Alten«, sinnierte er. »Ich bin nämlich in Ulricehamn aufgewachsen. Das ist ein kleines Städtchen von zehntausend Einwohnern auf der Höhe von Göteborg, aber hundert Kilometer östlich davon. Mein Vater hatte dort eine große Tischlerei und ich musste von Kindheit an mitarbeiten. Das ging mir so was von gegen den Strich. Das Verrückte war nur: Ich liebte Holz, ich liebte den Geruch, die Beschaffenheit, die Möglichkeit, damit zu arbeiten, es zu formen.

Doch mein Vater vergewaltigte das Holz, so kam es mir damals vor, er baute spießige Möbel daraus und wurde dem tollen Material überhaupt nicht gerecht. Was ich anfertigte, war für ihn Spinnerei, unnützer Mist, mit dem man kein Geld verdienen konnte. Er wollte mich zu seinem Nachfolger aufbauen, aber ich wollte ihn am liebsten ins Jenseits befördern. Daraus, dass er ein Bildhauerstudium auf keinen Fall finanzieren wollte, machte er nie einen Hehl. Das gab natürlich immer wieder üble Reibereien. Meine Mutter stand zwischen uns, und eigentlich bin ich nur ihr zuliebe überhaupt geblieben. Oft genug war ich kurz davor abzuhaufen. Mutter meinte sogar, ich könnte doch später, wenn ich mein eigener Herr wäre, Möbel bauen und Skulpturen schaffen. Diese Vorstellung war für mich abwegig. Wenn schon, wollte ich Künstler sein. Aus ihrem Vorschlag spürte ich aber: Sie wollte mich halten.«

* * *

Elf musste sehen, dass er den Ersten beruhigte. Statt also vorzuschlagen, Spiekenagel zurückzuholen oder alles mit Dipu zu besprechen, forschte I-1 im Internet soweit möglich über die genauen Polizeistrukturen von Bangladesch. Dabei rannte er jede halbe Stunde auf die Toilette und kaufte in einer Apotheke Loperamid gegen Diarrhoe. Am nächsten Tag rief er die Lehrerin an, er könne immer noch nicht kommen, er habe heftigen Durchfall. Er fühle sich so schwach, es könne gut sein, dass er sich für die nächsten Tage entschuldigen müsse. Sie bot ihm besorgt Hilfe an und wollte auch kommen. Doch er sagte nur:

»Vielen Dank für Ihr Verständnis, werte Lehrerin Dipu Afhari. Ich melde mich, sowie es mir besser geht.«

Dipu war verwundert. Sie witterte Ungereimtheiten bei dieser Antwort und hatte das Gefühl, es sei besser, nicht weiter nachzuhaken. Es hörte sich gerade so an, als werde ihr Freund aus irgendeinem Grund abgehört. Wieso sonst diese gekünstelte Höflichkeitsfloskel?

In den nächsten Tagen führte I-1 seine Internet-Recherchen fort, so in der Politik, Wirtschaft, Wissenschaft, auch in Kunst und Sport. Er rackerte sich ab, ließ sich ständig Neues einfallen, um weiterzukommen. Doch immer wieder gelangte er an die Grenzen, über die er ohne ein erforderliches Passwort nicht hinaus kam. Dabei vergaß er nicht, oft auf die Toilette zu rennen und seine Loperamid zu schlucken. Er suchte sogar einen Arzt auf und klagte über langanhaltenden Durchfall. Er sollte eine Stuhlprobe bringen und bekam vorsorglich ein Antibiotikum verschrieben und den Trost ausgesprochen, jeder Ausländer müsse dies in Bangladesch durchmachen.

Nach einer Woche meldete sich I-1 bei Urko65. Das war sein persönlicher Betreuer, in gewisser Weise sein Vorgesetzter. Er schilderte ihm, wie weit er gekommen sei mit seinen Forschungen und dass er jetzt weitere Befugnisse brauche, um tiefer in die Materien einzudringen. Wenig später fand er sich im Büro von Urko65. Das war für ihn das erste Mal, dass er teletransportiert worden war.

»Ich habe mich mit dem Ersten besprochen“, bekam Elf zu hören. Er hat deine Arbeit gelobt. Er kennt dich persönlich. Nun, wir kennen uns ja alle. Aber er sagte, er hat dich in deiner Woh-

nung in Dhaka schon einmal aufgesucht. Er hat Vertrauen zu dir.«

›Aha‹, dachte sich Elf, ›entweder hatte ich mir zu viel eingebildet und war übervorsichtig oder mein Enthusiasmus bei der Arbeit und der Durchfall haben überzeugt.‹ Und fast gleichzeitig wunderte er sich, dass 65 ›Vertrauen‹ erwähnte. Wieso hatte er dieses Wort gewählt oder eigentlich nur wiedergegeben? Was hatte wohl den Ersten veranlasst, von Vertrauen zu sprechen? Wenn Vertrauen selbstverständlich ist, muss man doch nicht betonen, dass man vertraut. Das kann doch nur ein Zeichen dafür sein, dass der Erste zumindest nicht ausschließt, dass seine Klone auf Abwege kommen könnten.

Elf beschloss, auf der Hut zu bleiben.

Urko65 übergab I-1 sein persönliches Palmi. Die Löschfunktion war nicht aktiviert. Aber Teleportation und Kopieren un- belebter Gegenstände funktionierten. Damit hatte Elf auch die Möglichkeit, durch das Energiefenster jeden Flecken der Erde selbst ansehen zu können. Vor Teleportationen musste er sich schließlich sicher sein können, dass er nicht aus Versehen mitten in einer erstaunten Gesellschaft auftauchte.

I-1 bat noch um Kontakt zu einem COMP. Mit ihm wollte er klären, wie er bestimmte Passwörter hacken könnte.

Kurz darauf befand sich I-1 im Büro von COMP-127. Er schilderte das Problem. 127 kannte sich aus, weihte seinen Kollegen in die Grundzüge der Entschlüsselung ein und knackte mit ihm zusammen ein paar Codes.

Erstmals teleportierte sich Elf selbst zurück in seine Wohnung. Noch konnte er nicht ausschließen, dass er unter Beobachtung stand. Er musste auf jeden Fall Vertrauen erwecken oder Vertrauen zurückgewinnen, das er eventuell verspielt haben könnte. So machte er sich in den nächsten Tagen daran, Militär-Passwörter zu knacken und immer tiefer in die verwinkelten Strukturen und geheimen Verzweigungen der Streitkräfte einzudringen. Gleichzeitig beschäftigte er sich mit den Sperren in seinem Palmi.

* * *

km 1120: Vrbanja

Vrbanja, ein Dörfchen mit geraden Straßen, an denen ein Motorradfahrer keine besondere Freude gehabt hätte.

»Hells Angels, dachte ich mir«, berichtete Lasse. Von denen hatte wohl jeder schon einmal gehört. Doch fand er schnell heraus, dass es auch noch andere Rockergruppen gab. Genau konnte er gar nicht mehr sagen, wieso seine Wahl auf die Bandidos fiel. Die fand er irgendwie besser. Sie waren die direkten Kontrahenten der Angels, ihre Feinde eigentlich. »Es gab sogar einmal einen regelrechten Rockerkrieg mit elf Toten und hundert Verletzten zwischen den beiden Gruppen. Doch das war lang vor meiner Zeit.«

Seinen Vater konnte Lasse mit seiner Mitgliedschaft ärgern und auf die Palme bringen. Es gab einen Streit nach dem nächsten. Die Kutte seines Klubs sollte er nicht tragen, nicht in Vaters Haus. Wegen seinen langen Haaren und dem Bart lag der Alte dem Sprössling auch ständig in den Ohren. So könne man doch nicht herumlaufen, ungepflegt sehe das aus. Leider war er als Jugendlicher noch finanziell abhängig vom Vater und musste sogar gewisse Strafen über sich ergehen lassen.

»Als er meine Tattoos entdeckte, rastete er fast aus. Es kam sogar soweit, dass er den Schlüssel meiner Mühle versteckte und nicht mehr herausrückte«, schloss Lasse diesen Teil der Ereignisse.

* * *

Weltweit, 17 Jahre zuvor

Politiker verschwanden weltweit und zwar die, die irgendwie in Verruf geraten waren. Ganz besonders die, gegen die Korruptionsverdacht bestand. Anfangs unterrichteten die Medien nur lokal darüber, doch nach einer Weile kristallisierte sich dieses Politikerverschwinden immer mehr heraus, zumal die Verschwundenen immer höhere Ränge bekleideten. So die Präsidenten von Ungarn und Polen, die trotz intensivsten Personenschutzes einfach verschwunden waren. Eine bekannte fran-

zösische Nationalistin folgte, auch der syrische Präsident war plötzlich von der Bildfläche verschwunden, und niemand bekannte sich zu den Entführungen.

Ein Höhepunkt wurde erreicht, als der türkische Präsident weg war. Der Innenminister beschuldigte umgehend die PKK und kündigte Vergeltungsmaßnahmen an, obwohl auch sie sich nicht bekannt hatte. Am nächsten Tag war auch der Innenminister weg und tags darauf sein Stellvertreter, der die gleichen martialischen Töne angeschlagen hatte. Dann verstummten die Anschuldigungen gegen die PKK, man traute ihr anscheinend sehr viel zu; noch jemand wollte sich wohl nicht den Mund verbrennen und die eigene Entführung riskieren.

Der iranische Religionsführer war wenig später verschwunden, und der Präsident beschuldigte Israel. Dessen Ministerpräsident war empört und drohte mit militärischem Eingreifen. Eine Stunde nach dieser Verlautbarung gab es keine Spur mehr vom ihm.

Fast alle lateinamerikanischen Staaten verloren Spitzenpolitiker, afrikanische, asiatische ebenso, selbst China wurde nicht ausgeklammert. Wechselseitige Schuldzuweisungen erwiesen sich als absurd, da Beschuldigte und Beschuldiger gleichermaßen betroffen waren.

Nach und nach verschwanden weitere Kriegsherren und Religionsführer. Die Welt wurde etwas ruhiger, und rätselte, was eigentlich los war.

* * *

Serbien



Handelnde:

Lasse Gustafsson, Begleiter Undicis
Undici, der erste Elfer, abgekürzt I-1
Dipu Afsari, Sprachlehrerin und Exfreundin Elfs
Arthur Spiekenagel, Juwelier und Mitarbeiter Kochers
Ulf, Freund Lasses

Ursprungskocher, Konrad Kocher, der Erste, der Master. Spitzname KoKo.
BD-SOZ-I-2, abgekürzt I-2 oder Zwölf, Klon Elfs
BD-SOZ-I-1 = erster SOZ-Operator in Bangladesch
SPY = Spion, Geheimdienstler
MIL = Militär-Operator
Urko3, der zweite Klon des Masters
Welfare-Rebellen, Rebellenorganisation des Ersten

OP-REG-626 = Operator in der Registratur
Notruf 85, I-12-85, 85 = Spitzname, Bezeichnung und Abkürzung eines Elfers
OP-REG-SR-2 Op in der Registratur, genannt Zwei; SR für Spezial-Register
OP-REG-SR-5, genannt Fünf, Kollege Zweis
SPY-II-13, Bewacher Elfs
Neun-125, Alibi-Elf
BD-MIL-VII-15 Militär-Operator aus Rangpur

km 1158: Batrovici

»Es kam zu einer Machtprobe«, berichtete Lasse weiter auf dem Weg nach Batrovici, einem winzigen Dorf, mit dem sich die Radler nun auf serbischem Gebiet befanden. Die Grenze hatte einen sehr geschlängelten Verlauf.

»Ich haute ab, und einen halben Tag später besichtigten fünfzig Bandidos den Betrieb des Alten. Sein Geschimpfe, Geschrei und Gezeter nutzten ihm überhaupt nichts. Vier Mann nahmen ihn in die Mitte wie eine Art Leibwache, und die andern verteilten sich in der Werkhalle und im Lager. Die Angestellten machten sich vor Angst fast in die Hosen. Meine Jungs bedrängten jeden Einzelnen, blieben extrem freundlich, jedoch mit einem Gesicht, als könnten sie alles kurz und klein schlagen, wenn sie nur wollten.«

Das war schon eine andere Welt, sagte sich Undici. Solche Konflikte kannte er bisher überhaupt nicht. Da waren die Quereilen mit seinen Eltern doch der reinste Klacks dagegen gewesen. Dass sie ihn für nicht ganz gesund hielten, nicht ganz normal, das war das Ergebnis ihrer Sorgen und nicht ihrer Ablehnung. Undici war sich nicht sicher, ob er Lasse davon erzählen sollte. Doch er gab sich einen Ruck und tat es, und nun staunte sein neuer Freund nicht schlecht, denn das war nun ein Bereich, der ihm vollkommen fremd war.

* * *

Dhaka, 17 Jahre zuvor

I-1 vollbrachte eine Glanzleistung, die gar nicht so schwer war, wie er vermutet hatte.

Elf hatte die Kopiersperre geknackt, die für Menschen. Er tat in seiner Wohnung so, als verfolge er mit dem Sichtauge einen General, gleichzeitig verdoppelte er sich aber selbst und materialisierte sein Ebenbild in Dipus Wohnung.

Seine Freundin war bass erstaunt, als Konrad plötzlich in ihrem Schlafzimmer stand. Und wenig später lag ein kleines Gerät auf einem Tischchen.

»Das ist ja wie das Quirlen des Milchozeans«, entfuhr es der Frau und sie schien wieder gelassen. Wunder hatte sie zwar noch nie persönlich erlebt, schloss sie aber nicht grundsätzlich aus.

»Was redest du denn da?« Nun war es Elf, der sich wunderte.

»Lange Geschichte«, erwiderte sie. »Doch ich denke, erst einmal bist du dran, Konrad.«

»Ich bin nicht Konrad«, begann er und wusste, dass er damit nichts erklärte, doch es war vielleicht ein guter Einstieg. »Du hast recht, ich muss dir viel erklären, sehr viel. Zunächst einmal: Genau genommen bin ich BD-SOZ-I-2. Der Konrad, den du kennst, ist BD-SOZ-I-1. Wir haben das gleiche Vorleben, aber genau in diesem Moment beginnt mein eigenes Leben.«

Dann erzählte I-2 die ganze, lange Geschichte von Kocher, seinen Erfindungen und seinen Verdopplungen, ja Vervielfältigungen. Dipu begriff allmählich, dass es einige tausend Exemplare von der Art ihres Gegenübers gab. Sie brauchte Zeit, das zu verdauen und I-2 ließ ihr die Zeit. Dann kam er auf die ganz konkrete Situation zu sprechen.

Er erklärte, dass der Master vorhabe, die Weltherrschaft an sich zu reißen, und deshalb, nur deshalb sei er selbst hier in Bangladesch. Seine Aufgabe sei es, die Infrastrukturen so weit wie möglich auszukundschaften, damit sie gezielt für die Übernahme genutzt werden könnten. Dabei sei es von Vorteil, wenn ein OP auch Bengali könne, und nur deshalb hätten sie sich kennengelernt.

Die Offenbarung dauerte Stunden. Dipu hatte ihre Zweifel. I-2 berichtete von Niue und den vielen übernommenen Inselstaaten. Er zeigte ihr Internetberichte, am meisten fand sich über Madagaskar.

Dipus Zweifel schwanden, doch sie fragte sich, ob das der Mann war, in den sie sich verliebt hatte, und sofort beantwortete sie sich die Frage. Nein, dieser war es nicht, er war ja eine reine Kopie.

Die Entwicklung zwischen diesem Schüler und ihr war rasant verlaufen. Es kam ihr so vor, als würde sich das ganze Gefühlsleben bei ihm im Zeitraffertempo entwickeln, jedenfalls hatte sich eine Liebesbeziehung im Eiltempo angebahnt. Dipu hatte Schmetterlinge im Bauch und sie spürte, wie ihr Freund die neue Seite seiner Persönlichkeit genießen konnte und auskostete.

Im Grunde waren sie schon einen Schritt weiter. Sie begannen, ihre Beziehung zu gestalten, eine mögliche gemeinsame Zukunft ins Auge zu fassen. Hierbei spürte Dipu aber wieder seine anfängliche Zurückhaltung. Sie hielt sie für eine noch nicht vollständig gelöste Verspannung. Damit hätte sie umgehen können und wäre dazu bereit gewesen. Doch wollte sie einen Freund haben, einen Ehemann vielleicht später, der in derartige Machenschaften verstrickt war?

Das konnte sie noch nicht entscheiden. Sie musste mehr wissen, sie musste alles wissen. So erfuhr sie nun auch die letzten Begebenheiten. Das Treffen des Ersten mit I-1, die Löschung Spiekenagels und die anschließenden Skrupel ihres Freundes, seine Befürchtung, überwacht zu werden. Sein Gedankenspiel, wie sie reagieren würde, wenn er ihr von seiner Verdopplung erzählen würde, dass sie vielleicht im ersten Moment glauben würde, er wolle ihr beichten, dass er einen Zwillingenbruder habe.

Dann berichtete er von seinem erfundenen Durchfall und beglückwünschte sie, dass sie sofort verstanden hatte, dass etwas nicht stimmte an seiner Situation. Und wie er die Idee fasste, sich heimlich zu verdoppeln, um herauszufinden, inwieweit der Master misstrauisch wäre.

Das also war der Grund, weshalb Konrad nun in ihrem Schlafzimmer stand. Dipu begriff langsam. Herteleportiert. Seltsames Wort. Und ein kleines Ding, das aussah wie ein Handy hinterherteleportiert, nur dass Konrad es ›Palmi‹ nannte, aber Konrad war das ja gar nicht. Es war BD-SOZ-I-1, nein, I-2. Wenn ihr Freund I-1 und damit Elf war, dann war seine Kopie I-2 ›Zwölf‹.

Und dieser Zwölf hatte sie überzeugt. Er schickte vor Dipus Augen das Energiefeld zu I-1 und sie sah auf dem Display ihren wirklichen Freund vor dem Computer sitzen. Als weiteren Beweis atomisierte Zwölf eine Vase Dipus mitsamt Blumenstrauß und ließ sie in drei Metern Entfernung auf dem Boden wieder materialisieren.

Dipu staunte und ihr wurde bewusst, dass sie hautnah an einen weltbewegenden Vorgang geraten war. Vielleicht steckte sie sogar mitten drin. Sie brauchte einen Tee.

Zwölf folgte ihr in die Küche. »Was hast du denn mit dem Milchmeer gemeint?«

»Das Quirlen des Milchozeans. Eine uralte Geschichte aus dem Mahabharata, einer unserer heiligen Schriften.«

»Woraus?«

»Ma-ha-bha-ra-ta!«

Und Dipu begann, zu erzählen.

* * *

km 1202: Sremska Mitrovica

In Sremska Mitrovica suchten die Freunde ein Hafenlokal an der Save auf. Beim Essen berichtete Lasse weiter.

»Nach dem Rundgang ging der Boss zum Alten und sagte ihm: ›Du hast einen Klasse Sohn, weißt du das eigentlich? So jemandem nimmt man nicht sein Spielzeug weg. Los, rück den Schlüssel raus!‹ Mein Vater schluckte, sagte aber nichts. Brav ging er den Zündschlüssel holen. Er sagte auch zu mir nichts mehr, überhaupt nichts. Sein Gesicht verfinsterte sich jedes Mal, wenn ich mit meiner Kluft auf die Maschine stieg, aber er hielt die Klappe. So eine Art friedliche Koexistenz war eingetreten. Nein, eher muss ich doch sagen: eine feindliche Koexistenz war das.«

Das war die Fortsetzung des Rockerauftritts. Gab es ein Pendant in Undicis Leben? Eine friedliche oder feindliche Koexistenz? Die Beziehung zu den Eltern war eher ein Ko-Existieren, ein Nebeneinanderher-Existieren. Und mit Dipu wollte er ein Miteinander-Sein. Doch in der damaligen verwirrten Situation war vollkommen unklar, was mit ihr und ihm überhaupt werden konnte.

* * *

Dhaka, Dipus Wohnung, 17 Jahre zuvor

»Das ist eine sehr, sehr lange Geschichte«, begann Dipu ihre Erzählung vom Milchozean. »Es gab einen Streit zwischen den Devas, den Göttern und den Asuras, den Dämonen. Den wollten sie beilegen durch das Quirlen des Milchozeans. Aus Milch wird durch Schlagen Butter. Durch das mehrtausendjährige Quirlen traten verschiedene Dinge aus dem Meer hervor.«

Erst einmal, so Dipu weiter, kam das Halahala zum Vorschein, das schlimmste Gift, das es gab. Es konnte die ganze Welt vernichten. Dann erschien der Mondgott Chandra, anschließend das siebenköpfige Pferd Uchchaishrava. Es folgten Kaushtuba, das wertvollste Juwel des Universums, Kamadhenu, die Wunschkuh, Kalpavrksha, der Wunschbaum, Lakshmi, die Göttin der Schönheit und des Überflusses und Varuni, die Weingöttin.

Am Schluss dann trat Dhanvantari aus dem Ozean hervor, der Arzt der Götter und Begründer der Heilkunst. Er trug einen Krug, gefüllt mit dem begehrten Amrita mit sich, das ist der Trank der Unsterblichkeit.

»Das verwirrt mich mehr, als dass es mich aufklärt«, gab Kocher zu, als die Aufzählung beendet war. »Aber welche von den Erscheinungen bin ich denn?«, setzte er neugierig hinzu.

»Noch vor einer Stunde hätte ich gedacht, du wärst der Kashtuba. Doch jetzt glaube ich eher, du bist das Halahala.«

Der geklonte Elf musste schlucken bei dieser Auskunft.

»Was hat es denn mit diesem Gift überhaupt auf sich?«, wollte Eins-Zwei nun wissen. Dipu holte aus mit ihrer Erzählung. Doch sie erzählte es nicht dem Klon alleine. Ihr Kocher, BD-SOZ-I-1 oder Elf, verfolgte die Szene mit. Er hatte ein Guckloch in ihrem Zimmer platziert und nahm an dem Geschehen teil. Er war sich sicher, dass er alles geschickt genug durchgeführt hatte, so dass der Master und seine Spione nichts davon mitbekamen. Gebannt hörte er zu, wie die Geschichte weiterging.

* * *

km 1241: Golubinci

Ganz anderes hatte Lasse zu berichten, als er mit Undici am Freitag nach Golubinci radelte.

Für ihn waren die folgenden zehn Jahre eine wilde Zeit. Nicht nur, dass die Jungs ihre Touren machten, dabei sofften, kifften und alle möglichen anderen Substanzen ausprobierten – und trotzdem wieder auf ihre Maschinen stiegen. Es war auch die Zeit der sexuellen Abenteuer, die Zeit, in der er sich die Hörner

abstieß. Es gab viele Frauen, die offenbar von der wilden Männlichkeit der Bandidos beeindruckt waren, viele, die es mit festen Bindungen nicht allzu genau nahmen. Ein Partnerwechsel innerhalb der Truppe brachte manchmal trotzdem einen Haufen Reibereien und handfeste Schlägereien mit sich. Es war wohl doch nicht so, dass den harten Kerlen Eifersucht vollkommen fremd gewesen wäre.

Undici nahm all das auf, dachte aber auch an das, was Dipu ihm erzählt und was ihn eine ganze Weile beschäftigt hatte.

* * *

Dhaka, Dipus Wohnung, 17 Jahre zuvor

Dipus anschließende, umfangreiche Erzählung vom Quirlen des Milchozeans hatte wider Erwarten eine märchenhafte Stimmung erzeugt. Doch es blieb Eins-Zwei nichts übrig, er musste sich ans Werk mache, eine Strategie entwickeln. Er durfte erst einmal bei Dipu bleiben. Er schickte das Beobachtungsfeld genau in Kochers Geheimdienstzentrale. Dort sah er sich um, schaute die einzelnen Mitarbeiter an. Alles Kochers, alle ihm aus dem Gesicht geschnitten. Eine immense Anzahl von SPYs waren das, in der laufenden Schicht zweihundert. Zwölf beobachtete, was sie taten, schaute auf die Bildschirme und wanderte von einem zum andern. Im Schnitt hatte jeder SPY fünf Screens vor sich, also waren es insgesamt tausend.

Erfreulicherweise waren die Ziele gruppiert, wie Zwölf schnell herausfand. Es gab geografisch gegliedert verschiedene Bereiche: Nord- und Südamerika, Afrika, Europa, Asien, Indien und Australien. Auch einzelne Länder hatten ihre Abteilungen. Zwölf erkannte Gebäude, Tore und Türen, Straßen, Maschinen, in der Regel aber Menschen. Einzelne Menschen, Leute die sich unterhielten, die umherfahren oder irgendeiner Tätigkeit nachgingen. Einige schliefen sogar und andere begleitete das Sichtfeld auf die Toilette.

Und dann sah er seinen eigenen Monitor und darauf seine Wohnung, seinen Schreibtisch. Elf saß davor und war intensiv am Arbeiten.

Die Vorsicht hatte sich gelohnt. Die Vision wäre mit Sicherheit Wirklichkeit geworden, hätte er seine Zweifel gleich am Morgen nach Spikenagels Pulverisierung mit Dipu besprochen. Dann läge er selbst längst als kristalline Struktur neben Spikenagel. Scheintot. Nein – tot!

Es war offensichtlich so, dass dieses magische Auge I-1 rund um die Uhr begleitete und das Misstrauen des Ersten noch nicht erloschen war. Das musste er I-1 mitteilen. Bei ihm erscheinen konnte er nicht, weder teleportiert noch »normal«. Anrufen konnte er ihn auch nicht. Das war zumindest riskant. Besser wäre ein Brief, ein Brief von Dipu, der würde nicht auffallen. Zwölf hatte gemerkt, man konnte mit dem Guckloch selbst kleine Schriften lesen. Der Brief musste also vollkommen unverfänglich klingen, denn wahrscheinlich lasen die SPYs ihn auch.

*

Eilpost. Persönlicher Bote.

»Werter Herr Kocher«, stand da. »Sie haben sich nicht gemeldet. Ich sehe daraus, der Zustand ist ernst. Ihre Vorsicht ist richtig.

Ich wünsche gute Besserung
Ihre Lehrerin, Frau Afsari.«

I-1 las den kurzen Brief durch, verstand ihn und entsorgte ihn im Papierkorb. Er würde also weiter gewissenhaft für den Master arbeiten und I-2 würde ihm mitteilen, wenn die Überwachung beendet wäre. Auch er beglückwünschte sich dazu, dass er das Vorgehen des Ersten durchschaut hatte.

* * *

km 1282: Belgrad

Belgrad, eine Millionenstadt. Und wieder das Bild: Moscheen und Kirchen dicht an dicht, zusätzlich eine Festung und der Dom des Heiligen Sava. Am Abend zählte Undici die Einkünfte des Tages durch und kam auf dreihundert Geo. Davon konnte er sich ein vernünftiges Einmannzelt kaufen, obwohl die Nächte zu zweit doch recht angenehm waren.

»Bald hast du wieder deine Ruhe«, kündigte er an. Lasse fragte erstaunt zurück:

»Du willst dir doch nicht etwa ein eigenes Zelt kaufen?«

»Na klar, das kann ich mir jetzt leisten. Und du wolltest doch auch deine Bequemlichkeit haben in deinem breiten Zelt.«

»Jetzt hab ich mich aber so an dich gewöhnt. Das wird mir richtig schwer fallen, ohne Schlafpartner. Wer weiß, ob ich da überhaupt noch einschlafe.«

»Meinst du das im Ernst?« Undici war erstaunt und gleichzeitig erfreut.

»Lass doch alles so bleiben, wie es ist. Irgendwann trennen sich ja unsere Wege sowieso.«

»Na, wenn das so ist«, sagte Undici leicht dahin. Jedenfalls sollte es so klingen. Innerlich war er froh über die nächtliche Nähe und mit etwas Wehmut im Voraus dachte er daran, dass diese gemeinsame Zeit ja wirklich begrenzt wäre.

Hatte er in Lasse wirklich einen Freund gefunden? Er nahm an, dass es so war. Undici konnte mit dem Begriff Freundschaft nie richtig etwas anfangen. Sein siamesischer Zwillingbruder, der Ursprungs-Kocher, konnte es ganz und gar nicht. War er inzwischen noch ein Stück weiter von ihm getrennt?

* * *

Bangladesch, 16 Jahre zuvor

Der Erste war zufrieden. Er hatte genügend Informationen beisammen. Besonders BD-SOZ-I-1 hatte die höchst sensiblen Daten zu den Streitkräften geliefert, obwohl er eigentlich kein MIL war. Er wusste, wo die Kriegsgerätschaften, Waffen und Munition gelagert waren, wer über sie befahlte und wer sie bewachte. Die zuständigen Leute mussten nun dauerhaft beschattet werden. Der Master konnte jederzeit neue Stellen dafür einrichten, doch er sah keinen Sinn mehr darin, I-1 weiter zu überwachen, der sich wirklich als vollkommen unauffällig erwiesen hatte. Sein kurzer Einwand bei der Löschung Spiekenagels beruhte wohl wirklich nur auf dem Überraschungseffekt und dass diese seiner Kopien den Vorgang erstmals hautnah mitbekam.

Urko3 jedenfalls hatte gute Arbeit geleistet, der Pranalys-Trust funktionierte genauso gut wie unter der Leitung des Verräters.

Montag. Wieder ein Montag.

Alle Räder in ganz Bangladesch standen still. Um sieben Uhr morgens erschienen auf allen Fernsehkanälen Bilder mit maskierten und bewaffneten Männern. Sie hielten die Spitzenvertreter der Politik in Schach und erklärten, das Land sei von den Welfare-Rebellen besetzt, und sie forderten die Bevölkerung auf, in der kommenden Woche nicht zur Arbeit zu gehen, außer die Angestellten von Krankenhäusern, Arztpraxen, Feuerwehr und Versorgungsbetrieben wie Elektrizitäts-, Gas- und Wasserwerken.

Sie kündigten umfangreiche soziale Reformen an, Wohlstand für alle, Ausrottung von Korruption und Bestrafung aller, die sich bisher widerrechtlich bereichert hatten.

Jeglicher Widerstand sei zwecklos. Die Spitzen des Militärs und der Polizei waren ebenfalls in Haft und wurden vorgeführt. Die Rebellen verkündeten, sie besäßen die Mittel, Gegenwehr, wie auch immer sie geartet sein möge, im Keim zu ersticken. Allen, die meinten, sich widersetzen zu müssen, drohe das gleiche Schicksal.

Dann blendeten die Sender eine Filmsequenz ein, in der eine riesige Gruppe Gefangener gezeigt wurde. Sie standen in einem großen Saal, alle mit Handschellen, von einigen Maskierten bewacht. Die Gefangenen hatten sich in einer Reihe aufzustellen, dann fuhr die Kamera an ihnen entlang und zeigte Gesicht für Gesicht. Es waren die Verschwundenen der letzten Monate aus aller Welt: Politiker, Milizionäre, Unternehmer und Religionsführer.

Nochmals bestätigten die Welfare-Rebellen den Ausnahmezustand. Alle Menschen, die schon unterwegs waren, sollten sich nach Hause begeben, Ruhe bewahren und weitere Informationen abwarten.

Dann kam eine Mitteilung an die Nachbarstaaten und die übrige Welt. In Bangladesch sei die Regierungsgewalt auf die Rebellen übergegangen, sämtliche Grenzen seien geschlossen, sämtlicher Verkehr ins und vom Ausland sei bis auf Weiteres unterbrochen, sämtliche internationalen Verträge seien ungültig, sämtliche Mitgliedschaften in internationalen Verbänden erloschen.

Es folgte die explizite Warnung vor militärischem Eingreifen gegen die Machtübernahme.

Die Sendung schlug ein wie eine Granate. Die meisten Bengalen und der kleine Rest der nichtbengalischen Bevölkerung richteten sich sofort danach. Sie gingen nach Hause, unsicher, was werden sollte und verfolgten die Radio- und Fernsehsendungen. Phantastisch, was die Rebellen alles versprachen. Zumindest schienen sie keine Gefahr für die große Masse der Bevölkerung, allen Korrupten drohten sie jedoch unentwegt.

Am meisten beruhigten Interviews mit Leuten aus Madagaskar, die fröhlich wirkten und zufrieden und in höchsten Tönen die Folgen der Revolution durch die Welfare-Rebellen vor einem Jahr lobten. Die Berichte zeigten florierende Industrie, zunehmenden Wohlstand, mit einem Wort: Blühende Landschaften. Menschen aus allen Bevölkerungsschichten berichteten begeistert von kostenlosem Benzin, fallenden Lebensmittelpreisen, steigenden Löhnen, geringerer Arbeitszeit und verdoppeltem Urlaub.

Es klang wie im Märchen, wie im Schlaraffenland. Die Filmberichte waren geschickt aufgebaut und hatten eine enorme Überzeugungskraft.

Stündlich kamen neue Berichte über die aktuelle Lage in Bangladesch. Tatsächlich fanden einige kleinere Angriffe gegen die Rebellen statt. Es wurde nicht genau erklärt, wie diese dagegen vorgingen, doch sie hatten anscheinend keine Mühe damit, wirklich jeden Widerstand zu erkennen und in der Anfangsphase zu stoppen.

Währenddessen stand die internationale Politik Kopf. Die Welfare-Rebellen wurden jetzt als internationales Phänomen wahrgenommen, sie waren anscheinend mächtiger und viel weiter verbreitet als vermutet. Es ging nicht nur um ein paar Inselstaaten, Grönland, Island und Madagaskar. Das Politikerverschwinden war geklärt – endlich gab es zumindest Bekennervideos.

Das Vorgehen gegen diese Rebellen bestand zunächst aus Ratlosigkeit. Das Kappen internationaler Verträge war schlicht nicht hinzunehmen, andererseits war es nicht das erste Mal, dass ein solcher Vorgang stattfand. War es nicht sowieso ein überwiegend innenpolitisches Problem Bangladeschs? Sollte doch die Bevölkerung alleine mit der Revolution fertig werden.

Besorgniserregend war allerdings, dass in all den bereits besetzten Gebieten die Menschen nach kurzer Zeit zu begeisterten Anhängern der Welfarer wurden.

Trotzdem erregten sich die Oberhäupter einiger Staaten über die Machtübernahme und pochten darauf, dass es nicht rechtens sei, gewählte Volksvertreter abzusetzen. Militärs aus NATO und anderen Bündnissen ließen sich öffentlich darüber aus, dass sehr wohl ein Eingreifen möglich sei.

Die Interviews und Beiträge dieser Personen wurden am Dienstag in den bangladeschischen Medien verbreitet, aber kurz darauf wurden genau diese Personen als Gefangene der Rebellen vorgeführt. Sie wurden angeklagt, sich nicht an die Auflagen der Nichteinmischung gehalten zu haben und würden ihrer gerechten Strafe zugeführt.

Das löste eine erneute Empörungswelle weltweit aus, das Geschrei wurde größer. Am Mittwoch war die Gruppe der Gefangenen nochmals gewaltig angewachsen.

Am Donnerstag hatten die Rebellen nur noch einige wenige Widersacher vorzuführen und ab Freitag keine mehr. Jeder, dem vielleicht daran gelegen war, gegen die Rebellen zu hetzen, schien sich gut zu überlegen, ob er das laut tun sollte.

* * *

km 1332: Smederevo

Smederevo an der Donau, fast fünfzig Kilometer von Belgrad entfernt – für die Männer mühelos in drei Stunden zu schaffen. Lasse setzte seinen Bericht zu den Rockergepflogenheiten fort:

»Gleichberechtigt waren die Frauen nicht in unserm Männerbund. Schönes Accessoire eher. Auf dem Sozius waren sie gerne gesehen, im Sommer am liebsten im Bikini, auf einsamen Strecken auch oben ohne. Doch auf den Fahrersitz durften sie nicht. Es gab nicht ein Mädels, das selbst einen Bock gefahren hätte.«

Undici diskutierte mit ihm ein bisschen über die Gleichberechtigung. Die war früher nie ein Thema für ihn. Sie interessierte ihn überhaupt nicht. Auch mit dem Prozess seiner

Nachreifung war ihm noch kein Problembewusstsein in dieser Hinsicht erwachsen. Lasse hatte mittlerweile ein klares Wort dafür übrig: frauenfeindlich. Nicht akzeptabel.

* * *

Indien, 15 Jahre zuvor

Indien wollte sich nicht zufrieden geben mit der Besetzung des Nachbarlandes. Zwar wagten indische Politiker und Militärs keine lauten Töne mehr, doch die SPYs verfolgten ganz genau die geheimen Absprachen zwischen den Politikern und dem Militär. Man wollte den Rebellen einen Monat Zeit geben, sich in Sicherheit zu wiegen. Dann sollten Luftwaffe und Bodentruppen gleichzeitig zuschlagen. Die vermeintlich geheime Aufrüstung Indiens begann, aber Kocher und seine Rebellen bereiteten sich auf deren Zerschlagung vor.

Den Monat ließen die Rebellen nicht ungenutzt. Fabriken wurden umfunktioniert und neue aufgebaut, wenn auch für den Anfang nur provisorisch. Unzählige Verdopplerstationen lieferten alles Notwendige. So konnte bereits nach einer Woche kostenlos Sprit abgegeben werden und sämtliche Lebensmittelpreise sanken. Die Euphorie der Bevölkerung von Island bis Madagaskar, die immer wieder gezeigt wurde, machte sich auch in diesem Land breit, und die Rebellen bekamen sehr schnell auch hier Kultstatus.

Der Plan für den Tag der indischen Offensive sah vor, dass um zwei Uhr in der Nacht die Bomber starten sollten. Die Piloten bekamen letzte Instruktionen und wurden zu ihren Flugzeugen geschickt, doch als sie den Rand des Flugfeldes betraten, explodieren die Maschinen, ausnahmslos alle. Das gleiche geschah mit den Panzern, die die Grenze überschreiten sollten.

Peinlich, höchst peinlich für das Militär. Indische Nachrichtensender verbreiteten, aufgrund technischer Probleme seien einige Flugzeuge und Panzer explodiert. Von einem Angriff auf die Rebellen in Bangladesch wurde nicht gesprochen, die Welt musste ja nicht unbedingt von diesem Fehlschlag erfahren.

Aber die Welt erfuhr davon. Die Rebellen ließen sich Zeit, doch am Abend erklärten sie in den internationalen Medien, ein feiger Anschlag sei von Indien ausgegangen. Sie selbst hätten aber sämtliche Gerätschaften für diesen aggressiven Vorgang zerstört. Das indische Fernsehen hatte nur einen explodierenden Bomber und einen Panzer gezeigt, das in Bangladesch stattdessen zeigte die gewaltigen Explosionen ganzer Reihen von Bombern und Flughallen, und auch das Zerbersten unzähliger Panzer wurde gnadenlos vorgeführt.

Wieder gab es Rätselraten auf der ganzen Welt in unterrichteten Kreisen. Die Welfare-Rebellen mussten offenbar Unterstützer in Indien gehabt haben, sogar in den engsten Militärkreisen. Doch letztlich blieb es immer noch ein lokales Problem. Was mussten sich die USA, Europa, Russland, Japan oder China darum scheeren? Obwohl das Politikerverschwinden auch vor ihnen nicht Halt gemacht hatte.

* * *

km 1359: Lozovik

»Es gab ewigen Streit mit dem Alten«, berichtete Lasse. Sie hatten zwei Stunden später Lozovik erreicht.

Nach der Schule wollte Lasse weg von zuhause. Ein Studium war ihm nicht so wichtig, mehr die Möglichkeit, dass er aus der Reichweite seines Vaters gekommen wäre. Das einzige, was ihn gereizt hätte, wären eben Holzplastiken gewesen, aber diese Hoffnung hatte er begraben. Außerdem hätte er seinen Klub verlassen müssen. Zwar gab es die Bandidos überall in Schweden, er war sich sicher, schnell wieder Anschluss finden zu können, jedoch er hätte wieder vollkommen neue Freundschaften aufbauen müssen. »Und was mir am meisten gestunken hätte, ich wäre nicht mehr so eng mit Ulf gewesen«, erkläre er. »Der war ein richtiger Motorrad-Nerd und er war Griechenlandfan, geschichtsversessen, der einzige in der Bande, mit dem ich die Begeisterung teilen konnte. Die andern Kumpels verdrehten schon die Augen, wenn sie merkten, dass es bei uns wieder mal um dieses Thema ging.« Ansonsten sei Ulf nicht sehr gesprä-

chig gewesen, eher ein Eigenbrötler, wie Undici eben auch. »Für solche Typen habe ich anscheinend einen Faible«, lachte Lasse.

* * *

Dhaka, Dipus Wohnung, 15 Jahre zuvor

Doch nicht nur die Großmächte versuchten, ihre Sorgen herunterzuspielen. In einer Wohnung in Dhaka spielten sich denkwürdige Szenen ab, es war die Wohnung von Dipu Afsari. Für die Frau war die Situation absurd, doch sie fand sich hinein: Zwölf verliebte Männer saßen um sie herum oder gingen bei ihr ein und aus und es würden noch mehr werden. Aber an den einen, den sie eigentlich liebte, kam sie überhaupt nicht heran.

Diese neuen Männer hatten alle Kochers zehn Gebote verinnerlicht. Sie waren sich ihres Daseins als Klone voll bewusst und waren alle verliebt in Dipu Afsari, aber es bestand für sie kein Zweifel daran, dass das Zusammensein nur I-1 gebührte.

BD-SOZ-I-2 hatte begonnen, sich zu klonen, denn er brauchte Mitarbeiter. Es gab mittlerweile die Operatoren I-3 bis I-13. Der Einfachheit halber nannten sie sich einfach nach den letzten Ziffern. I-2 war Zwölf, I-3 Dreizehn und so weiter. I-9 war dann Neunzehn. I-10 hatte nun drei Stellen, er war Hundertzehn. Von den anderen fing er sich bald den Spitznamen Polizeiruf ein. I-11 war Hundertelf, auch Schnapszahl genannt, I-12 Hundertzwölf oder Notruf. I-13 blieb einfach Hundertdreizehn.

Zwölf bis Hundertdreizehn verfolgten eine gewisse Strategie. Das Ziel war einfach, die Umsetzung schwierig und sie würde immer schwieriger werden, je erfolgreicher der Master war. Das Heer seiner Klone wurde immer größer, denn es stand ja die Übernahme weiterer Länder an. Die Anzahl der Gegner wuchs rasant.

Der Plan von I-2 sah deshalb vor, sich selbst massiv zu vervielfachen. Zudem sollte Spiekenagel reaktiviert und als Unterstützer eingesetzt werden. Dessen Mitarbeit war I-2 sich sicher. So schnell wie möglich sollte Elf selbst die Leitung

übernehmen, doch bisher stand er noch unter geheimdienstlicher Überwachung. Ein weiteres Problem war die konkrete Umsetzung.

Der Plan war, dass die Menge der vervielfältigten Elfer die sämtlicher Klone des Ersten übersteigen musste. Dann sollten die Elfer die Klone des Ersten in einem engen Zeitfenster alle pulverisieren. All das, was die Welfare-Rebellen erreicht hatten, war ja nicht wirklich übel. Es war sogar das Beste, das der Menschheit wiederfahren konnte. Es ging aber nicht, dass es ihr übergestülpt wurde, dass sie sich nicht aus freien Stücken dazu entscheiden konnte.

Die Elfer wollten also die Strukturen übernehmen, ihre Eulen abnehmen, sich als Klone Kochers zu erkennen geben, seine Forschung und Technik veröffentlichen und der Menschheit allgemein zur Verfügung stellen. Dann sollten alle Völker selbstbestimmt entscheiden, wie sie diese Segnungen benutzen wollten.

Soweit der Plan. Knackpunkt war die Notwendigkeit, unentdeckt zu bleiben, was bei der Masse der erforderlichen Elfer schwierig werden konnte.

Eine Erleichterung ergab sich unverhofft. Ein SPY-OP des Elfer-Gremiums konnte belegen, dass der Erste die Überwachung von I-1 eingestellt hatte. Der konnte sich erstmals nach fünf Wochen wieder zu seiner Freundin begeben.

* * *

km 1403: Batočina

»Letztlich erklärte ich mich mit einer Tischlerlehre einverstanden«, erzählte Lasse seinem Begleiter, »aber nur unter der Bedingung, dass sie außerhalb von FG stattfand.«

„FG, was ist das?“

„Ach so, Fabrik Gustafsson. Mein Uropa hat die Schreinerei unter diesem Namen gegründet.“

Schweren Herzens hatte der Vater zugestimmt, das schien ihm anscheinend besser, als seinen Sohn vollständig zu verlieren. Ganz hatte er die Hoffnung wohl nicht aufgegeben, ihn

doch noch in seinen Betrieb zu übernehmen, womit er letztlich auch recht behielt.

Am Dienstag war Batočina erreicht, in Undicis achter Woche seiner Tour. An einer Kreuzung entdeckten die Männer einen Kiosk, an dem sie ein Eis aßen und ihren Getränkevorrat auffüllten.

* * *

Chile, 14 Jahre zuvor

Chile: Die Regierung bekam über ihr Staatsfernsehen die Aufforderung, sich zu ergeben. Ein gutes Dutzend maskierter Rebellen hatten sich des Studios bemächtigt; niemand konnte sich erklären, wie. Alle Minister und Abgeordneten sollten sich am kommenden Montag Punkt zwölf Uhr im Parlament einfinden, sie dürften sich vor Ort entscheiden, ob sie mit den Welfare-Rebellen zusammenarbeiten wollten oder nicht.

Ein Propaganda-Film über die paradiesischen Verhältnisse in Madagaskar und anderen Ländern schloss sich an, die Rebellen warben in eigener Sache.

Für Chile hatten die OPs sämtliche Vorbereitungen abgeschlossen. Aus der Sicht des Masters war es reif für die Übernahme.

Das Ultimatum ging natürlich um die Welt. Das Parlamentsgebäude wurde komplett geräumt und massiv mit schwerbewaffnetem Militär besetzt. Um das Gebäude herum gab es drei Verteidigungswälle von Militär und Polizei. Panzer, Heeres-LKWs und Jeeps standen dicht an dicht und verhinderten jeglichen Zugang. Sämtliche Politiker blieben dem Parlament fern und versteckten sich irgendwo im Land.

Montag, zwölf Uhr. Nichts passierte. Hatten die Rebellen aufgegeben? War alles heiße Luft? Hatten sie vor der Übermacht kapituliert?

Montag, ein Uhr. Das Blatt wendete sich entscheidend: Es schien, als hätten sich sämtliche Soldaten in Luft aufgelöst. Das

stimmte sogar – beinahe. Auch in Santiago de Chile bekamen die Politiker anschließen in ihrem eigenen Parlament medienwirksam ihre Leviten gelesen und die Welfare-Rebellen führten den Wohlfahrtsstaat ein.

* * *

km 1444: Opština Čuprija

Mittwochabend, als sie sich in ihre Schlafsäcke einwühlten, sagte Lasse: »Nun habe ich ja wieder eine ganze Menge von mir erzählt, jetzt bist du mal wieder dran. Haben die Hindus eigentlich noch was anderes vorzuweisen außer ihren abenteuerlichen Zeitvorstellungen? «

»O ja«, meinte Undici, »jede Menge. Am vertrautesten ist mir aber noch das Quirlen des Milchozeans aus dem Mahabharata.«

»Woraus?«

»Ma-ha-bha-ra-ta! Das ist eine der heiligen Schriften.«

Und Undici begann zu erzählen. Er startete mit einer Kurzfassung, ähnlich wie Dipu es vor langer, langer Zeit getan hatte. Ihm kam es fast so vor, als sei inzwischen ein ganzes Yuga vergangen. Er berichtete vom Streit zwischen den Devas, den Göttern einerseits und den Asuras, den Dämonen andererseits und dass ihn beide durch das Quirlen des Milchozeans beilegen wollten.

»Aus Milch wird durch Schlagen Butter«, erklärte Undici. »Durch das Quirlen des Milchozeans traten verschiedene Dinge aus dem Meer hervor«, erklärte er.

»Und die wären?«

Undici zählte alle auf, vom Gift Halahala über Kaushtubha bis zum Götterarzt Dhanvantari mit dem Unsterblichkeitstrank Amrita.

»Ups, das ist ja ganz schön verwirrend«, gestand Lasse.

»So ging es mir auch, als ich die Geschichte zum ersten Mal gehört habe“.

Undici erzählte die ganze Legende. Sie endete damit, dass der Wunschbaum bald in Indras Garten stand und Lakshmi auf einer Lotosblüte dem Milchozean entstieg. Sie war die Göttin

der Schönheit, Liebe, Fruchtbarkeit, Gesundheit, Wohlstand, auch Göttin der Musen, der Harmonie, der Fülle und des Überflusses. Die vier Himmelelefanten gossen bei ihrem Erscheinen segnendes Wasser aus Goldkrügen über sie. Diese Frau bekam Vishnu zur Gemahlin.

»Die Dämonen kommen aber ziemlich schlecht weg«, wand Lasse ein. »Die kriegen ja fast gar nichts.«

»Das stimmt schon«, gestand Undici ein. »Immerhin Varuni, die Weingöttin, ging an die Dämonen. Bei denen ist sie noch heute zu Hause.«

»Dann ist Wein also etwas Dämonisches«, sinnierte der Freund und fügte hinzu: »da kann ja was dran sein.«

Undici spürte, während die Männer in ihrem Zelt lagen, dass dieser uralte Mythos die gleiche verzaubernde Stimmung auslöste, wie er sie seinerzeit empfunden hatte, als Dipu sie ihm erzählt hatte, und das, obwohl die Umstände eigentlich nicht gerade dafür geschaffen gewesen waren.

Die Männer hatten Opština Čuprija durchquert. Vor einer kleinen, rot-gelb gehaltenen Kirche hatte ein schwarz gekleideter Priester den Männern nachgeschaut, als sie vorbeifuhren. Er hatte wehmütig gewirkt, als ob er sich an Zeiten erinnerte, in denen auch er lange Radwanderungen unternommen hatte. Undici hingegen war unterwegs, unterwegs im Hier und Jetzt. Auch an diesem Tag hatten seine Gedanken beim einförmigen Treten in die Pedale an den vergangen Ereignissen gehangen.

Nachdem Ruhe eingekehrt war, Lasse keinerlei spöttische Bemerkung mehr abgegeben hatte und sich eine wohltuende Müdigkeit breit machte, ebte Undicis Erzählstrom ab, Lasse gähnte und schien genug gehört zu haben für heute. Bevor er einschlief, kehrten Undicis Gedanken nochmals zurück auf die aufregende Zeit in Chile und kurz darauf in Argentinien.

* * *

Während noch die Welfarer die Bürgermeister der chilenischen Städte und Gemeinden zur Mitarbeit aufforderten, jagten argentinische Bomber in einer geheimen Operation, die nicht ganz dem Völkerrecht entsprach, auf Santiago de Chile zu. Doch was sollte man in einer derart ungewöhnlichen Situation unternehmen, die in keiner Weise irgendwelchen Gegebenheiten entsprach, die das Völkerrecht vorsah. Der Auftrag der Piloten war klar: Das Parlamentsgebäude Santiagos in Schutt und Asche legen. Den Rebellen musste eine Lektion erteilt werden mit einem Schlag, den sie nicht vergessen würden. Die Politiker Chiles, die dabei geschädigt oder eher getötet werden würden, konnte man in dieser Situation nicht berücksichtigen, das wären – leider – Kollateralschäden. Offizielles Ziel war es natürlich, diese Geiseln zu befreien.

Die Ereignisse entwickelten sich genau umgekehrt, es fiel keine einzige Bombe. Die Maschinen landeten regulär auf dem Militärflughafen, nicht gesteuert von argentinischen Piloten, sondern von Welfare-Rebellen. Deren Sprecher kanzelte die argentinische Regierung herunter und stellte gleichzeitig die Forderung, sich ihnen in einer Woche zu ergeben.

In dieser Zeit hatte sich eine Armada von Kriegsschiffen Argentinien genähert, um die Übernahme des Landes durch die Welfare-Rebellen zu verhindern. England hatte massiv gewonnen und ohne Probleme eine Allianz größerer und kleinerer Staaten geschmiedet. Alle schickten ihre kräftigsten Fregatten und Flugzeugträger Richtung Argentinien los. Sie sollten eine beeindruckende Drohkulisse aufbauen und die gesamten Seestreitkräfte der Welt sollten den Rebellen klar vor Augen führen, dass sie gegen eine solche Übermacht keine Chance hätten.

Wenig später erklärten die Welfare-Rebellen folgende Staaten zu Gegnern und damit zu Schurkenstaaten: Die USA, Russland, Australien, Kanada, Großbritannien, Brasilien, Uruguay und Paraguay, China, Nigeria, Südafrika und Saudi-Arabien. Die diplomatischen Beziehungen zu den Welfare-Ländern wurden aufgehoben, ihre Guthaben und Firmen beschlagnahmt, das angerückte Kriegsgerät selbstverständlich ebenso.

Bei den neu definierten Schurkenstaaten herrschte Ratlosigkeit, ihre Strategie hatte kläglich versagt. Alle hatten sich zum

Gespött der Länder gemacht, die nicht in das Bündnis eingestiegen waren.

* * *

km 1453: Paraćin

Lasses Ziel war es, in Athen auf die Akropolis zu steigen. Die Steine hatten es ihm angetan, und alte Vasen wollte er in den Museen anschauen. Doch hatte er immer gerne von Zeus und seiner Gattin Hera gelesen, von ihren vier Kindern, die natürlich ebenfalls Götter waren, von Zeus' diversen Liebschaften, aus den auch so mancher Gott, Halbgott oder Held hervorging. Ihm kamen diese Geschichten vor wie Märchen, die manche Verwunderung und manches Schmunzeln auslösten.

In Paraćin, einer Stadt am Flüsschen Crnica, griff Lasse das Thema Milchozean nochmals auf. Undici eröffnete ihm mit den hinduistischen Überlieferungen eine neue phantastische Welt.

Vishnu, ging es weiter, nahm die Gestalt von Mohini an, der schönsten Frau der Welt und erschien den streitenden Parteien. Die Asuras waren verwirrt, begeistert und abgelenkt. Nach Vishnus Willen sollten erst die Götter den Trunk Amrita bekommen, dann die Dämonen, falls noch etwas übrig bliebe.

Einer der Dämonen, Rahu nämlich, durchschaute die List und reihte sich heimlich bei den Göttern ein. Als er gerade den Trunk zu sich nehmen wollte, verriet ihn Sonne und Mond und Vishnu schnitt Rahu den Kopf ab. Nur der Kopf lebte weiter und blieb unsterblich, der Körper sank tot zusammen, weil der Trank noch nicht dorthin gelangt war. Rahu will sich nach wie vor rächen und Sonne und Mond verschlingen, was immer wieder einmal zu Sonnen- und Mondfinsternissen führt.

»Somit waren die Dämonen ausgetrickst«, folgerte Lasse. »Die Götter wurden unsterblich, die Dämonen nicht.« Nach einer Pause fügt er hinzu: » Ich glaube, der Stifter des Hinduismus hatte keinen Lektor. Die Geschichte ergibt doch null Sinn.«

Der Schwede hätte sich nicht erträumen können, was die Legende bei seinem neuen Freund für tiefgreifende Prozesse ausgelöst hatte. Zumindest war sie daran beteiligt.

* * *

Ratlosigkeit bei den Machthabern der Schurkenstaaten – Verwunderung an ganz anderer Stelle, einem kleinen Raum in Dhaka. Dort verfolgten die Elfer die Übernahme von Chile und Argentinien interessiert, aber abgeklärt. Sie kannten sich selbst, sie kannten die Kochers. Nur der konkrete Eifer und die Effektivität, mit der Kocher seine Pläne umsetzte, lösten diese Verwunderung aus.

Längst hatten die Untergenerationen begonnen, zuhauf weitere Elfer zu klonen. Es wurden mehr und mehr und es wurde langsam logistisch schwierig, sie unauffällig unterzubringen, doch konnten und mussten sie sich ja sowieso auf der ganzen Welt verteilen. Auch Spiekenagel war noch nicht rematerialisiert.

Einen kleinen Vorteil brachte die Unterjochung der beiden südamerikanischen Länder für die Gruppe der Elfer. Ein großer Teil der Ressourcen der Masterklone war durch die Aufgaben gebunden, das Welfare-System einzuführen. Zum Beispiel musste den Bauern beigebracht werden, dass sie weder Getreide anbauen noch Vieh halten mussten. Müller und Schlachter hatten sich ebenfalls umzuorientieren. Am leichtesten war die Umstellung im Großhandel: Der Einkauf fiel weg und stattdessen kamen die meisten Waren aus sonderbaren Maschinen, die die Rebellen überall aufbauten. Diese Maschinen lieferten Brot und gebrauchsfertig abgepackte Schnitzel. Bauern, Müller und Schlachter sollten währenddessen Arbeiter und Angestellte im Großhandel entlasten. Transport und Einzelhandel funktionierten annähernd so wie bisher, nur dass die Preise ins Bodenlose abstürzten.

All das erforderte enormen logistischen und organisatorischen Aufwand, alleine konnten die Kochers das nicht schaffen oder sie hätten sich nochmals massiv vervielfältigen müssen. Es war wesentlich leichter für sie, die Bewohner auf ihre Seite zu bekommen und zur Mitarbeit zu gewinnen. Ihnen kam zugute, dass die Überzeugungskraft der Rebellen enorm war, und nach kurzem Misstrauen die Begeisterung der Bevölkerung ebenso.

Um die Neuerungen einzuführen war ein riesiger Mitarbeiterstab erforderlich. Diese Aufgaben übernahmen besonders effizient sowohl Betriebsleiter, Lokalpolitiker wie auch Gewerkschafter. Statt sich zu bekämpfen, arbeiteten sie Hand in Hand.

Bei Argentinien rechnete Kocher mit mehreren Monaten, bis alles in seinem Sinn funktionieren würde. Dann hätte er mehr Erfahrung und Routine und mit jeder Eroberung würde er sicherer werden, jede würde weniger Probleme bereiten – zumal er der Weltöffentlichkeit schon eindeutig gezeigt hatte, dass man gegen ihn nichts ausrichten konnte. Nach dem restlichen Süd- und Mittelamerika, nach Afrika, Australien, Südostasien, den europäischen Ländern, wären schließlich China, Kanada und als Leckerbissen zum Schluss die Schurkenstaaten Russland und die USA an der Reihe.

* * *

km 1488: Deligrad

Deligrad war nach ein paar Steigungen erreicht und durchquert. Am Ortsausgang erblickten die Männer inmitten einiger Obstbäume eine kleine, weiße Kirche. Und da sich der Abend näherte, gönnten sich die Freunde eine Ruhepause und richteten ihr Zelt auf.

Die Bandidos-Zeit war für Lasse irgendwann vorbei. Zwei Dinge waren ausschlaggebend für ihn gewesen. Er hatte sich unsterblich verknallt und wollte plötzlich mit dieser einen Frau zusammenbleiben. Sie waren beide nicht mehr ganz jung und lagen in diesem Punkt auf der gleichen Wellenlänge. Feste Beziehungen innerhalb der Rockergruppe gab es, aber sie waren eine Seltenheit und diese Pärchen wurden eher skeptisch beäugt, sie gehörten irgendwie nicht mehr ganz dazu.

»Ja, die Liebe«, sagte Undici, »die hat anscheinend auch bei dir einiges bewirkt.«

»Kann man wohl sagen. Und doch fahre ich weg von meiner Frau und du fährst zu deiner Freundin.«

»Na, du kehrst ja irgendwann wieder zu ihr zurück, oder willst du dich in eine Griechin verlieben?«

»Ich glaube, darüber bin ich hinweg. Das bringt doch letztendlich nur Unbehagen für alle Beteiligten.«

* * *

Der Erste ahnte nicht im Entferntesten, dass ein Elfer in seiner Verwaltung saß, einer, der sich an die Stelle des Registrators für die gespeicherten, weggescannten Individuen gesetzt hatte. Der ursprüngliche Registrator OP-REG-626 war selbst nur noch eine Folge von Atomschwingungen mitten in einem Granitblock.

Der Elfer machte sich vertraut mit dem System. Das musste schnell gehen, denn er musste ab sofort seine tagtägliche Arbeit tun. Hier hieß er Notruf 85, I-12-85. Es durfte nicht auffallen, dass irgendetwas nicht so reibungslos klappte wie bei seinem Vorgänger. Er hatte zuvor die Gelegenheit genutzt, sich über die Spionagefelder umzusehen und vorzubereiten. Trotzdem hakte es am Anfang etwas, bis er das System begriffen hatte und seine Beobachtungen in die Tat umsetzen konnte. Bei solchen kleinen Verzögerungen berief er sich auf eine leichte Erkältung, und die Erklärung wurde ihm abgenommen.

85 tüftelte und tüftelte. Es war wie im Standesamt. Alphabetische Sortierung, Nachname, Vornamen, Geburtsdatum, Geburtsort, letzter Wohnort, Familienstand, das war das Hauptregister. Dann erfolgte eine verschlüsselte Verknüpfung, in welchem Felsen die Daten lagerten und als letztes die genaue und nochmals gesicherte Position.

Der Elfer konnte sein winziges Lesefeld genau an den Punkt steuern, an dem die gesuchte Person gespeichert war. Dann wurden die Informationen blitzschnell in ein eigenes Energiefeld kopiert, das nun überall hingesteuert werden konnte; an der gewählten Stelle materialisierte sich die eingelezene Person und war verwundert, wie sie plötzlich dort hinkam.

So weit, so gut. Nur bei der Suche nach ›Spiekenagel, Arthur‹ biss 85 auf Granit. Hm. Ja, Granit.

Er war nicht zu finden. Wen fragen, wie forschen? Der Elfer durfte sich nicht verdächtig machen. Er konnte genau nachempfinden, was im Ersten vorgegangen war, dass er es vermieden hatte, seinen ehemaligen Verbündeten nach demselben System wie alle andern abzulegen. Vorsicht über Vorsicht, das war Ko-chers Struktur, das war ihrer aller Struktur.

Mühsam drang er in weitere Feinheiten der Registratur ein. Unauffällig fragte er herum, tat, als sei ihm kurz etwas entfallen und fand schließlich heraus, dass es eine Handvoll Spezialspeicherzellen gab, in denen ›besondere Fälle‹ gelagert waren,

überwiegend ranghohe Politiker und Militärs. Bei ihnen wollte der Erste wohl nicht, dass jeder x-beliebige Klon darauf Zugriff hätte, und unter denen musste auch Spiekenagel sein.

Nachdem Notruf 85 das klar war, wusste er fast automatisch, was zu tun war. Unter einem Vorwand besuchte er die fünf Leute von der Spezialverwaltung. Er sagte, er habe Probleme bei einer Abspeicherung, dabei ließ er unauffällig Tasterfelder über die Leute gleiten und löschte sie gleichzeitig. Dann musste er nur kurze Zeit suchen und er fand SPIEKENAGEL, ARTHUR. Es kostete den Elfer nur noch ein paar Klicks auf diverse Tasten. Er löste die Daten aus dem Granit, schickte das Info-Feld mitten in das Elfer-Zimmer in Dhaka und ließ Spiekenagel materialisieren.

Im nächsten Schritt ließ er genauso die fünf Kollegen von der Spezialregistratur wieder materialisieren und verabschiedete sich mit den Worten: »Mein Gott, was ist mit mir los? Vielleicht liegt's an meiner Bronchitis. Hatte mein Kürzel gar nicht eingegeben. In der Sekunde, in der ich euch habe tippen sehen, ist es mir wieder eingefallen.«

So etwas kann vorkommen, und die Spezialisten freuten sich, dass der Kollege weiterkam. Sie wünschten ihm gute Besserung und machten sich an ihre Arbeit, als wären sie gar nicht unterbrochen worden und die fünf Minuten Zeitverlust fielen ihnen überhaupt nicht auf.

* * *

km 1535: Niš

Nach Niš war es im wesentlichen flach, dem Verlauf der Nišava entlang. Die Männer besichtigten eine osmanische Festung, wo sich bei einer Belagerung tausend aufständische Serben lieber selbst in die Luft gesprengt hatten als in osmanische Hände zu fallen. Zur Warnung erbauten die Türken 1806 den *Ćele Kula*, einen Schädelturm, in den sie fast tausend Schädel zur Warnung einmauerten.

Um den Tod ging es auch bei Lasses Schilderung. Er hatte begonnen, *Undici* zu erklären, wieso er bei den *Bandidos* ausgestiegen war.

»Das Ausschlaggebende war der Tod von Ulf«, erklärte er. »Der ging mir extrem nahe und stellte mein ganzes Weltbild, mein Rocker-Weltbild, in Frage. Er ließ Zweifel aufkommen, ob die Maschine alles ist.«

Weiter berichtete Lasse: »Ulf war der Experte der Gruppe, musst du wissen. Er kannte die Harley in- und auswendig. Für Ersatzteile brauchte er keinen Katalog, er hatte sie im Kopf – teilweise mit ihrer Bestell-Nummer, und jede Schraube konnte er einzeln aufzählen. Einmal gab es eine kuriose Wette, der Klub zerlegte eine Schleuder in alle Einzelteile und Ulf sollte sie mit verbundenen Augen zusammensetzen. Er schaffte es an einem Tag. Für mich war er der Held.«

* * *

Niue, 14 Jahre zuvor

Keinem war der kurze Zeitsprung aufgefallen – keinem außer einem, der sich sicher war, dass er gerade auf die Uhr gesehen hatte, und jetzt hatte sie einen Sprung nach vorne gemacht.

»Sagt mal, Leute, ist euch auch was aufgefallen?«, fragte OP-REG-SR-2 in die Runde. SR stand in dieser Abteilung für Spezial-Register.

»Eigentlich nicht. Aber was meinst du denn?«, wollte sein Nebenmann wissen.

»Die Zeit hat doch gerade einen Sprung von fünf Minuten nach vorne gemacht.«

Die Kollegen schauten irritiert auf die Uhr. Es war 15:26 Uhr. »Eigentlich Zeit für einen Kaffee«, meinte OP-REG-SR-5, genannt Fünf.

»Ich meine das ernst«, legte Zwei etwas Nachdruck auf seine Frage. »Ich hatte gerade auf die Uhr geschaut. Eben genau deshalb – könnte man sich nicht mal wieder einen Kaffee gönnen? Das war exakt 15:20 Uhr. Dann war da so etwas wie ein innerer Ruck. Ich schaue nochmals auf die Uhr – und der Zeiger steht auf 15:25 Uhr. Und bis ich einen Gedanken fassen konnte und euch gefragt habe, ist nochmals eine Minute rum. Da stimmt was nicht.«

»Wie einen Ruck, so etwas habe ich auch gespürt«, meinte jetzt Drei. »Kann es sein, dass wir kurz entmaterialisiert waren und gleich darauf wieder zurückkamen?«

»Ich habe zumindest den Verdacht«, bestätigte Zwei. »Was war denn das für ein komischer Kollege, was wollte der hier und wo ist er hin? Ich prüfe mal nach, ob hier jemand irgend etwas gesucht hat.«

Alle kannten sich, und doch kannte in Wirklichkeit niemand niemanden.

Zwei überprüfte die letzten Eintragungen. Er hatte ein Sicherheitsupdate aller Vorgänge, von dem der Elfer nichts wusste.

»Ich habe es«, rief er nach wenigen Minuten. »Spiekenagel wurde rematerialisiert!«

Aufgeregt rannten die anderen zu ihm und besahen sich die Dateien. Zwei hatte recht, Spiekenagels Daten waren ausgelesen und kopiert. Das konnte nur bedeuten, dass er wiederhergestellt war.

Wer Spiekenagel war, wussten alle aus ihrem geklonten Gedächtnis, die Gründe für seine Löschung wussten sie aber nicht. Doch selbstverständlich erkannten sie an, dass der Erste seine Gründe hatte. Konnte es sein, dass er jetzt Spiekenagels Fähigkeiten brauchte? Hatten sie ganz hohen Besuch, und der Master hatte sich die Daten höchstpersönlich geholt? Aus welchem Grund aber hatte er die gesamte Spezial-Registrierung ausgeschaltet? Der Meister hätte doch nur kommen brauchen und sagen, dass er Spiekenagel wolle. Oder war es ihm schlicht peinlich, seinen Ex-Vertrauten zu schnell beseitigt zu haben und ihn jetzt wieder zu brauchen?

Eher war da etwas faul, sehr faul. Was es sein konnte, konnte Op-REG-SR-2 sich nicht erklären, denn eigentlich zogen doch alle an einem Strang, und dass da ein Nicht-Kocher seine Finger im Spiel hatte, war fast unmöglich.

Für alle Fälle meldete er sich beim Ersten an.

Dass die eigenen Klone auch so nerven können! Der Erste hatte sich über einige Zwischenstufen von den unteren Generationen abgeschottet und hatte hierarchische Strukturen aufgebaut, um nicht mit allen möglichen Kleinigkeiten belastet und überlastet zu werden. Das Meiste konnten die OPs regeln, fast alles die

Urkos, und doch gab es Dringlichkeitsstufen, mit denen der entfernteste Klon Gehör beim Meister bekam. Und so ließ der Erste OP-REG-SR-2 vorsprechen.

Sogleich eröffnete der Master dem Untergebenen, dass er sich nur dann um eine neue Angelegenheit kümmern könne, wenn sie außerordentlich wichtig sei. Denn gerade sei Mexiko dran, und diese Mittelamerikaner tickten anscheinend doch ein bisschen anders, da brauche es ein paar pfiffige Lösungen.

Zwei sagte nur: »Ich will ja gar nicht lange stören. Es ist nur etwas Sonderbares in der Registratur passiert. Aber wenn du selbst Spiekenagel rematerialisiert hast, ist ja alles Bestens.«

Der Meister setzte sich und atmete ein paarmal tief ein und aus. Und schon formte sich eine Idee, ein Verdacht keimte auf. Er hielt es nicht für unmöglich, dass einzelne Klone aufgrund neu gemachter Erfahrungen andere Schlüsse ziehen konnten als er selbst. Das war ihm insbesondere klar geworden, als der Bangladescher Abkömmling von Spiekenagels Löschung überrascht war. Sicherheitshalber hatte er ihn überwachen lassen – vielleicht hatte er diese Vorsichtsmaßnahme zu schnell beendet.

Sofort wies er seine SPYs an, die Observation wieder aufzunehmen. Fast immer wurden die Anweisungen des Ersten kommentarlos umgesetzt, doch SPY-II-13 fragte diesmal nach. »Es haben sich neue Verdachtsmomente ergeben«, war die kurze Erklärung und die reichte II-13 auch aus. Wenn etwas Verdächtige bei BD-SOZ-I-1 auftauchen sollte, würde der Erste es als Erster erfahren.

Stoisch und routiniert richtete er sein Überwachungsauge ein. Er fand I-1 am Rechner sitzen und sich in hinduistische Überlieferungen vertiefen. Bangladesch war übernommen, weiteres Wühlen in den sozialen Strukturen war nicht mehr notwendig, aber es war die Absicht des Masters, tief in alle Geheimnisse der befreiten Länder einzudringen. Die Tätigkeit von I-1 schien vollkommen unverfänglich und auch dass er in regelmäßigen Abständen seine Sprachlehrerin aufsuchte, war ganz im Sinne der Strategie. Kocher I war es wichtig, dass ein Klon mit allen Feinheiten einer Landessprache vertraut war.

* * *

km 1580: Bela Palanka

Undici und Lasse waren froh, dass sie endlich Bela Palanka erreicht hatten, ein kleines Städtchen, das schon zu Römerzeiten existierte. Lasse bedauerte, dass es keine Baudenkmäler aus jener Zeit mehr gab.

Auf der Fahrt hatte heftiger Gegenwind mehr zu schaffen gemacht als ein paar Anstiege. So kam es, dass die beiden reichlich erschöpft waren wie nach einer harten Bergertappe.

In der Ortsmitte fanden die Radler ein schlichtes Café, in dem sie sich etwas erholten. Und wenig später schlugen sie etwas außerhalb ihr Zelt am Rand der Nišava auf, die die Stadt durchfließt.

* * *

Dhaka, 14 Jahre zuvor

Spiekenagel sah sich überrascht um. Er stand in einem kleinen, irgendwie orientalisches eingerichtetes Zimmer mit einem runden Tischchen, daneben zwei Stühle. Auf einem saß Konrad Kocher, der ihn freundlich anblickte, obwohl er sich doch vor nicht mal einer Stunde heftig mit ihm gestritten hatte. War sein Ärger schon verblasst? Und was das Merkwürdigste war: Was war mit seiner Wohnung passiert? War es überhaupt KoKo, der ihm da gegenüber saß?

»Was ist denn hier los?«, herrschte er erst mal den an, der da vor ihm saß. »Sind Sie jetzt unter die Zauberer gegangen und haben mein Zimmer auf Indisch dekoriert?« Kochers Gesicht blieb freundlich.

»Kommen Sie, setzen Sie sich«, lud er ihn mit einer einladenden Handbewegung ein.

»Das überlege ich mir noch. Zuerst will ich die Antwort auf meine Frage von vor einer Stunde. Sie haben Sie mich doch nur abgewimmelt. Die Antwort ist einfach, ein klares Ja oder ein klares Nein. Können Sie sich inzwischen selbst verdoppeln?«

»Ich kann mich selbst verdoppeln.«

»Habe ich's mir doch gedacht.«

»Wir können uns selbst verdoppeln.«

»Was soll denn das heißen?«

»Wir sind längst nicht mehr nur einer oder zwei, wir sind Tausende,« und als wenn das nicht genug wäre, folgte der Nachsatz: »Ihr Streit mit Urko3 ist vier Jahre her, nicht eine Stunde.«

Elf berichtete, Elf berichtete alles. Er stellte sich mit seinem vollen Namen BD-SOZ-I-1 vor und wie er zu dem Spitznamen Elf gekommen war. Er erklärte, dass es mittlerweile Armeen von Kochers gab und dass der Meister drauf und dran war, die Welt zu unterwerfen. »Es war reiner Zufall, dass sich der Master gerade bei mir in Dhaka aufhielt, als er Sie löschte. Ich meine nicht Sie, ich meine den Original-Spiekenagel, verstehen Sie? Sie, wie sie jetzt hier vor mir sitzen, sind eine zurückgeholte Kopie.« Elf merkte, wie sein Gegenüber schluckte und ließ ihm Zeit. »Bei mir hatte dieser Vorgang erste Zweifel ausgelöst und ich wusste zuerst überhaupt nicht, wie ich damit umgehen sollte. Letztlich wurde ich jedoch zum erbitterten Gegner des Masters.“

Spiekenagel staunte, zweifelte, wunderte sich, machte sich klar, dass alles stimmen konnte ... alles stimmen musste. Es dämmerte ihm, dass mit der Verdopplung auch die Teleportation möglich geworden war und dass man einen Menschen in seine subatomaren Bestandteile auflösen und die Informationen dazu in einem Granitwürfel speichern konnte.

Nach Stunden des Gesprächs war ihm endlich klar, dass er in Dhaka saß, dass er jahrelang nur granital existent war und dass Elf ihn gerettet hatte. Elf hatte zu Beginn ihres Gesprächs einen riesigen Samowar mit Tee angesetzt, der inzwischen fast leer war. Spiekenagel war erschöpft und gleichzeitig aufgekratzt. Er brauchte Bewegung und musste nach draußen.

Elf geleitete Spiekenagel durch die Straßen Dhakas, wo er sich gut auskannte. Beide besuchten einen Park und ließen sich frische Luft um die Nase wehen. Grün um sich, beginnende Abendstimmung – der ehemalige Konzernleiter kam allmählich ein wenig zur Ruhe.

Die beiden Männer nahmen Platz auf einer Bank. »Und warum haben Sie mich gerettet?«

*

Von alledem bekam SPY-II-13 nichts mit. Wen er da sah, das war nicht der Elfer, sondern Neun-125, aber das wusste der SPY

nicht und auch noch nicht, dass er selbst gerade ausspioniert wurde. Die kleinen Gucklöcher sind im Grunde nicht zu erkennen, sie erscheinen allenfalls als kleiner, flirrender Punkt irgendwo im Raum. Ein solcher Punkt befand sich hinter ihm, und durch dieses Guckloch sahen Elf und Spiekenagel, dass Neun-125 tatsächlich überwacht wurde. Elf zeigte es dem Juwelier auf dem kleinen Display des Palmis.

Der Goldschmied war beeindruckt, was Kocher außer der Verdopplerei in der Zwischenzeit zuwege gebracht hatte. Gucklöcher an jeden Punkt der Erde zu schicken, alles zu beobachten, was man wollte, sich selbst oder Gegenstände dorthin schicken oder von dort holen, all das war möglich, all das war Realität. Auf diese Weise die Welt zu unterjochen, schien ihm sehr gut machbar.

Begeistert schaute Spiekenagel SPY-II-13 zu, wie der Neun-125 und einige weitere Personen observierte. Er erkannte, dass es ein geschickter Zug von Elf war, dem Ersten und seinem Spion diesen Alibi-I-1er zu präsentieren.

* * *

km 1605: Pirot

Die Woche fing nicht gut an. Lasses Hinterreifen war ziemlich platt. Er pumpte ihn auf, doch nach drei Kilometern merkte er, dass er schon wieder beinahe auf der Felge fuhr. Sie waren gerade erst in Bela Planaka aufgebrochen und er hatte keine Lust, das Loch zu suchen. Also pumpte er etwas fester auf und hoffte, dass es für zehn, zwölf Kilometer reichen würde, aber auch mit dieser Füllung schaffte er wieder nur fünf. Nochmal pumpte er soviel, dass der Mantel sich kaum noch eindrücken ließ, aber nach zwei Kilometern ging es nicht weiter. Das Leck wurde offensichtlich größer und zu allem Übel ging es auf einer gewundenen Straße bergauf. Zusammen mit dem wiederholten Aufpumpen war die Strampelei recht anstrengend.

Bevor Lasse erneut die Pumpe ansetzte, wollte Undici sie übernehmen. Während er sich schon herunterbeugte, rief Lasse:

»Lass uns mal nach da vorne gehen. Ich glaube, da ist eine Lichtung.«

»Und da lässt es sich besser pumpen, meinst du?«

»Nein, aber vielleicht sieht man da etwas.«

»Wenn du meinst...«

So trotteten die Freunde dreihundert Meter weiter und tatsächlich fanden sie etwas. Von Kühen war nichts zu sehen, aber eine Tränke stand hier fast voll mit Wasser. Lasse stellte sein ganzes Gefährt einfach hinein. Erst tat sich nichts, also drehte er das Rad, bis das Ventil eintauchte, und hier sprudelte es. Also war die Sache klar. Er hob den Drahtesel aus dem Behälter heraus und lehnte ihn daran. Dann drehte er das Ventil heraus und sah sein Täschchen mit Flickzeug durch. Darin befanden sich ein Gummischläuchlein für ein Dunlop-Ventil und ein Einsatz für ein französisches Ventil. Das herausgeschraubte allerdings war ein Blitzventil. An dem ließ sich nichts reparieren und das Ersatzventil hatte er schon in Österreich eingedreht, aber nicht daran gedacht, ein neues zu kaufen. Lasse hätte sich deswegen selbst ohrfeigen können. Das passierte ihm als ehemaligem Motorradbastler!

Eine normale Reifenpanne wäre die leichtere Variante gewesen, es hätte sogar Spaß gemacht, hier auf der Wiese in der lauen Maisonnette den Schlauch zu flicken. Doch es half alles nichts – Pumpen und Fahren so lange es ging, war die Devise. Bald ging es jedoch leicht bergab, die Männer wechselten sich ab beim Befüllen des Reifens und erreichten, wenn auch später als gedacht, die Stadt Pirot.

Gleich bei den ersten Häusern war der Reifen mal wieder platt. Hier standen eingeschossige Häuser mit kleinen Vorgärten. Auf dem Bürgersteig unterhielten sich zwei Frauen, die den Radlern neugierig entgegensahen. Lasse eilte auf sie zu und sprach sie auf Schwedisch an. Er deutete auf das platte Rad und von den Damen kamen Laute des Bedauerns. Lasse zeigte fuchtelnd auf das Ventil und machte eine Geste des Geldzählens. Das Gesicht der Frauen erhellte sich, sie warfen sich noch ein paar Worte zu, dann schritt die eine von ihnen davon und winkte die Männer hinter sich her. Sie bog um ein paar Ecken und blieb vor einer Metzgerei stehen, dort deutete sie weiter in Richtung der Straße, zeigte zwei Finger und dann eine Bewegung nach links.

Lasse bedankte sich mit »Tack, thank you, danke, grazie, efcharisto« und schließlich »Zachvaliti«. Da ging ein Strahlen über das Gesicht der Frau, als hätte er ihr einen Hundert-Geoschein in die Hand gedrückt.

Tatsächlich, nach der zweiten Querstraße, ein Stückchen links rein, war das Fahrradgeschäft. Lasse kaufte fünf Blitzventile, zwei normale Dunlop-Ventile und zehn Zentimeter Schlauch zum Selbstreparieren.

»Damit komme ich hoffentlich durch Griechenland und wieder zurück nach Schweden«, sagte er.

* * *

Dhaka und Niue, 14 Jahre zuvor

Während Spiekenagel zusah, wie der SPY den Alibi-Elfer beobachtete, war ein kurzer Blitz zu sehen, und danach nichts mehr. »Upps«, war Elevens Reaktion. Er schien verblüfft.

»Was ist jetzt?«, fragte Spiekenagel.

»Kann ich nicht sagen. Das ist noch nie passiert.« Doch sofort hantierte Elf an einem Gerät herum. »Ich schicke einfach ein neues Guckloch hin.«

Kaum erschien SPYs Überwachungsraum, gab es wieder einen Blitz, und die Verbindung war erneut unterbrochen.

»Ich fürchte, jetzt haben wir ein riesiges Problem.«

*

Kocher Eins war ein Planer. Ein vorsichtiger Mensch, der alle erdenklichen Unwägbarkeiten in seine Überlegungen einbezog. Eine davon war die Möglichkeit oder gar Wahrscheinlichkeit, dass seine Erfindungen enorme Begehrlichkeiten wecken konnten.

Dass sie nicht bekannt würden, dazu traf er alle möglichen Vorkehrungen. Schon zu Zeiten, als er noch in der Uni forschte. Nicht einmal seinen eigenen Klonen traute er hundertprozentig über den Weg. Jetzt hatte er Kontrollmechanismen ersonnen, mit denen er möglichst umfassend feststellen konnte, wann und wo verdoppelt wurde. Leider war er noch nicht so weit, dass er das an beliebigen Stellen tun konnte – nur in seinem Anwendungsbereich. Das Gleiche galt für die Teleportationen und die Gucklöcher.

Der Master stellte Sensoren her, die genau die Energiefelder registrierten, durch die die Fernbeobachtung erfolgte. Seine Pro-

duktionsstätten und Büros ließ er schnellstmöglich damit bestücken, auch seine SPY-Zentrale. Und anscheinend traf er diese Vorkehrung keine Woche zu früh. Denn kurz nach der vermuteten Rematerialisierung Spiekenagels entdeckte er ein solches Guckfensterchen hinter dem Rücken von SPY-II-13. Reflexartig löschte er das aus, denn im gleichen Zug hatte er eine Methode entwickelt, diese Energielöcher zu zerblitzen.

Kocher I war sich noch gar nicht im Klaren, wie er dieses fremde Guckloch bewerten sollte, da tauchte kaum eine Minute später ein neues auf. Auch dieses zerblitzte er. Ein weiteres kam nicht. Und Konrad Kocher ärgerte sich gewaltig.

*

»Wieso, was sollen wir denn für ein Problem haben?«, fragte Spiekenagel ratlos.

»Wir haben uns verraten.« Der Juwelier verstand nicht.

»Der Erste hat uns enttarnt. Er hat anscheinend damit gerechnet, dass jemand ihm Gucklöcher schicken könnte, seine eigenen Gucklöcher.«

»Der kann doch nicht auf die Idee kommen, dass ihm jemand die Technik schon geklaut hat«, wendete Spiekenagel ein.

»O doch, der kommt auf die Idee, das kannst du mir glauben. Ich kenne den Ersten, ich kenne die Kochers, ich kenne mich.«

All die vielen Jahre waren Konrad Kocher und Arthur Spiekenagel beim ›Sie‹ geblieben. Elf und Arthur duzten sich bereits am zweiten Tag.

»Und du meinst, KoKo meint, dass du hinter ihm her bist?«, zweifelte Spiekenagel immer noch.

»Er weiß nicht nur, dass ich hinter ihm her bin, er weiß auch, dass wir hinter ihm her sind. Er hat herausbekommen, dass ich dich wiedererweckt habe, woher auch immer, sonst hätte er mich nicht überwachen lassen, und jetzt weiß er auch, dass Neun-125 eine Täuschung ist.«

Spiekenagel dachte kurz nach und musste Elfs Vermutung bestätigen. »Dann müssen wir wohl schwer auf der Hut sein.«

»Wir müssen extrem schwer auf der Hut sein. Und ich brauche diesen Gucklochzerstörer, denn genau mit diesen Apparaten wird der Erste versuchen, uns aufzuspüren.«

*

Gleichzeitig strengte das originale Genie 12.000 km entfernt, in Alofi auf Niue, seinen Gehirnkasten an. Dass da zwei solcher Energiefensterchen in seiner Spionagezentrale aufgetaucht waren, bestätigte ihm, wie richtig er lag, und damit wusste er auch, dass dieser I-1 noch mehr konnte, kannte und wusste. Schlagartig war ihm klar, dass der sich auch schon verdoppelt hatte und sich weiter vervielfältigte, zu einem Gegner unbekannter Größe war er geworden, einem Gegner-Gespann, denn Spiekenagel hatte mit Sicherheit nach seiner Rematerialisierung keine Sympathien für ihn übrig. Der, den SPY-II-13 da in Dhaka beobachtete, war nicht der ursprüngliche Bangladescher, das war sonnenklar. Diesen galt es auszuschalten.

Wenn es nicht inzwischen noch einen ganz anderen Abweichter gab oder sogar mehrere. ›Ich muss auf der Hut sein‹, sagte sich der Erste, ›schwer auf der Hut sein.‹ Wen sollte es wundern, dass er fast im gleichen Wortlaut dachte wie sein Klon?

Kocher Eins ärgerte sich, dass er selbst dessen Gucklöcher zerstört hatte, denn dadurch hatte er sich verraten, der Abtrünnige war vorgewarnt. Jetzt galt es, eine klare Strategie zu entwickeln.

›Vielleicht ist es doch besser, die ganzen Sicherheitskopien zu zerstören?‹, fragte sich der Meister. Doch gleichzeitig gebot er sich Einhalt. Das wäre ein weitreichender und unumkehrbarer Schritt.

* * *

km 1635: Dimitrovgrad

Dimitrovgrad war der letzte Ort in Serbien, die Grenze wäre in einer Viertelstunde erreicht. Schnell hatten die Freunde die Stadt durchquert, dann ging es auf einem Waldweg weiter.

»Verdammt, das sieht ja hier genauso aus wie in Schweden«, meinte Lasse plötzlich. »Das ist ja nicht zu fassen. Ich war ja gerade dabei, dir von meinem Freund zu erzählen, an genau so einer Strecke ist es passiert.«

Dann erzählte Lasse von dem Schicksalstag. Ulf hatte einen Feuerstuhl mit Rennverkleidung frisiert, mit dem er dreihundert Stundenkilometer schaffen würde, war er überzeugt. Die

Probe aufs Exempel machte er auf einer fast geraden Strecke zwischen Tvärred und Vasared. Ein paar Jungs positionierten sich entlang der ganzen Streck von drei Kilometern, damit Ulf nicht zufällig irgendetwas in die Quere kommen konnte. Die paar Autofahrer, die dort vorbeikamen, hielten sie freundlich, aber bestimmt an.

Lasse erwartete ihn am Ziel, ausgerüstet mit seiner Kamera. Das musste doch festgehalten werden, egal, ob er sein Ziel erreichte oder nicht. Die Straße machte vorher einen leichten Bogen nach rechts, fast geradeaus ging es auf eine Zufahrt zu einem Einfamilienhaus. Dort stand Lasse, ab dort sollte Ulf abbremsen und ausrollen. Vor dem Haus war eine leicht ansteigende Wiese und am Rand lag ein großer Findling, ungefähr zwei Meter lang und einen halben hoch.

* * *

Dhaka, 14 Jahre zuvor

Dipu Afsari staunte nicht schlecht. Ein bisschen hatte sie sich ja an das Dutzend ihrer Freunde gewöhnt, aber plötzlich waren alle weg. Sie müssten verschwinden, hatten sie gesagt, der Erste sei ihnen auf der Spur. Es dürfe sich niemand mehr bei ihr blicken lassen und auch Konrad oder genauer gesagt der Elfer, müsste untertauchen.

Aber jetzt lief Kocher neben ihr her, als sie auf dem Weg war, Reis zu kaufen.

»Und wer bist du?«, fragte sie vorsichtig.

»Ich bin BD-MIL-VII-15.«

»Kommst du vielleicht aus dem Distrikt Rangpur?«, fragte Dipu nach. Die sonderbaren Abkürzungen, die die Kochers sich ausgedacht hatten, hatte sie einigermaßen kapiert. Der Mann bestätigte seine Herkunft. Die VII stand für die siebte Division Rangpur, eine der acht großen Verwaltungseinheiten.

»Und was machst du hier in Dhaka? Ihr habt doch beschlossen, dass vorerst kein Kontakt zwischen uns bestehen soll.«

»Was ich hier will, ist einfach und ich denke, wir werden nicht vom Ersten entdeckt, hier mitten in der Stadt. Ich muss dir sagen, ich bin in dich verliebt.«

»Das ist mir klar. Ihr seid doch alle in mich verliebt. Das ist ja das Furchtbare. Nur verstehe ich nicht, wann hast du dich denn in mich verliebt? Wir haben uns doch noch nie gesehen.«

»Ich wurde geklont, als Elf gerade mit dem Sprachunterricht bei dir begonnen hatte. Ich kann mich an zehn Stunden erinnern, und da war es schon um Elf geschehen. Dieselben Gefühle habe auch ich als sein Klon. Nun saß ich da weit weg in Rangpur und erfüllte meine Aufgaben, doch so oft es ging, reiste ich nach Dhaka und beobachtete dich heimlich. Jedes Mal, wenn ich dich auch nur aus der Ferne sah, wurde meine Liebe größer, und die dreihundert Kilometer hatten sich wieder einmal gelohnt.«

»Und ihr seid ja so höflich, dass ihr mich nur schmachmend anseht und euch zurückhaltet, weil ich ja nun mal Konrad gehöre – und ihr das alle akzeptiert.«

»Ich akzeptiere das auch«, sagte der Militär aus Rangpur. »Doch ich werde verrückt vor Sehnsucht, ich verzehre mich innerlich nach dir. Du hast mein ganzes Leben umgekrempelt, uns alle hast du umgekrempelt. Ohne dich wären wir gefühlskalte Roboter wie der Erste, du hast das Leben in uns entfacht.«

Für Dipu stellte sich die Situation so dar: Der echte Mensch Konrad Kocher sollte ein ›Roboter‹ sein, aber ein Teil seiner Klone waren inzwischen zu schwärmerischen Romantikern mutiert?

Sie konnte sich ein Lachen nicht verkneifen. »Und jetzt soll ich Konrad untreu werden?«

»Nein. Du sollst dich verdoppeln lassen.« Sofort gefror das Lächeln der Frau zu einer starren Maske.

»Verd...«, wollte sie wiederholen, brachte das Wort aber nicht heraus.

»Ja, verdoppeln, vervielfältigen. Eine Dipu für jeden von uns – ihr könntet unsere Sehnsucht stillen.«

Dipu suchte nach irgendetwas, auf das sie sich setzen konnte. In der Nähe vor einem kleinen Laden lagen drei gefüllte Säcke, auf denen sie sich einfach niederließ. Sofort kam der Händler gelaufen und Dipu erklärte ihm, ihr sei schwindelig. Gleich rannte der Mann nach innen und kam mit einem Glas Wasser zurück. Dankbar nahm sie es entgegen, trank es gierig aus und beobachtete dabei den MIL. Was der wollte, war verrückt, geradezu grotesk. Sie reichte das Glas zurück und erhob sich.

»Ist denn alles in Ordnung?«, fragte der Händler. »Ja, es geht schon. Und vielen, vielen Dank für das Wasser. Worauf habe ich eigentlich gegessen?«

»Das sind Reissäcke«, erklärte der Mann.

Kurzentschlossen folgte sie dem Händler in den Laden und kaufte hier ihren Reis. Billig war er, selbst als Kind, wenn die Mutter sie geschickt hatte, hatte sie mehr bezahlen müssen. Der Mann fragte sie, ob mit ihrer Begleitung etwas nicht stimme. Man blicke ja bei den Ausländern nicht immer durch.

»Doch, mit dem ist alles in Ordnung«, versicherte Dipu, um sich gleich darauf zu verbessern: »Nein, mit dem ist überhaupt nichts in Ordnung. Aber er bedroht mich nicht.«

»Ich kann die Polizei holen«, bot der Mann ihr an.

»Nein, da ist nichts, wobei die Polizei helfen kann. Doch Sie sind sehr, sehr nett, ich denke, Sie haben eine neue Stammkundin gewonnen.« Damit verabschiedete sich Dipu und trat hinaus in die Sonne. Sie musste blinzeln und jedes Mal sah sie ein anderes Kocher-Gesicht vor sich.

»Weiß denn Konrad von deinem Ansinnen?«, wollte sie wissen. Sie weigerte sich beharrlich, ihn Elf zu nennen.

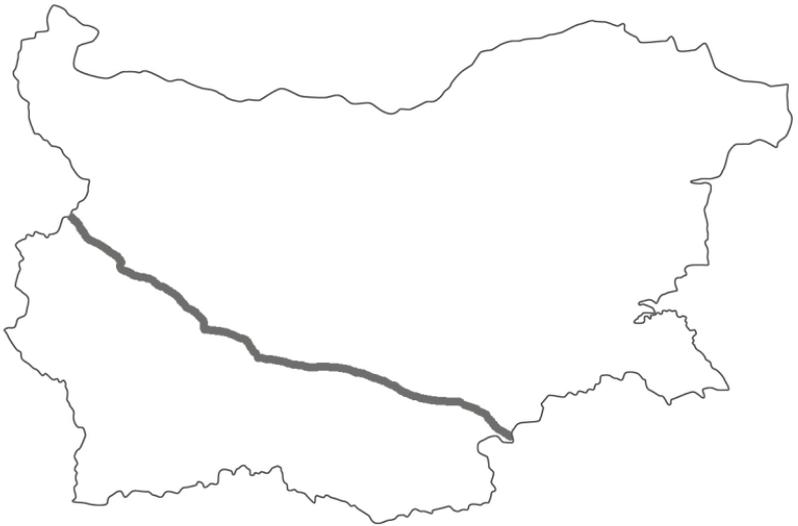
»Der wird es schon wissen. Wir sind ja identisch.«

»Also weiß er es nicht. Konrad ist auch identisch mit dem Ersten, aber der Meister weiß wenig über meinen Konrad, und ich glaube mein Freund käme nicht auf die Idee, dass du auf eine solche Idee kämst.« Dipu war böse auf MIL. Sie sah ihn an, und was sie sah, war ihr verliebter Konrad, der Mann den sie in einem seelischen Kokon gefangen kennengelernt hatte – und der sich jetzt zu einem prächtigen Schmetterling entfaltet hatte.

Ihr Ärger verflüchtigte sich. Was konnte der MIL aus dem Distrikt Rangpur dafür, dass er verdoppelt war? Sollte sie nicht auf Konrad sauer sein, dass er seine Liebe mit vervielfältigt hatte? Wollte sie eigentlich mit alledem noch etwas zu tun haben?

* * *

Bulgarien



Handelnde:

Lasse Gustafsson, Begleiter Undicis
Pernilla, Lasses Frau
Ulf, Freund Lasses
Elf, abgekürzt I-1, abtrünniger Klon Kochers
Undici, italienisch für Elf
Arthur Spiekenagel, Juwelier und Unterstützer der Elfer
Dipu Afsari, Sprachlehrerin und Exfreundin Elfs

Welfare-Rebellen, Rebellenorganisation des Ersten
Kocher I, Konrad Kocher, der Erste, Spitzname Koko
Urkos, direkte Abkömmlinge des Ersten

MIL aus Rangpur, in Dipu verliebter Klon
RUs, Spezialisten für Russland
HU-SCI-III-28 Wissenschafts-OP in Ungarn
US-SPY-II-165, Entdecker der S-CIA

Libertés, Rebellenorganisation der Elfer

Walter Cunningham, Geheimdienst-Chef und Vizepräsident
Robert Crump, Präsident der Vereinigten Staaten
Miller, Psychologe der CIA

km 1659: Dragoman

Die Grenze nach Bulgarien war passiert, es ging mäßig bergan durch das Westbalkan-Gebirge. Die Radfahrer kamen nicht außer Atem und Lasse berichtete weiter von seinem Freund.

»Keine Ahnung, wie es kam. Ulf raste auf unser kleines Empfangskomitee zu. Und plötzlich verlor er die Beherrschung über seine Maschine. Die brach nach links aus und Ulf raste in Richtung Haus. Das habe ich auf meinen Fotos. Dem Findling konnte er nicht ausweichen, sein Vorderrad knallte dagegen, und mein Freund flog in hohem Bogen durch die Luft. Auch davon habe ich Fotos. Ich hatte auf Automatik-Modus gestellt, drei Bilder in der Sekunde. Ulf drehte sich in der Luft wie ein Akrobat am Hochseil. Und er landete auf der Wiese – mit dem Kopf zuerst, als wolle er einen Kopfsprung ins Wasser machen. Die Maschine landete wenig hinter ihm.

Entsetzt rannten wir alle hin. Selbst uns hartgesottenen Bikern war das Herz in die Hose gerutscht. Jeder Laie konnte sehen, Ulf war nicht zu helfen, sein Genick war nach hinten geknickt. Das sah alles andere als gesund aus.

Später besahen wir uns die Maschine. Ein Haufen Schrott. Die Tachonadel war auf 333 eingeklemmt.«

Lasse schwieg. Undici sah zu ihm hinüber, bemerkte die tiefe Trauer in seinem Gesicht und spürte, wie sie sich auch in ihm ausbreitete, obwohl er diesen Ulf doch gar nicht kannte. Auch das war für ihn eine vollkommen neue Erfahrung – Gefühle können entstehen, einfach durch Zuhören. Die Männer schwiegen. Die Anstrengung war vorbei, der Weg ging abschüssig weiter nach Dragoman, der ersten Stadt in Bulgarien. Undici konnte es beinahe nicht glauben, doch seine Augen füllten sich mit Tränen.

Auf einem Platz mitten in der Kleinstadt trafen sie auf eine große Ansammlung von Radfahrern, im Gegensatz zu ihnen allerdings nicht in Tourenkleidung, sondern im Sportlerdress. Hier fand ein Amateurrennen statt.

»Wären wir doch alle weiter Fahrrad gefahren statt diese Feuerstühle, dann würde Ulf wahrscheinlich noch leben«, bemerkte Lasse. Undici sah ihn an, und er sah ihn versonnen lächeln.

* * *

Immer wieder trafen sich Elf und Spiekenagel. Meist waren andere Elfer zugegen. Leider musste der Kontakt zu Dipu Af-sari komplett eingestellt werden, denn allen war klar, dass der Master sie suchte und alles daran setzen würde, sie alle zu vernichten.

Spiekenagel, als Mann der Wirtschaft, machte sich mit den Plänen Kochers vertraut. Was sahen diese Pläne genau vor?

- Politische Strukturen werden aufgelöst.
- Militärs werden entmachtet.
- Religiöse Eiferer ebenso.
- Freie Wahlen – sprich die Demokratie – werden abgeschafft.
- Die Volkswirtschaft wird umgestellt.
- Lebensmittel und Waren werden nicht mehr hergestellt, sondern mittels Produzenten direkt durch Atom- und Molekülsynthesen erzeugt.
- Jedwede sonstige Produktion wird überflüssig.
- Unmengen an Arbeitsleistung werden frei.
- Weiterhin erforderlich allerdings sind Warenverkehr und Bildung.
- Die freiwerdenden Arbeitskräfte können diese Aufgaben mit übernehmen.
- Das Arbeitspensum für alle wird erheblich geringer. Längerfristig werden zwei Stunden Arbeitszeit am Tag ausreichen.
- Die Freizeit nimmt im gleichen Umfang zu.
- Wegen unerschöpflicher nuklearer Ressourcen entsteht Wohlstand für alle.
- Die Welt wird befreit von Hunger und Armut.
- Da materielle Gelüste unkompliziert gestillt werden, entfallen die meisten Gründe für Straftaten.
- Entmachtung von Militärs machen Kriege unmöglich.
- Ausschaltung von religiösen Wahnsinnigen bringen Terroranschläge zum Erliegen.
- Despoten jeglicher Couleur wird nach und nach der Prozess gemacht.

Ferner stellte Spiekenagel fest, dass die Revolution der Welfare-Rebellen bisher kein einziges Todesopfer gefordert hatte. Gegner waren allenfalls unauffindbar verschwunden.

Soweit die Auflistung des Juweliers. Die trug er bei einem Meeting vor und schloss seinen Vortrag mit der Frage:

»Was ist eigentlich schlecht an diesen Ideen?«

Er schaute sich um, machte eine kleine Kunstpause und beantwortete sich die Frage selbst: »Nichts ist schlecht daran – bis auf einen einzigen Punkt, die Abschaffung der Demokratie.«

Der Juwelier musste keine gewaltige Überzeugungsarbeit leisten, die Elfer sahen alles genauso und Elf fragte: »Hast du dir denn auch schon irgendwelche Konsequenzen überlegt?«

Ja, das hatte er. Spiekenagel fasste zusammen:

»Der Erste ist hinter uns her. Je weniger Aktivitäten von uns ausgehen, um so schwerer sind wir auffindbar.«

Spiekenagel schlug vor, sich zurückzuziehen, überhaupt nichts mehr zu unternehmen und nur noch zu beobachten.

Dieser Ansatz wurde hin und her diskutiert und von verschiedenen Seiten beleuchtet. Nach einigen Stunden schälte sich folgender Plan heraus.

Die Elfer, Spiekenagel einschlossen, wollten Kocher I gewähren lassen. Er sollte sein Ziel weiter verfolgen, die politischen Strukturen abzuschaffen und allgemeinen Wohlstand einzurichten. In dieser Zeit wollten sich die Elfer verbergen, als seien sie von der Bildfläche verschwunden. Ihre Aktivitäten wären nur darauf gerichtet, erstens ihre Spuren zu verwischen und sich zweitens sämtliche technischen Errungenschaften des Masters anzueignen.

Wenn die Welfare-Rebellion ihre Früchte getragen habe, der Umbruch bewältigt wäre, sich das Leben unter den neuen Umständen gefestigt habe, dann müsse den Völkern ihre demokratische Hoheit wiedergegeben werden. Das sollte drei bis fünf Jahre nach Abschluss der Revolution möglich sein – mit Sicherheit gegen den heftigen Widerstand der Kocher-Klone.

Grobe Ziele wurden formuliert:

- Die Gucklöcher sollen nochmals erheblich verkleinert und getarnt werden, so dass die Elfer die Schritte Kochers beobachten können, ohne sich zu verraten.
- Für jeden einzelnen der Kocher-Klone soll ein Überwa-

cher-Klon geschaffen werden, der nichts Anderes zu tun hat, als diesen einen im Auge zu behalten.

- Spätestens fünf Jahre nach Übernahme sämtlicher Regierungen und Einführung des Wohlstandes löschen die Elfer-Kochers sämtliche Einser-Kochers.
- Die Elfer treten an deren Stelle.
- Sie geben sich als das zu erkennen, was sie sind: Klone, und erklären der Welt, dass sie bereit sind, die Bevölkerung weiter mit allem zu versorgen, sich aber nach und nach aus der Politik zurückziehen werden.
- Einzige Bedingung: Eine funktionierende Demokratie nach Schweizer Vorbild wird etabliert mit umfangreichen Mitbestimmungsregelungen. Sämtliche wichtigen Entscheidungen der Regierung müssen durch Volksabstimmungen legitimiert werden.

* * *

km 1672: Sliwniza

Bis Sliwniza blieb der Tod weiter Gesprächsthema. ›Hier haben wir eine Ländergrenze überschritten‹, sinnierte Undici. ›Und dieser Ulf hatte eine ganz andere Grenze überschritten, die vom Leben zum Tod.‹

Und als wolle die Stadt auch noch einmal auf den Tod hinweisen, kamen die Radler an einem riesigen Denkmal vorbei, das dem serbisch-bulgarischen Krieg von 1885/86 gewidmet war.

Für Lasse war Ulfs Unfall das erste Mal, dass er unmittelbar mit dem Tod konfrontiert war. Doch wenig später berichtete er, dass das nicht wirklich stimmte.

›Oma und Opa waren schon vorher gestorben. Das war für mich wirklich traurig, aber es ging mir nicht so nahe. Oma, weißt du, hatte schwer gelitten, sie hatte Darmkrebs. Alle sprachen von einer ›Erlösung‹, als es dann passiert war. Und Opa war schwerst dement geworden. Als er starb, fühlten sich die Verwandten erlöst. Doch dass ein Freund stirbt, ein Kumpel in meinem Alter, hatte ich noch nie erlebt. Was für ein Glück, dass ich Pernilla hatte, sie hat mir in diesen Tagen Halt gegeben. Nein,

eher waren es Wochen oder Monate, bis ich wieder richtig Tritt gefasst hatte. Wenig später war sie schwanger. Das Leben geht, das Leben kommt. Ich wollte das Kind Ulf nennen, wenn es ein Junge würde, aber Pernilla tat sich schwer damit. Sie meinte, damit würden wir dem Kleinen doch von vorne herein etwas aufbürden. Er sei doch ein Kind und kein Freund-Ersatz.«

»Und wie habt ihr euch geeinigt?«

»Gar nicht, erst mal. Die Diskussion ging bis zum Ultraschallbild, bis klar war, dass es ein Mädchen wird.«

»Ist das euer einziges Kind geblieben«

»Nein, wir haben drei. Die beiden anderen wurden Jungs. Doch inzwischen war mir klar, dass Pernilla recht hatte. Sie heißen Olof und Peter.«

»Und die Tochter?«

»Sie ist unsere Pia. Erst später entdeckte ich, dass man aus ›Pernilla‹ ›Pia‹ machen kann, wenn man ein paar Buchstaben wegstreicht.«

* * *

Dhaka, 14 Jahre zuvor

Elf nahm vorsichtig Kontakt auf zu Dipu, extrem vorsichtig. Ihre Meinung zu dem Vorhaben der Elfer war ihm unglaublich wichtig. Auch er lauerte ihr draußen auf und auf einer Brücke über die Buriganga kam er ihr schließlich entgegen. Er wusste, dass sie nicht besonders glücklich war mit der gesamten Situation, doch hatte er nicht damit gerechnet, dass sie ihn derart abweisend anfahren würde, als er sich ihr näherte. Er verstand nicht, was sie überhaupt meinte, als sie fragte, ob er der MIL aus Rangpur sei.

»Aber Dipu, du kennst mich doch. Für dich bin ich immer noch Konrad. Was für einen MIL meinst du denn?«

»Wie kann ich wissen, wer du bist? Ihr seht doch alle gleich aus.« Da sich Dipu aber erinnerte, dass sich von den Klonen niemand fälschlicherweise als Konrad ausgeben würde, wurde sie ein bisschen zugänglicher. Sie trat auf ihn zu, hielt jedoch einen gewissen Sicherheitsabstand ein. Nach einer Umarmung war ihr nicht zumute, nicht einmal nach einem Händedruck.

Aber offensichtlich hatte der MIL Konrad nichts von seinem Verdopplungswunsch gesagt. War das Klugheit oder Feigheit?

»Ist ja schön, dass ich dich auch noch einmal zu Gesicht bekomme«, sagte Dipu betont schnippisch. »Ich weiß ja schon gar nicht mehr, ob es dich überhaupt noch gibt. Weshalb kommst du, hast du Sehnsucht nach mir oder ist das alles hier nur Zufall?«

»Sehnsucht habe ich die ganze Zeit«, gestand Elf. »Aber die Situation ist kompliziert, äußerst gefährlich sogar. Und ich komme, weil ich deinen Rat brauche.«

»Ein Kocher kommt allein durch Denken nicht weiter?« Dipu wirkte etwas ungläubig und etwas spöttisch.

»Wir sind schon weiter, und ich war es nicht alleine, der gedacht hat. Lach nicht, aber ich halte dich nicht nur für klug, ich halte dich für weise und wir brauchen einen weisen Rat.«

»Ist es denn ein großer Unterschied, ob ein, zwei oder mehrere geklonte Hirne sich etwas ausdenken?«

»Der Denkprozess läuft anders – im Gespräch und mit Diskussionen«, erklärte Elf. »Doch das ist es nicht alleine. Wir haben Arthur Spiekenagel gerettet, er ist auf unserer Seite – jemand, der die Welt aus einem anderen Winkel sieht. Du hast mir ja eine Ahnung verschafft, welche Haltung zum Leben du hast, aber es ist wirklich nur eine Ahnung. Ich möchte wissen, was du meinst, was du denkst.«

Dipu dachte kurz nach. »Gut, wir treffen uns um drei im Ramna-Park.« Damit wendete sie sich ab und ging weiter. Immerhin lächelte sie.

Elf war glücklich, allein dieses flüchtige Lächeln machte ihn selig und geduldig vertrieb er sich die Zeit bis drei Uhr. Mühe-los fand er seine Dipu auf die Minute genau in dem riesigen Park, ohne dass sie einen genauen Treffpunkt ausgemacht hatten. Elf war sich nicht im Klaren, ob das Zufall, Fügung oder unterschwellige Übereinstimmung mit seiner Freundin war, die gleiche Wellenlänge eben.

Bei dem Treffen erklärte Elf Dipu das besprochene Vorhaben. Sie nickte mehrfach und verstand sofort, was die Elfer vorhatten. Sie hatten ihre Vorstellungen weiter präzisiert und die Völker der verschiedenen Länder sollten nur unter bestimmten Bedingungen ihre demokratische Freiheit zurück erlangen.

Elf zählte die Forderungen an eine künftige Gesellschaft auf:

- Keine Einschränkung der Reisefreiheit. Nirgends Visumpflicht.
- Gleicher Lohn für gleiche Arbeit, weltweit.
- Nur noch eine Währung, weltweit, sie könnte Geo heißen, in Anlehnung an den alten Euro.
- Daher auch keine Devisen, keine Devisenspekulationen.
- Keinerlei Spekulationsgeschäfte überhaupt.
- Enteignung großer Vermögen. Zirka eine Million zukünftiger Geo pro Person war der Freibetrag.
- Koordinierende Weltregierung, Sitz zum Beispiel in Dhaka.
- Gleiches Strafrecht, gleiche Verwaltung weltweit.
- Verbot des Klonens von Menschen.
- Abschaffung sämtlicher Waffen und deren Herstellungsverbot.
- Vernichtung von Kriegsgerät.

Dipu hörte sich alles an und verzog dabei kaum eine Miene. Nachdem Elf geendet hatte, sagte sie: »Gut, ich werde das meinem weisen Gemüt zuführen. Komm morgen zur selben Zeit hierher, dann teile ich dir meinen Ratschluss mit.«

Elf sah sie lange an. »Danke«, sagte er dann. Er schloss Dipu in die Arme. Sie wehrte sich nicht, erwiderte den Druck sogar ein wenig. Dann stand sie auf, gab ihrem Freund zwei Küsse, auf jede Wangen einen, und wollte gehen. Elf hielt sie bei der Hand und fragte: »Wen hattest du eigentlich gemeint, als du einen MIL aus Rangpur erwähnt hattest?«

»Einen deiner Klone. Er hat mich neulich mal besucht.«

»Und was wollte er?«

»Er wollte mir seine Liebe gestehen.«

Elf musste schlucken. »Und was noch? Hat er um dich geworben?«

»Er weiß, dass er mich nicht haben kann. Das macht ihn unglücklich.«

Das konnte Elf gut nachvollziehen. Er war verblüfft, und dabei lockerte sich sein Griff. In diesem Moment entzog ihm Dipu ihre Hand und huschte davon. »Wie heißt er denn vollständig?«, rief er ihr noch nach.

»Weiß nicht, habe es mir nicht gemerkt – bis morgen.«

Weg war sie. »Bis morgen«, brummelte Elf vor sich hin. »Der hat doch hoffentlich nicht die Absicht, sie zu klonen«, dachte er noch.

* * *

km 1703: Sofia

Der Tod Ulfs war für Lasse der Anfang vom Ende bei den Bandidos. Der Ausstieg war nicht einfach, man hat sich geschworen, dem Bund lebenslang zuzugehören. Es gab vereinzelt regelrechte Ritualmorde an Mitgliedern, die ihren Ausstiegswillen bekundeten. Er hatte Glück. Ulfs Unfall war allen in die Glieder gefahren, auch dem Präsidenten. Zudem waren es ein halbes Dutzend Männer, die gleichzeitig aussteigen wollten. Vielleicht kam auch dazu, dass Pernilla für den Rest der Rocker verloren war. Jedenfalls ließ man ihn unbehelligt seiner Wege ziehen und es gab sogar eine ergreifende Abschiedsparty für ihn und die andern.

»Trotzdem wollten wir uns nicht vergessen«, sagte Lasse, »und das ist bis heute so geblieben. Die Bandidos waren ein wichtiger Bestandteil in meinem Leben, einige treffe ich noch ab und an. Und einmal im Jahr besuche ich Ulfs Grab. Seinen Tacho hatte ich ihm in den Sarg geschmuggelt.«

Die Strecke war flach geblieben. Nun befand sich das schwedisch-deutsche Gespann in der Millionenstadt Sofia, wo es galt, die Reisekasse aufzufrischen. Drei Tage traten die Männer vor verschiedenen Sehenswürdigkeiten auf. Die Sweta Petka war das kleinste Gebäude, ursprünglich eine römische Therme, die später zur Kirche umfunktioniert wurde. Hier flossen die Geos am reichlichsten, vielleicht wegen des starken Besucherstroms der nahen U-Bahn-Station.

Weil die Radwanderer wieder reich geworden waren, gönnten sie sich eine kleine Pension.

* * *

Dipu wusste nicht, was los war. Wie war sie hierher gekommen? Nein, wie war dieser Raum um sie herum entstanden? Eben noch war sie in ihre Wohnung eingetreten und nun stand sie hier in einem Labor. Einen solchen Raum gab es nicht in ihrem Zuhause.

Ja, in einem Labor war sie, aber sie war nicht Dipu. Sie war ein Klon, eine geklonte Dipu. Dipu-Zwei oder Dipu-Zweitausend, wie sollte sie das wissen? Vielleicht hatte MIL sie gegen ihren Willen schon vervielfacht. Eine für jeden verliebten Elfer. Sie wusste es nicht, aber sie ärgerte sich. Sie liebte Konrad, doch auch als Klon würde sie nicht die Liebe zu ihm auf irgendeinen seiner Klone übertragen. Das wollte sie MIL klar und deutlich sagen. Es musste ja wohl bald etwas geschehen, denn sie war ja sicher nicht umsonst hier in diesem Labor materialisiert worden.

Solange niemand kam, konnte sie sich ein wenig umsehen. Wahrscheinlich wurde sie beobachtet, MIL wollte sich sicher ein Bild davon machen, ob sie ärgerlich wirkte. Kameras entdeckte sie nicht, aber sie wusste, dass es diese winzigen Gucklöcher gab, die man nicht sah. Das hatte Konrad ihr berichtet und auch, dass man mit den Taster-Feldern jeden beliebigen Gegenstand abtasten und mit dem Produktorfeld an jedem beliebigen Ort verdoppelt entstehen lassen konnte.

Dazu brauchte man mittlerweile nur diese winzigen Geräte, Palmis genannt. Ein nur mäßig aufgeräumter Labortisch stand in der Nähe, Dipu näherte sich ihm und meinte darauf ein paar kleine Kästchen zu sehen, die vielleicht genau solche Palmis waren. Bevor sie sie genauer in Augenschein nehmen konnte, hörte sie eine Stimme, mit der sie überhaupt nicht gerechnet hatte. Sie hatte erwartet, dass MIL oder irgendein anderer Klon erscheinen würde.

»Kind, bist du es?« Es war die erstaunte Stimme ihrer Mutter.
»Und was ist hier los? Wo kommst du her, wo sind wir hier?«

Dipu drehte sich verwundert um. Ja, das war ihre Mutter. Sie ging ein paar Schritte auf sie zu und streckte ihr die Arme entgegen. Doch schon war die Mutter wieder verschwunden und nur ein paar Staubkörnchen wirbelten im einfallenden Sonnenlicht.

Bevor ihr Tanz sich beruhigte, barsten die Staubkörnchen für den Bruchteil einer Sekunde auseinander, und Konrad stand

genau an der Stelle, wo noch vor wenigen Augenblicken ihre Mutter war.

Dipu wich rückwärts zum Labortisch zurück, umrundete ihn, also wolle sie dahinter Schutz suchen und sagte: »Welcher Kocher auch immer du bist, komm mir nicht zu nahe!« Sie nahm eine Glaskugel in die Hand, den schwersten Gegenstand, den sie im Augenblick entdeckte und der als Briefbeschwerer diente. Drohend hob sie sie an und nahm eine Wurfposition ein.

Kocher lachte. »Als wenn die dir etwas nutzen könnte, die würde ich noch in der Luft entmaterialisieren.« Er blieb aber stehen und fuhr fort.

»Welcher Kocher ich bin, sollst du erfahren, du sollst nämlich für mich arbeiten. Ich mache es kurz, ich bin der Erste.«

Dipu atmete durch, sie stand dem künftigen Welttyrannen gegenüber. Bevor sie fragen konnte, was er von ihr verlangte, redete er schon weiter.

»Du hast gerade deine Mutter gesehen. Mit ihr und mit deiner ganzen Familie kann ich machen, was ich will. Ich denke, dieses Wissen wird die Basis für unsere Zusammenarbeit schaffen.« Er machte eine bedeutungsvolle Pause, in der Dipu verdauen sollte, dass er sie in der Hand hatte.

Der Master versuchte, ihre Miene zu entschlüsseln, obwohl Mimik ihm ein Buch mit sieben Siegeln war. Was sollte das, Mundwinkel hoch, Mundwinkel runter – Gesicht war Gesicht. Der Mensch hatte doch die Sprache und musste nicht seine Visage verziehen, um Gefühle zu signalisieren. Er konnte sagen, was er wollte. Und überhaupt ›Gefühle‹, der Mensch hatte Gedanken, Logik. Entweder stimmte etwas, dann war es gut oder es stimmte nicht, dann war es schlecht. Wieso dann noch mit den Mundwinkeln hantieren?

Konrad Kocher war natürlich auch als Kind nicht verborgen geblieben, dass die Leute um ihn herum genau auf diese Zeichen achteten, dass sie darauf reagierten. Öffnete einer den Mund und zog die Mundwinkel nach oben dann taten es oft die anderen auch. Also machte er es ihnen nach und legte sich sogar allmählich ein ganzes Vokabular solcher Signale zu. Später fand er Bücher, die Mimik und Gestik erklärten, die lernte er auswendig.

Mit diesen seinen Kenntnissen studierte der Erste Dipus Reaktionen. Er meinte Erschrecken, gefolgt von Ärger und letztlich Resignation zu erkennen. Sie würde alles tun, um ihre Verwandten zu schützen.

Was der Master verlangte, war einfach: Sie sollte seine Spionin werden. Er würde sie an die Stelle der Ur-Dipu setzen, sie sollte Kontakt zu Elf aufnehmen und ihn aushorchen. Gucklöcher könnte er nicht direkt zu ihm schicken, da er die mittlerweile erkennen würde. Kocher würde seine Spionin jedoch aufsuchen, wenn sie alleine wäre, und sich anhören, was Elf vorhatte.

»Ich habe schon mehr als ein Vierteljahr nichts mehr von Ihrem Klon gesehen«, wand Dipu ein und kam mit dieser dreisten Lüge beim Ersten sogar durch.

»Ich wollte, es würde so bleiben. Ich weiß, dass er sich versteckt. Es ist nur eine Sicherheitsmaßnahme. Es kann gut sein, dass du überhaupt nichts machen musst, es kann aber auch sein, dass er Kontakt zu dir aufnehmen wird, er scheint dich ja zu mögen.«

Eine Viertelstunde bekam Dipu-Zwei Zeit, ihre Entscheidung zu treffen. Sie dachte nach. Hier hatte sie den Kocher vor sich, der er zu Beginn des Sprachunterrichts war. Natürlich war *ihr* Konrad nicht der Master, sondern auch schon ein Klon. Doch seine Gefühlswelt war noch die gleiche gewesen wie bei dem Ersten, den sie gerade erlebt hatte: Trocken, sachlich, mit einer emotionalen Mauer umgeben und außerordentlich klug. Sie wusste, dass der Master sie in diesem Moment beobachtete und sie wusste genau, was sie ihm an Regungen zeigen konnte – aber auch, was er nicht erkennen konnte.

Als sie nach fünfzehn Minuten herauspresste: »Gut, ich tue es, ich werde für Sie spionieren. Aber ich habe Ihr Versprechen, dass Sie meiner Familie kein Leid antun«, meinte der Master zu erkennen, dass ihre Entscheidung ernst gemeint war und er sich darauf verlassen konnte. Er konnte nicht erkennen, dass Dipu die Viertelstunde genutzt hatte, weitreichendere Pläne zu fassen, von denen sich nichts in ihrer Mimik spiegelte; sie waren für den Ersten verschlossen.

»Solange du lieferst, kann ich das versprechen.« Eins blieb beharrlich beim Du, während sie ihn siezte, jetzt, wo sie wusste, wer er war.

»Und warum beobachten Sie Ihren so genannten Eins-Eins nicht einfach, wie Sie das mit allen anderen machen?«

»Das funktioniert bei ihm nicht mehr. Er hat es geschafft unsere Gucklöcher zu enttarnen, genau wie wir die seinen. Wir müssen also neue Wege gehen.«

»Und der neue Weg bedeutet, dass ich meinen Freund verrate, den Freund der ersten Dipu, meine ich.«

»Du wirst eines Tages dankbar sein, dass du es getan hast. Es ist selbst für I-1 und die Seinen das Beste und nicht einem einzigen wird letztlich ein Haar gekrümmt werden.«

Wieder dachte Dipu nach. Sie stand auf der Seite ihres Freundes, auf der Seite *ihrer* Konrads. Dieser hatte den Weg zu seinen Gefühlen gefunden, der Erste, der sie hier erpresste, noch nicht. Das war ein riesiger Vorteil für sie, sie konnte ein doppeltes Spiel spielen und das an Mimik vortäuschen, was der Master sehen sollte. Sie war sich sicher, dass er kein Gespür dafür hatte, dass sie etwas im Schilde führte.

Dipu gab sich also vordergründig erkennbar einen Ruck und fragte, wie es nun konkret weitergehen solle. Der Master erklärte es ihr und kurz darauf befand sie sich in ihrer Wohnung, wobei sie aber wusste, dass es nicht ihre Wohnung war. Von ihr gab es jetzt auch eine ERSTE und deren Zuhause war das hier. Doch diese Erste sollte dematerialisiert und gespeichert werden und sie als ZWEITE jetzt deren Stelle einnehmen. Ob sie sich jemals sehen würden, war unklar.

Der Master hatte ihr angekündigt, dass er sie, die Geklonte, in dem Moment in der Wohnung erscheinen lassen wolle, wenn ihr Original beim Einkauf sei. Er würde diese Erste dematerialisieren, wenn sie zurückkomme und den Flur betrete, sodass Nachbarn keinen Verdacht schöpfen könnten.

Dipu hatte protestiert, sie wollte ihrer Protofrau nicht den Platz streitig machen, aber der Master hatte entgegnet, sie selbst sei doch die Protofrau. Beide würden sich nicht unterscheiden, bis auf die eine kleine Begebenheit, dass sie selbst den Ersten kennengelernt hatte, während die andere einkaufen war. Erst ab diesem Moment lebten sie getrennte Leben, wobei das der Ersten allerdings abgebrochen – nein, unterbrochen – werden sollte.

Dipu kannte Konrad, sie konnte mit ihm umgehen und auch mit dem alten. Sie beschwerte sich, dass sie mit den Gucklöchern beobachtet werden würde, sodass sie sich ja nicht einmal nackt ausziehen könne. Sie brachte den Ersten tatsächlich dazu, ihr zu versprechen, dass ihr Schlafzimmer für ihn und seine Optik tabu sei. »Frauen ...«, dachte er dabei abschätzig, als er ihr das zusicherte.

* * *

km 1729: Nowi Chan

Mitten in Nowi Chan begrüßte auf einer Verkehrsinsel ein Kampfjet die Radwanderer. Viel mehr war in diesem Örtchen auch nicht zu sehen. Die Gemeinde versuchte wohl, als Endlager für radioaktiven Abfall etwas Geld in ihre Kasse zu spülen.

Ausgelaugt waren sie noch nicht, doch da die Männer spät gestartet waren, gönnten sie sich eine vorgezogene Nachtruhe. Wenig außerhalb fanden sie einen Waldstreifen, in dem sie ihr Zelt errichteten und wenig später prasselte ein kräftiger Regen auf sie hernieder.

Sein Geräusch auf dem Stoffdach schuf die passende Stimmung für Lasses Schilderung. »Es kam wie so oft. Unsere Tochter Pia war ein Wonneproppen, o Gott, war ich vernarrt in sie. Und mein Vater war es auch, nicht zu fassen, wie der die Kleine anhimmelte, er hat sie regelrecht vergöttert. Alles ließ er bei ihr durchgehen und verwöhnt hat er sie nach Strich und Faden. Aber nicht nur das, er regte sich sogar über Pernilla und mich auf, wenn wir mal unserer ganz normalen Erziehungspflicht nachkommen wollten und ein bisschen strenger waren. Wäre mein Alter zu mir als Kind so gewesen, vielleicht hätte ich ihn sogar gemocht.«

* * *

Dhaka, 13 Jahre zuvor

In diesem Schlafzimmer befand sich Dipu jetzt und zog sich um. Sie brauchte ja eine Begründung, weshalb sie nicht gesehen werden wollte und das war, weil sie mit dem Palmi hantierte. Dipu hatte es verstanden, unbemerkt ein solches Gerät vom Labortisch mitgehen zu lassen und probierte im Schlafzimmer die verschiedenen Funktionen aus. Das Teil war wirklich einfach zu bedienen. Gegenstand erfassen, verschwinden lassen, speichern, wieder erscheinen lassen. Dipu probierte es mit einem Spiegel, einem Schränkchen, dem Stuhl, ein paar Kleidern und auch Kosmetik, die sie auch an verschiedenen Stellen erscheinen ließ.

Als sie sich ziemlich sicher war, dass sie das Palmi beherrschte, betrat sie in einem farbenfrohen, weiten Kleid mit großen Taschen das Wohnzimmer. Nach einer Weile hörte sie, wie der Schlüssel in der Eingangstür gedreht wurde, wie sich die Tür öffnete und jemanden in den Flur trat. Sie ging ebenfalls vom Wohnzimmer in den Flur, schaute neugierig auf die Frau, die dort hereinkam und registrierte ganz kurz, mit welchem fassungslosem Blick die Nachhausekommende zurückstarrte auf ihre Doppelgängerin. Dann war sie auch schon wieder verschwunden, genau wie sich ihre Mutter nach nur einem Satz in dem Labor aufgelöst hatte.

* * *

km 1742: Vakarel

Richtung Vakarel ging es kräftig bergauf, es lag gut zweihundert Meter höher als Nowi Chan. Auf der Durchfahrt entdeckten die Freunde nicht einmal eine Gaststätte. Die Bürgermeisterei war ein zweistöckiger Plattenbau, er schien ein Überbleibsel des Sozialismus zu sein. Die wenigen Leute, denen sie begegneten, machten einen geschäftigen Eindruck. Ein paar Läden hatten offen, nirgends hatte man den Eindruck, dass jemand in Festtagsstimmung sei. Pfingstmontag war in Bulgarien offensichtlich kein Feiertag.

In der Nähe des Ortes lag es, das kleine Kloster St. Petka. So schmucklos die Stadt insgesamt auch wirkte, die Kirche war schlicht in weiß gehalten, innen aber hatte man nicht an bunten Heiligenbildern gespart, die insgesamt einen fröhlichen Eindruck machten. Der kleine Altar, ein Tisch eher, war vollgestellt mit vielen Blumen und mit Bildern, meist in Gold gehalten.

»Ist schon komisch«, meinte Lasse. »Das wirkt hier so friedlich. Und doch haben die Christen im Namen ihrer Religion brutalste Grausamkeiten begangen, ganze Völker haben sie ausgerottet.«

»Ich habe mich nie sonderlich dafür interessiert«, meinte Urdici. »Aber ich habe erkannt: Alle Religionen begehen Grausamkeiten.«

»Es sind ja die Menschen, die das machen und meinen, sie könnten ihre schlimmen Taten damit rechtfertigen.«

»Das geht schon seit Jahrtausenden so. Der Mensch lernt nichts, lernt nichts aus der Geschichte. Dabei geht es doch auch friedlich, wie wir ja in Sofia gesehen haben. Da stehen riesige Gotteshäuser von allen Religionen dicht beieinander.«

»Es kann schon eine Weile gut gehen«, sagte Lasse. »Doch dann kriegt jemand einen Rappel und man bekämpft sich, zerstört die andern Kirchen, verbrennt ihre Bilder und bringt die Leute um. Weil jeder meint, er hätte den rechten Glauben.«

»Für mich kommt es auf die Taten an. Wie gehe ich mit meinem Nächsten um, das ist ausschlaggebend.«

»Ja, da haben wir's ja leicht, das zu beurteilen.«

»Wieso?«, hakte Undici nach.

»Wer uns am meisten gibt, hat die beste Religion.«

»Und wer hat uns am meisten gegeben?«

»Das waren eindeutig die Leute am römischen Badehaus!«, stellte Lasse fest. »Liberalitas, weißt du?«

Undici zögerte etwas, der Schwede sprach für ihn in Rätseln. Er gab sich einen Ruck und gestand: »Nein, ich weiß überhaupt nicht, was du meinst. Klingt nach Freiheit.«

»Bedeutet aber Freigiebigkeit, eine der römischen Tugenden. Es gab sogar den Gott Liberalitas. Die Römer befolgten private und öffentliche Tugenden.«

»Aha. Und die wirken noch heute.«

»Leider nicht mehr ... nach Milde, Humor, Ehrlichkeit, Mut, nur als Beispiet, muss man doch heute eher suchen.«

»Nur gut, dass die Liberalitas noch nicht vergessen wurde!«

* * *

Dhaka, 13 Jahre zuvor

Die ursprüngliche Dipu war verschwunden, an ihrer statt materialisierte sich der Erste. Er machte der geklonten Dipu Vorhaltungen, dass sie sich dem Original gezeigt habe, aber sie entgegnete ihm gelassen, das habe er ihr ja nicht untersagt.

»Und als Frau war ich nun einmal neugierig darauf, mein Doppel zu sehen, und es ist ja sowieso egal, ob Dipu Eins mich gesehen und erkannt hat. Sie ruht ja jetzt im ewigen Granit.«

Der Erste gab sich damit zufrieden und verschwand wieder. Er legte Dipu nochmals nahe, so schnell wie möglich etwas von I-1 zu berichten.

Am nächsten Morgen näherte sich Elf der Bank, bei der das Treffen vereinbart war. Kaum erspähte Dipu ihn, raste sie auf ihn zu, beschimpfte ihn und versuchte sogar, ihm auf die Brust und in den Bauch zu boxen. Vollkommen überrascht wehrte er ab, so gut er konnte. Noch mehr wunderte ihn, was sie ausstieß:

»Wie kommst du dazu, mich in den Park zu materialisieren? Dazu hast du nicht meine Erlaubnis, ich bin nicht dein Spielzeug, mach das nie wieder. Und wie konntest du es wagen, mich zu verdoppeln und diese Doppelgängerin auch noch in meinem Wohnzimmer erscheinen zu lassen?«

Elf schaute derart überrascht und betroffen drein, dass Dipu weiter schimpfte: »Guck nicht so blöd! Ich habe sie mit eigenen Augen gesehen. Als ich nach Hause kam, kam sie mir aus dem Wohnzimmer entgegen. Und sofort hast du mich entmaterialisiert.«

Dem Elfer schwante, dass da jemand anderes ein ganz übles Spiel spielte.

»Vielleicht war das der MIL, von dem du gesprochen hast, vielleicht hat der dich verdoppelt. Ich war es nicht, das kann ich beschwören.

Dipus Rage nahm etwas ab. Sie trat einen Schritt zurück und von der Seite hörte sie sich sagen: »Der MIL war das nicht, es war der Erste.« Dipu und Elf drehten sich beide nach der Stimme um. Eine Frau hatte sich ihnen von der Seite genähert. Nein, es war nicht *eine* Frau, es war Dipu. Dipu, die Zweite.

Es entstand eine ratlose Pause, die Dipu II aber auflöste, indem sie berichtete, was vorgefallen war. Sie erklärte, dass der Erste sie verdoppelt habe und als Spionin missbrauche, indem er mit der Vernichtung ihrer Familie gedroht hatte. Nun war sie allerdings eine Doppelspionin, was der Master natürlich nicht wusste. Sie hatte es geschafft, ein Palmi zu entwenden und Dipu I, kurz bevor der Erste sie entmaterialisierte, damit abzuspeichern. Heute früh hatte sie sie kurz vor dem Treffen mit Elf im Park erscheinen lassen.

Die Sonne schien, wurde aber immer wieder von ziehenden Wolken verdeckt. Nun wusste jeder zumindest im Groben, was

der Stand der Dinge war. Dipu I, Dipu II und Elf setzten sich auf eine Parkbank, um das weitere Vorgehen zu besprechen.

»Ich glaube, wir können sicher sein, dass KoKo uns hier nicht beobachtet«, setzte Elf an.

»Einen kleinen Augenblick«, sprachen die beiden Dipus gleichzeitig. Sie drehten sich auf der Bank zueinander, drückten sich beide Hände und nahmen sich schließlich in die Arme. Elf verstand: Für ihn war das Doppelt-Sein, das Vervielfältigt-Sein die Normalität, aber für die Dipus war es das nicht. Für sie war es etwas vollkommen Neues, sie mussten sich begrüßen wie Zwillingsschwestern, die sich nach Jahren der Trennung zum ersten Mal wiedersahen.

So kamen sich die Frauen auch vor. Sie betasteten sich, schmiegteten sich aneinander und machten sich damit vertraut, dass es nun zwei von ihnen gab, eigentlich sogar drei, doch die dritte war nur als Datei abgespeichert in einem Stein – die Sicherheitskopie.

Nach einigen Minuten konnten sich die beiden Dipus wieder ihren Aufgaben widmen.

»Du gehst mit Konrad«, entschied Dipu II ganz einfach. Dipu I und Elf waren erstaunt, doch Dipu die Zweite fuhr fort. »Ich hatte die ganze Nacht Zeit nachzudenken. Der Meister darf nicht wissen, dass du existierst. Ich liebe zwar Konrad genau wie du, aber wie seine Klone muss ich wohl zurückstehen. Ich kann mir ja immer noch den MIL holen.« Dipu II lächelte, und bald taten das Dipu I und Konrad auch. Sie lachten sogar nach kurzer Besinnung übergücklich, denn so waren sie wieder zusammen. So einfach war plötzlich möglich, was ihnen seit Monaten verwehrt war.

Das war der entschieden einfachere Teil. Nun musste genau besprochen werden, was Dipu II dem Ersten erzählen sollte, und das musste vollkommen plausibel sein, plausibel für die Strategie, die die Elfer ausarbeiteten und auch plausibel in der Hinsicht, was Dipu in ihrer Zwickmühle als verliebte Spionin scheinbar bereit war, von ihrem Freund zu verraten. Der Erste musste das Gefühl bekommen, dass Dipu sich nur widerwillig äußerte, und damit wäre das, was sie berichtete, hoffentlich glaubwürdig.

»Vorhin wolltest du gerade sagen, warum du nicht glaubst, dass der ursprüngliche Professor Kocher uns hier beobachtet«, erinnerte Dipu II. »Wieso bist du dir da so sicher?«

»Er müsste damit rechnen, dass wir seine Gucklöcher entdecken und außerdem bräuchte er dich nicht als Spionin.«

* * *

km 1759: Ichtiman

Die Strecke nach Ichtiman verlief mehr oder weniger geradeaus Richtung Süden. Es war eine schmale Asphaltstraße, rechterhand, etwas abseits und tiefer gelegen begleitete sie das Flüsschen Mativir. Der Wegesrand war gesäumt mit locker stehenden Büschen oder vereinzelt Bäumen. Es gab kaum Verkehr, da die meisten Autos die parallel verlaufende E80 benutzten, von der der Verkehrslärm gedämpft bis zur Landstraße drang.

»What a Radau they make over there!«, meinte Lasse plötzlich in kombiniertem Englisch und Deutsch, weil er meinte, sich über die Motorengeräusche beschweren zu müssen. Das Wort ›Radau‹ hatte es ihm angetan. Von Krach konnte jetzt wirklich nicht die Rede sein, doch Lasse versuchte, ›Radau‹ so oft es ging im Gespräch unterzubringen. Er hatte es von Undici aufgeschnappt, als er in Sofia den Satz ausstieß: »Machen die aber einen Radau.« Das bezog sich damals auf eine Blaskapelle, die an dem Platz vor der Synagoge vorbeizog und den Amateur-Musikern kurzfristig die Show stahl.

Undici und Lasse unterhielten sich immer wieder einmal über Eigentümlichkeiten der schwedischen und deutschen, auch der englischen Sprache. Undici wunderte sich beispielsweise darüber, dass es im Schwedischen neben männlich, weiblich und neutral noch das Utrum gibt. Beim Neutrum heißt ›ein‹ ›ett‹, beim Utrum ›en‹. Während Lasse noch versuchte zu erklären, welche Wörter Ett- und welche En-Wörter sind, donnerte ein LKW so dicht an den beiden vorbei, dass sie vom Fahrwind fast ins Schlingern kamen. Als sie wieder richtig in der Spur waren, bemerkte Undici: »Mein Gott, hat der einen Rabalder gemacht.«

Diesen Ausdruck für Radau hatte Lasse ihm unlängst verraten und stieß bei seiner Verwendung einen glucksenden Lacher aus.

* * *

Kaum war Dipu II in ihrer Wohnung, materialisierte dort der Master.

»Ich höre ...«

Dipu sah ihn lange an. »Ich soll also meinen Freund verraten.«

»So war es ausgemacht.«

»Sie erpressen mich.«

»Das will ich nicht leugnen, aber ich hege keine bösen Absichten gegen die Menschen und die Menschheit.«

»Sie wollen sie beherrschen!«

»Sollen wir das blöde ›Sie‹ nicht mal lassen? Du liebst doch einen meiner Klone, ein Stück weit also auch mich. Ich weiß zwar nicht genau wieso, doch das ›Sie‹ kommt mir unpassend vor.«

»Mir umso passender und ich wünsche, dass Sie mich auch siezen.«

Nach kurzem Nachdenken willigte der Master ein.

»Also, nun sagen Sie schon, was hat der Elfer vor?«

»Er hat mir nichts verraten.«

Das wollte der Erste nicht gelten lassen. »Haben Sie ihm etwa gestanden, dass Sie für mich spionieren sollen?« Er beobachtete die Frau forschend. Doch was er sah, gab ihm keinen Aufschluss. Konrad Kocher konnte nicht entscheiden, ob sie schauspielerte oder nicht.

»Ich werde doch nicht das Wohl meiner Familie aufs Spiel setzen.« Das klang aufrichtig, aber der Klang einer Stimme blieb für den Master so schwierig zu deuten wie die Mimik. Auch hier hatte er sich ein Register zugelegt, aber das wies wesentlich größere Unsicherheiten auf.

»Worüber haben Sie geredet, den ganzen Morgen?«

»Wie wir wieder zusammen kommen können.« Das klang plausibel.

»Wir machen das anders«, entschied der Kocher. »Herkömmlich. Sie werden verwandt und tragen beim nächsten Treffen ein Mikrofon und einen Sender. Wir hören sie ab.«

Wenig später verschwand der Mann, kam aber bald wieder, brachte die Gerätschaften mit und wies Dipu ein, wie sie sie anzulegen hatte.

Als sich Dipu und Elf das nächste Mal trafen, blinzelte Dipu komisch herum, sprach nichtssagendes Zeug, blinzelte und zuckte mit den Fingern. Nach einer Weile dämmerte es dem Elfer: Das war doch das Geheimalphabet mit ihrer Schwester! Wie ging es noch? Einmal blinzeln: A. Zweimal blinzeln – vier Buchstaben weiter: E. Nein, fünf Buchstaben waren es, fünf mal fünf.

Während Dipu blinzelte und dabei vom Wetter sprach, machte Elf mit einem Handzeichen klar, dass sie aufhören solle, weil er sich konzentrieren musste. Er redete über Blumen und zählte innerlich das Alphabet in Fünferschritten durch. A, F, K, P und U prägte er sich ein. ›Affe Küsst PUdel‹ hatte er sich schnell als Merkhilfe ausgedacht. Dann fing er an zu blinzeln und zu zucken 2-3 für ›I‹, 1-2 für ›C‹, 2-2 für ›H‹. I-C-H war dieses erste Wort, und weiter ging es: H-A-B-E V-E-R-S-T-A-N-D-E-N.

Es war nicht einfach, doch es ging. Elf quasselte irgendetwas vor sich hin und Dipu sah ihn intensiv an. Dann blinzelte sie los und zuckte langsam und eindeutig mit den Fingern. Elf konzentrierte sich darauf und hatte bald den Bogen raus.

Mitzählen beim Blinzeln: A-F-K-P-U, fünfmal klimpern die Lider und zwei Daumenzucken: »W«,

A-F und dreimal Daumen: »I«,

A-F-K-P und zweimal Daumen: »R«,

weiter ging es: W-E-R-D-E-N A-B-G-E-H-O-E-R-T.

Von Elf kam keine Reaktion, so dass Dipu die Zeichen wiederholte und noch einmal, bis Elf wieder anfang zu blinzeln und zu zucken: V-E-R-S-T-E-H-E.

Dipu war erleichtert, dass Elf sich an das Geheimalphabet erinnern konnte. Sie hätte zwar die Alternative gehabt, Zettel zu schreiben, war sich aber nicht sicher, ob die Mikrofone nicht die kratzenden Geräusche des Stiftes auf dem Papier übertragen hätten. Ihr Blinzeln war auf jeden Fall sicherer.

Die Basis für die Geheimverständigung war geschaffen. Derweil hatte sich das Paar wiederholt seine Zuneigung gestanden und bedauert, wie schlimm es sei, dass sie getrennt seien. Doch dann sagte Elf ganz klar vernehmlich:

»Lange wird dieser Zustand nicht mehr dauern, wir werden dem Meister das Handwerk legen.«

Dipu gab sich erstaunt. »Wie wollt ihr das denn bewerkstelligen?«

Elf erklärte, dass sie noch keinen konkreten Plan hätten, aber sie wollten bei einer der nächsten Länderübernahmen zuschla-

gen. In dem Moment, wo KoKo und seine Leute sich am sichersten fühlten, sollten sie in eine Falle laufen und festgesetzt werden.

Dabei zwinkerte Elf Dipu II zu, dass er den Master auf eine falsche Spur setzen wollte, das aber erst konkret mit den Seinen planen musste. Mit Dipus Hilfe würde es leicht gelingen, Kocher I hereinzulegen.

»Ich muss wieder gehen«, sagte Elf laut. »Meinst du, wir können uns morgen nochmal hier treffen, damit ich dich wenigstens sehen kann?«

»Klar, gleiche Uhrzeit. Ich freue mich.«

Die beiden nahmen sich in die Arme. Elf gab Dipu II einen Kuss auf die Wange und sie spürte, wie angenehm ihr das war.

*

In ihrer Wohnung bekam Dipu II wenig später ein großes Lob vom Ersten, auf das sie mit einem verdrießlichen Blick reagierte.

Die Treffen zwischen Elf und der geklonten Dipu wurden zur Routine. Ihre Parallel-Verständigung klappte immer besser. Laut verkündigte Elf, dass die Gegenrebellen soweit seien, sie wüssten, dass die Übernahme von Frankreich anstehe und die wollten sie für ihren Schlag gegen den Master und seine Truppe nutzen. Einzelheiten könne er ihr noch nicht sagen und es sei vielleicht besser, sie wüsste auch nichts davon.

»Aber du passt doch gut auf dich auf?«, hakte Dipu II nach.

»Das verspreche ich dir.«

Als sie diesmal wieder zu Hause war, drängte der Master sie, unbedingt Näheres aus den Plänen der Elfer herauszubekommen, aber Dipu II stellte eine Forderung.

»Das mache ich nur unter einer Bedingung.«

»Da bin ich mal gespannt. Ihnen ist schon klar, dass ich Sie und Ihre Familie in der Hand habe?«

»Selbstverständlich ist mir das klar. Bisher habe ich gegen meinen Willen komplett kooperiert, aber ich weiß ja nicht, was sie wirklich mit uns vorhaben. Vielleicht wäre das Opfer meiner Familie gar nicht zu groß, um das zu verhindern.«

»Das glaube ich nicht, dass das Ihr Ernst ist. Aber ich kann mir Ihre Bedingung ja mal anhören.«

»Was immer passiert, ich möchte, dass Sie I-1 verschonen, und dass Sie mir und ihm zusammen ein unabhängiges und unbeeinflusstes Leben gewähren.«

Der Erste lachte. »Na, wenn's weiter nichts ist, das kann ich Ihnen versprechen.«

* * *

km 1778: Kostenez

In Kostenez erzählte Lasse von einem Ort in der Nähe, in dem es schon bei den Römern Heilbäder gab: Momin Prohod. Er musste nicht lange reden, die Männer machten einen Abstecher ins Srenda-Gora-Gebirge und erreichten nach drei Kilometern den Ort. Römische Überreste fanden die Radler nicht, aber ein schönes Gartenlokal, in dem sie zu Mittag aßen. Die Karte war für die internationalen Badegäste mehrsprachig und Undici wunderte sich über »Mutton Testicles«. »Das sind doch Hammelhoden«, sagte er sich. »Wer isst denn so was?«, fragte er Lasse.

»Na du!«, kam die prompte Antwort, und der Kumpel grinste dabei.

Als der Ober kam, deutete Undici in der Karte tatsächlich auf die Hoden. Lasse verdrehte die Augen. »Das habe ich doch nicht ernst gemeint.«

»Ich weiß, aber warum nicht mal probieren? Ist ja nicht das erste Neue, das ich auf dieser Tour mache.«

Lasse rief den Ober nochmal zu sich und änderte seine Bestellung von Lammrippchen ebenfalls auf das tierische Fortpflanzungsorgan.

Nach einer Weile brachte der Ober das Gericht, machte dabei jedoch auf Bulgarisch laut ein paar feixende Bemerkungen. Die Gäste in der Umgebung schmunzelten oder lachten verhalten.

Lasse grinste ebenfalls und fragte: »What did you say?« Vom Ober bekam er zu hören, dass er nur einen besonders guten Appetit gewünscht habe.

Die Beilagen mundeten deutlich besser als die rundlichen, dick panierten Scheibchen, die in Wirklichkeit nach gar nichts schmeckten. Dafür waren sie ungeheuer preiswert...

* * *

Walter Cunningham war genau der Richtige für die Aufgabe, die anstand. Die Amerikaner gaben sich unbeeindruckt. Offizielle Stellen, wurden sie denn zu den Welfare-Rebellen gefragt, gaben sich ahnungslos, nahmen sie nicht ernst oder machten sich lustig über sie.

Bei CIA und NSA liefen die Aktivitäten aber auf Hochtouren und zwar unbemerkt von all den US-SPYs und US-MILs. Cunningham selbst war es, der den Präsidenten darauf hingewiesen hatte, dass beide Dienste und mit Sicherheit auch das FBI längst von den Rebellen ausspioniert wurden.

»Mr. President«, eröffnete der Geheimdienstler seine Ausführungen gleich im ersten persönlichen Telefonat. »ich weiß nicht, wie sie es machen, aber die Aufständischen müssen über Technologien verfügen, von denen die Amerikaner keine Ahnung haben und anscheinend auch noch sonst niemand auf der Welt.«

Die Unterredung fand unter höchst seltsamen Umständen statt. Beide Gesprächsteilnehmer lagen nämlich zu nachtschlafender Zeit in ihren Betten, hatten sich die Decken über den Kopf gezogen, hatten Stöpsel in Ohren, über die sie scheinbar Einschlafmusik hörten und murmelten in ein winziges, verstecktes Mikrofon.

Cunningham berichtete seinem Präsidenten und obersten Auftraggeber, dass sämtliche Berichte, die die Geheimdienste von den Rebellen-Gebieten gesammelt hatten, folgende Schlüsse erzwangen:

Vor der Übernahme eines Staates kannten die Rebellen sämtliche Vorgänge, die öffentlichen wie die geheimen.

Sie kannten sämtliche Personen des öffentlichen Lebens, Politiker wie Unternehmer und alle interessanten Figuren.

Diese Personen wurden rund um die Uhr beobachtet, das gesamte Militär und Geheimdienste jedweder Couleur eingeschlossen, weshalb auch bei der jetzigen Besprechung diese übergroße Vorsicht nötig war.

Nun musste der Präsident doch lachen. »Sie glauben also, die Rebellen haben Kameras und Mikrofone hier in meinem Schlafzimmer?«

»Kameras und Mikrofone sind das eben nicht, Mr. President, die hätten wir längst aufgespürt. Etwas ganz anderes muss es

sein. Ich habe mich bei unseren Physikern erkundigt, die etwas von Strahlung und Energiefeldern faselten, aber zugeben mussten, dass sie keine Ahnung haben.«

Dem Präsidenten verging das Lachen. Er musste also davon ausgehen, dass jeder seiner Schritte überwacht und kontrolliert wurde. Doch Cunningham war noch nicht am Ende seiner Ausführungen.

Denn der Agent war sich sicher, dass die Welfare-Typen eine genau so effektive Möglichkeit hatten, in jedes noch so gesicherte Gebäude einzudringen, als könnten sie durch die Wände gehen – oder schweben, verbesserte er sich.

»Und wenn ich ganz ehrlich bin, Mr. President, dann glaube ich, dass sie das wahr machen können, was man bisher nur aus Science Fiction kennt. Sie können sich hinbeamen, wohin immer sie wollen.«

Dem Präsidenten stieg schon wieder Heiterkeit ins Gemüt. Doch drängten sich ihm automatisch Filmaufnahmen von den Rebellen auf, die wie von Geisterhand inmitten von Hochsicherheitszonen schalteten und walteten, wie sie wollten. Es wurde nichts mit einem neuen Lachanfall.

Als nächstes ließ sich Cunningham über das Waffensystem der Welfare-Rebellen aus. Auch hier mussten sie etwas besitzen, was es in dieser Art anderswo noch nicht gab. Sie konnten damit jedwede Person betäuben, aber Umbringen war anscheinend nicht ihre Strategie. Sie konnten jede Regierung festsetzen wie sie wollten, die Staatsmänner und Minister anklagen und der Lächerlichkeit preisgeben.

»Und Sie wollen mir jetzt erzählen, dass sie das auch bei mir und Ihnen schaffen werden.«

»Das werden sie und es wird nicht mehr lange dauern. Indien, Süd- und Mittelamerika und Neuseeland haben sie unter ihrer Kontrolle, und das sind keine Bananenrepubliken. Sie sind ja allesamt schon Welfare-Staaten, an denen sie geübt haben, so scheint es mir. Jetzt ist Europa dran. Mit Slowenien, Ungarn und der Tschechei haben sie angefangen. Schätze, dass Griechenland und Polen folgen werden, dann kommen Italien, Spanien und Frankreich. Deutschland werden sie sich bis zum Schluss aufheben.«

Cunningham machte eine Pause. »Sie sagen ja gar nichts mehr?«

»Ja, hm, was denken Sie, wann wir dran sind?«

»Russland, China und die USA sind wahrscheinlich die letzten drei Ziele. Ich denke, wenn Kanada übernommen ist, sind wir an der Reihe.«

»Und das soll reibungslos gehen? Nicht einmal ich traue mich ja, mich einfach so mit China oder Russland anzulegen.«

»Bisher ist es immer so gelaufen, ohne eine einzige Ausnahme. Die Rebellen verfügen anscheinend über eine riesige Armee hoch ausgebildeter Soldaten oder Kämpfer, vielleicht Guerillas oder wie auch immer man sie bezeichnen soll, und ausgezeichnete Strategen.

Wieder eine längere, nachdenkliche Pause.

»Ich glaube, Herr Cunningham, Sie würden mich nicht anrufen, wenn Sie nicht einen Ausweg wüssten, dafür kenne ich Sie zu gut.«

»So ist es, aber wir müssen vollkommen neue Wege beschreiten. Wir werden nicht oft kommunizieren können. Diesen Weg heute halte ich für sicher, aber wir dürfen ihn nicht überstrapazieren.“

In der nächsten halben Stunde besprachen Präsident und Geheimdienstchef die Einzelheiten. Geld sollte keine Rolle spielen, auch wenn die Maßnahmen riesige Mengen verschlingen würden. Es müsste eine vollkommen neue Struktur geschaffen werden, abseits jeglicher Verbindungen, die die Dienste derzeit unterhielten. Ein neues Agentennetz müsste unter Hochdruck aufgebaut werden. Nicht einmal die Finanzierung dürfte über den üblichen Weg erfolgen, per Überweisung oder mit den bisherigen Boten.

Der Präsident segnete alles ab, alles. In dieser Nacht konnte er nicht mehr schlafen. Vielleicht wäre es ihm besser gegangen, hätte er gewusst, dass das Team US-SPY-I, das ihn mit insgesamt sechs Kocher-Klonen pausenlos überwachte, keinen Verdacht geschöpft hatte. Dass er mit Ohrhörern im Bett lag, war keine Besonderheit, die Amis benutzten oft akustische Einschlafhilfen, die einen über Lautsprecher, die anderen eben mittels I-Pad, Smartphone, MP3-Player und was auch immer.

* * *

Nachdem sich das Radfahren für Undici nach und nach von einer Strapaze hin zu einem gemäßigten Ausdauertraining entwickelt hatte, begleiteten ihn die Erinnerungen. Er fuhr nicht nur die selbstgewählte Strecke ab, sondern begab sich schon seit geraumer Zeit auf eine Reise in seine Vergangenheit. Die gleichmäßige Bewegung und die leise, langsame Fortbewegungsart bescherten ihm einen fast meditativen Abstand zur Gegenwart. In aller Ruhe konnte er die Ereignisse an sich vorbeiziehen lassen, sie gleichzeitig analysieren, sich ohne Zeitdruck eine Strategie ausdenken und zusätzlich über Alternativen nachdenken, sollte alles nicht so klappen wie geplant.

Die Freundschaft, die sich zu Lasse entwickelt hatte, beeinflusste Undicis Betrachtungsweise. Die fröhliche Lebensart dieses Schweden, seine Tatkraft und sein Optimismus entspannten Undici. Erst durch ihn nahm er wahr, wie verkrampft er daran gegangen war, Pläne zu schmieden.

Alleine er war übrig geblieben von Millionen von Klonen. Es hätte ihn eigentlich ganz und gar nicht geben dürfen. Doch er war da, und er hatte eine Aufgabe. Seine ganze Hoffnung fußte darin, zu Dipu zu kommen und sich über sie ein Palmi zu verschaffen. Folgende Schritte würden folgen müssen:

- Palmis verdoppeln,
- Verdoppler verdoppeln,
- sich selbst vervielfältigen,
- Sicherheitskopien aktivieren,
- möglichst Spiekenagel nochmals reaktivieren,
- versteckt bleiben, bis sein neues Heer zuschlagen kann,
- die Crumbs und Cunninghams ausschalten,
- verhindern, dass solche Leute jemals wieder das Sagen haben werden,
- Dipu um Mithilfe bitten.

Dipu, Undicis Dipu. Undici verzehrte sich nach ihr, spätestens immer dann, wenn er ihren Rat vermisste. Ohne sie wäre er nicht hier, ohne sie wäre alles ganz, ganz anders verlaufen. Ohne sie hätte er sich niemals gegen den Master gewandt und ohne sie hätte er sich in keinen anderen Menschen hineinversetzen können. Er hätte sich in seiner wildesten Fantasie nie ausmalen

können, wie sich die Ereignisse abgespielt hatten, von denen er später erfuhr, so aber konnte er sie wie einen Film vor seinem geistigen Auge sehen – wie das, was sich vor genau dreizehn Jahren in den USA zugetragen hatte.

* * *

Washington D.C., 13 Jahre zuvor

Cunningham war zufrieden, jetzt konnte er loslegen, aber eigentlich hatte er längst begonnen. Bereits vor acht Jahren hatten ihn die Vorkommnisse auf der kleinen Insel Niue irritiert mit dieser Seuche, einer unbekanntenen Seuche, wegen der niemand mehr die Insel betrat. Nach seiner Ansicht war da etwas faul, sehr faul.

Der Fall Tuvalu war noch mysteriöser. Ein Luftwaffengeschwader von fünfzig Maschinen verschwindet und der Zerstörer Powder wird beschlagnahmt, einfach so? Dass die Briten das nicht an die große Glocke gehängt haben wollten, verstand er durchaus, nicht aber, dass die Weltöffentlichkeit die Ausbreitung der Welfare-Rebellen einfach so hinnahm, über Madagaskar, Haiti, Guatemala, Mali, Grönland – und fast eine Posse: der freiwillige Anschluss Islands.

Nichts und niemand schien den Rebellen Einhalt gebieten zu können. Alle größeren Staaten ignorierten sie selbstherrlich, bisher auch die USA mitsamt ihrem Präsidenten. Doch dem hatte er jetzt endlich die Gefahr deutlich machen können.

Alleine dazu musste Cunningham ungewöhnliche und verschlungene Pfade benutzen, hauptsächlich Zettelchen, wie Schüler sie sich bei Klassenarbeiten zusteckten, aber nicht einfach Zettelchen, sondern Informationen auf Tempotaschentüchern, Servietten, Toilettenpapier und ähnlichen unauffälligen Alltagsgegenständen, bei denen die Überwacher keinen Verdacht schöpften. Die Nachrichten durften nicht einmal schwarz auf weiß aufgebracht sein, denn Cunningham konnte sich vorstellen, dass die Kontrolleure selbst den Schriftverkehr mitlasen, also verwendete er blassestes Grau, das sich kaum vom Hintergrund abhob.

Es war nicht einfach, das System einzuführen, aber es klappte. Putzfrauen wurden mit Sicherheit nicht überwacht und genau die wurden zu den wichtigsten Boten, weil sie überallhin Zugang hatten.

Der Präsident war allerdings anfangs verwirrt über Servietten, die Mitteilungen enthielten, aber er hatte den Wink seines Sicherheitsberaters verstanden, der ihm empfahl, doch einmal darauf zu achten, wie kunstvoll die Kantine sie in letzter Zeit faltete.

Dann ging alles seinen geplanten Gang. Der Präsident hatte plötzlich die Gewohnheit, in der Einschlafphase Musik zu hören, aber was er hörte, war nun oft genug das Zwiegespräch mit seinem obersten Geheimdienstler. Nach wenigen dieser Informationen konnte er sicher sein, dass Cunningham recht hatte und beglückwünschte sich zu diesem Mann.

Für Cunningham war auffällig, dass es nirgends inneren Widerstand gegen den Staatsstreich gab, im Gegenteil. Nach wenigen Wochen wurden die Rebellen als Helden gefeiert, als Wohltäter, als Retter, die anscheinend unerschöpfliche Quellen hatten, die Bevölkerung mit materiellen Vergünstigungen zu verwöhnen. Wie bei den alten Römern gab es Brot und Spiele.

* * *

km 1790: Weg nach Belovo

Undici wurde sich immer sicherer, dass seine Strategie Erfolg haben könnte, sie musste Erfolg haben, auch langfristig. Dazu reichte es nicht, Crumb und Cunningham und ihre Gefolgschaft einfach wieder abzusetzen.

Bedrohlich ist der Mensch selbst, Machtstreben und Aggressionen sind Teil seiner emotionalen Ausstattung, die oft genug mit den Wünschen des Mitmenschen kollidiert. Streit und Reibereien gehören zum Miteinander. Formen zu entwickeln, die Konflikte friedlich zu lösen, würde ein Forschungsgebiet werden, in das viel Energie gelegt werden sollte, eines mit oberster Priorität, das wichtiger sein sollte als die Besiedlung von Mond und Mars.

Des Menschen Aggressivität ist umso zerstörerischer, je mehr materielle Mittel er dafür zur Verfügung hat. Selbstverständlich kann er auch mit bloßen Händen jemanden umbringen, in der Regel der Stärkere den Schwächeren, hat er aber einen Stein, gelingt ihm das viel leichter und mit einer Keule erst recht. Mit Schwert, Speer, Pfeil und Bogen hat er schon ausgemachte Mordinstrumente, Feuerwaffen ermöglichen ihm das Killen auf große Distanz und Raketen und Bomben schaffen Zerstörung in riesigem Umfang.

Zweifel stellten sich ein bei Undici. Jahrtausendlang hatte der Mensch gleich reagiert, sich bekriegt, Völkermorde begangen, sich gegenseitig ausgelöscht. Die Aggressiven waren die Bestimmer und die Gewinner. Die Friedlichen waren friedlich, es lag ihnen fern, andere beherrschen zu wollen, und deswegen kämpften sie nicht, sie litten. Leute wie Crumb würde es immer geben. Wer sollte sich ihnen entgegenstellen? Würden einige Jahre Forschung genügen, dieses Problem zu lösen?

Undici geriet in einen inneren Konflikt, den er zum Glück nicht hier und nicht heute lösen musste. Ihm war klar, dass er, sollte er erfolgreich sein, in der Lage wäre, die Machtmenschen zu identifizieren und sie auf ihre eigene Art kaltzustellen. Zugleich wollte er nicht der Aufpasser seiner Mitmenschen werden, ganz im Gegenteil sollte sich unter den Libertés der freie Geist einer freien Menschheit unbeeinflusst entfalten können.

So wichtig es Undici einerseits war, sich in diesem wichtigen Punkt Klarheit zu verschaffen, so bewusst war ihm andererseits auch, dass ein Schritt dem anderen folgen musste. Seine Planung fußte auf der Vorstellung, eine neue Übermacht von Libertés zu schaffen. Konnte er alleine das bewältigen? Spiekenagel an seiner Seite würde eine riesige Hilfe werden. Undici sträubte sich gegen den Gedanken, der schon ein paarmal in ihm aufgekeimt war: Sollte er nicht versuchen, auch den Master zu reaktivieren, falls das möglich wäre, und für sich zu gewinnen? Er wollte die Idee verwerfen, aber sie drängte sich ihm immer wieder auf.

* * *

Washington, D.C., 13 Jahre zuvor

Der Geheimdienstchef hatte den Präsidenten längst nicht über alles informiert. Seine Bemerkung über die Materialisierung war nicht nur so dahingesagt, sie war seine Theorie, die durch alle bisherigen Beobachtungen gestützt wurde. Cunningham war sich sicher, dass die Rebellen über einen unglaublichen Vorsprung in der Kerntechnologie verfügten gegenüber allen anderen Wissenschaftlern weltweit.

Alles sah danach aus, als wären sie in der Lage, Materie beliebig entstehen zu lassen, und zwar nicht nur totes Material, sondern auch biologisches – Pflanzen, Tiere. Damit konnten sie die Bevölkerung unbegrenzt mit Nahrung versorgen. Sie konnten sogar Menschen erzeugen, einfach verdoppeln, wenn sie wollten und diese Verdopplungen an jedwedem Ort entstehen lassen, zum Beispiel in den bestgesicherten Arbeitsräumen von Politikern.

Des Weiteren besaßen sie Waffen, die Materie in Bruchteilen von Sekunden auflösen konnten, Menschen eingeschlossen. Diese Materie und diese Menschen waren nicht einfach zerstört, sondern wurden an einem anderen Ort, z. B. mitten in einem Gefängnis, wieder materialisiert, sodass die Rebellen die Staatsmänner als politische Gefangene vorführen konnten.

Zwischendurch fragte Cunningham sich selbst, ob seine Fantasie nicht mit ihm durchgehe, aber dann bestätigte er sich nochmals, dass alles genau auf diese Art einen Sinn ergab. Nicht zum ersten Mal hatte er bei der Suche nach einer Lösung die üblichen Denkstrukturen verlassen, mit seiner Vorstellungskraft gedacht und nicht mit seiner Logik. Er konnte beliebig von herkömmlichen Mustern abweichen, was ihm schon viele Erfolge beschert hatte, die keiner für möglich gehalten hätte.

Cunningham hatte weiter geforscht und sich in Kreisen der Kernforscher umgehört, weniger was deren Fachwissen betraf, eher interessierte er sich für Klatsch und Tratsch, der auch unter ihnen kursierte. Irgendwann fiel dort der Name Kocher, immer verbunden mit einer Mischung aus Hochachtung und Abwertung. Vor vielen Jahren schon war dieser komische Kauz von der Bildfläche verschwunden. Man hatte ihn aus dem Wissenschaftsbetrieb hinausgetrieben.

So jemand sollte sang- und klanglos das aufgegeben haben, woran sein Forschergeist hing?

Der Chefspion sammelte alle erreichbaren Informationen über diesen Kocher im Bewusstsein, dass dieser oder die Seinen ihn längst im Visier hatten, aber nicht umsonst war er Geheimdienstler. Kryptisch verschlüsselt in Alltagsmitteilungen gab er Anweisungen und bekam die Ergebnisse als langweilige Post zugestellt, in Reklamebroschüren oder in die aktuelle Tageszeitung eingedruckt.

Bald hatte er ein Bild von Kocher, vom Phänomen Kocher, denn er selbst war verschwunden. Seine Villa in Berlin-Grunewald stand längst leer, von einem Hausmeisterdienst vor Zerfall und Vandalismus bewahrt. Doch das Bild war nicht nur bildlich zu sehen, denn Cunningham hatte eine genaue Vorstellung von Kochers Größe und Statur, Gewicht, Haarfarbe und einer Reihe seiner Gewohnheiten.

Damit gelangte der Gedankentüftler an den nächsten Punkt seiner Überlegungen: Sahen all diese Rebellen nicht auffällig gleichartig aus, mit gleichem Erscheinungsbild, gleichem Bewegungsmuster und gleichen Stimmen? Die Masken konnten ihn nicht täuschen, ihn nicht. Dass manche etwas größer oder kleiner, dicker oder dünner waren, durchschaute er sehr schnell als Unterschiede in den Absätzen und in der Kleidung.

Cunninghams Gegner war der Kernphysiker Konrad Kocher. Es war der Kernphysiker in vervielfältigter Ausführung, einem Heer von Kochers stand er gegenüber, einem Heer mit überragenden Waffen und einer überragenden Technologie. Konnte er dagegen eine Chance haben?

Brot und Spiele, der Vergleich mit den Römern, traf er nicht auch auf diesen Punkt zu? Die Römer waren in der Lage, aufgrund ihrer überlegenen Waffensysteme und militärischen Strukturen fast ganz Europa, Nordafrika und den vorderen Orient zu überrennen, und jetzt hatte es ein einziger Kocher geschafft, die Hälfte der Welt an sich zu reißen. Es gab keine Hinweise darauf, dass zu den Welfare-Rebellen andere Personen gehörten als seine eigenen Vervielfältigungen.

Wieder einmal war ein Deutscher Cunninghams Gegner. Cunningham hasste die Germans. Er bezeichnete sie gerne als Germ-Men – Keim-Menschen, sie schienen überflüssiges Ungeziefer, aggressive, tödliche Mikro-Bestien zu sein. Nie hatte er

begriffen, warum man nach dem Zweiten Weltkrieg mit diesen menschlichen Ungeheuern nicht genau das Gleiche gemacht hatte wie diese zuvor mit den Juden. Moralisch hätten sich die Siegermächte dabei nichts vorwerfen müssen.

* * *

km 1797: Belovo

Der Weg, nach Belovo führte die Radler zunächst leicht bergan. Bald stießen sie auf das Flüsschen Maritza und von da ab ging es wieder sacht bergab.

Lasse berichtete, dass eine Zeit kam, wo sein Vater immer vergesslicher wurde. Er vergaß Termine und ruinierte Aufträge, merkte es selbst und war dabei rat- und hilflos. Beim Arzt war er in seinem ganzen Leben fast nie, doch jetzt drängten ihn alle, die ganze Familie, dazu. Also ging er zuerst zum Hausarzt und dann zum Neurologen. Es war, was alle fürchteten: Der Opa hatte ihm die Demenz vererbt.

* * *

Baltimore, 12 Jahre zuvor

Was war das für ein blöder Mist, wo war er hier? Es war eindeutig ein Krankenhaus, denn verschwommen erkannte HU-SCI-III-28 Infusionsschläuche, die zu seinem Hals führten. Er fühlte sich matt, schlapp und müde, trotzdem wollte er sich ein bisschen bewegen. Doch seine Hände waren angebunden, festgezurr an diesem blöden Bettenrahmen, die Beine auch. Warum war er gefesselt?

Er hatte seine Arbeit in Ungarn gemacht, eigentlich recht gut sogar, genau nach den Instruktionen HU-I-1's. Mit III-32 zusammen war er dabei, den schon 2048sten Produktor aufzustellen und er hatte zwei Wochen ohne Unterbrechung geschuftet. Als der Kasten stand, war bei ihm der Punkt erreicht, wo er merkte, dass er nicht mehr konnte. Er brauchte eine Pause.

»Bin mal kurz weg«, hatte er zu 32 gesagt und wollte einfach ein paar Kilometer durch die Natur joggen. Er wusste, morgen käme Szegedin, die letzte, größere Stadt in Ungarn, die noch nicht versorgt war, an die Reihe, zusammen mit einem ganz neuen Team. Doch dann erst Dunkelheit und jetzt Dämmern und diese blöden Fragen.

Es war doch eigentlich klar, was Quantenverschränkung, Quantenkanal und Qubit sind, und so schwer sind doch die Quantenteleportation und Kristall-Verzwilligung auch nicht zu verstehen. Hatten die überhaupt Ahnung von der String- und M-Theorie? Das alles geschickt zu kombinieren war doch kein riesengroßer Schritt mehr. Man war längst über Einstein hinaus, der da noch von einer ›spukhaften Fernwirkung‹ gesprochen hatte. Schon Anfang der Zweitausender-Jahre hatte man mit verschränkten Photonen experimentiert und 2004 das Prinzip auf einzelne Atome übertragen. Vom Atom zu Gegenständen und Lebewesen, das war doch kein Wunder mehr.

Waren denn das alles Deppen hier, waren es überhaupt Kocher-Klone? Er konnte sie nur wie durch einen Schleier erkennen – eigentlich sah er immer nur eine einzige, verschwommene Gestalt.

Aber wehren konnte sich III-28 auch nicht gegen die Fragerei, ging sie ihm auch noch so auf den Geist. Missmutig beantwortete er Frage um Frage, bis er wieder in einen traumlosen Nebel versank.

Der Frager war Psychologe Miller in den Diensten der CIA. Ursprünglich war er ein ganz normaler Psychotherapeut, aber eines Tages erschien ein Patient bei ihm und die Therapie verlief vollkommen anders, als er je erwartet hätte. Der Klient outete sich sofort als verdeckter Ermittler, extrem verdeckter Ermittler einer Gruppe, die offiziell nicht existierte, weil die USA längst von einem mächtigen Gegner ausspioniert wurden.

Als der Name ›Welfare-Rebellen‹ fiel, lachte Miller laut los, aber am Ende der Therapiesitzung lachte er nicht mehr und nach der fünften Sitzung war er Mitarbeiter, schon einen Monat, bevor HU-SCI-III-28 gefangen genommen wurde. Doch er brauchte die Vorlaufzeit, um den Plan zu verstehen und sich auf seine Aufgabe vorzubereiten. Derweil traf der Geheim-Geheimdienst seine Vorbereitungen, um eines Kocher-Klons habhaft zu werden. III-28 war ideal, er stammte aus der Wissenschafts-

Fraktion und sollte sein Team wechseln, sodass sein Verschwinden nicht auffallen würde, hoffentlich.

Cunningham hatte meisterlich gearbeitet. Sein Netz war perfekt mit Hunderten unscheinbarer Mitarbeiter, von denen nicht einer Verdacht erregte. Der Chef-Spion wusste, dass sonst alles auffliegen würde und das das Ende der freien Welt wäre.

Sein größter Erfolg war das Kidnapping des Ungarn-Klons und sein zweitgrößter die Wahl Millers als Befragter, eines Mannes, der sich einerseits mit NLP und suggestiven Methoden auskannte, andererseits mit medikamentös gestützter Psychotherapie. Dabei war ihm der Umgang mit Thiopental vertraut, einem uralten Schlafmittel, das aber immer wieder seine Dienste als Wahrheitsserum tat.

Schon seit einem Vierteljahr wurde HU-SCI-III-28 ausgefragt. Er lag auf einer Intensivstation des Johns-Hopkins-Hospitals in Baltimore, wurde fast durchweg im künstlichen Dauerschlaf gehalten, künstlich ernährt und hatte einen Blasenkatheter. Krankenschwestern mussten sich um die Darmausscheidungen kümmern und ihn zur Vermeidung von Druckgeschwüren regelmäßig umlagern. Physiotherapeuten kneteten ihn täglich durch und bewegten sämtliche Gelenke, damit sich keine Kontrakturen bilden konnten. Dabei war noch gar nicht klar, ob man den Gefangenen überhaupt noch brauchen würde, wenn man alles aus ihm herausgequetscht hatte und ob man eine Leiche mit oder ohne Kontrakturen beseitigte, war vollkommen gleichgültig.

Bei der Befragung wurde die Dauerversorgung mit dem Barbiturat so weit reduziert, dass der Klon verstehen und antworten konnte. Die Fragen stellte Miller alleine, niemand sonst war während dieser Zeit mit im Krankenzimmer, aber zwei Kameras übertrugen seine Antworten in einen riesigen Saal voller Wissenschaftler. Die trauten ihren Ohren nicht bei dem, was sie hörten, und nicht wenige wollten anfangs ihre Mitarbeit sofort wieder aufkündigen, weil sie überzeugt waren, hier einem vollkommen Verrückten zuzuhören. Doch mit jeder neuen Befragung wurden die Vorgänge plausibler und die Fakten konnten nicht mehr geleugnet werden. Cunninghams Theorien wurden bestätigt, bewahrheiteten sich unumstößlich. Mancher von den Kernphysikern war beschämt, dass ein Geheimdienstler den Schleier gelüftet hatte und nicht er selbst.

Die Erkenntnisse wurden mit einem Eifer umgesetzt, der echtem, amerikanischem Pioniergeist entsprach. Erste Apparate wurden gebaut, auch über die Gucklöcher verfügte Cunningham und seine Crew bald und von da an war alles ein Kinderspiel. Das Ziel, selbst Verdoppler zu bauen, gab man bald wieder auf, denn Cunningham hatte es geschafft, ein einziges Palmi entwenden zu lassen, mit dem er alles verdoppelte, was er brauchte. Das gestohlene Palmi selbst war das erste, was der Mitarbeiter verdoppelte und zurücklegte, sodass der Diebstahl nicht auffiel.

Nun wurden Verdoppler verdoppelt, Gucklöcher verdoppelt, Energiefelder verdoppelt und die Guckloch-Aufspürer verdoppelt, ein Fest der Verdopplungen begann. Cunningham gab es bald in hundertfacher Ausführung und auch vom Präsidenten wurden ein paar Sicherheitskopien angefertigt.

Cunningham lachte sich ins Fäustchen. Alle Cunninghams lachten sich ins Fäustchen und die mittlerweile riesige Schar von Mitarbeitern. Sie hatten nämlich herausgefunden, dass es eine Bewegung von Antirebellen gab. Sollten sich doch diese Idioten gegenseitig selbst den Garaus machen. Und dann wären Cunningham, sein Präsident und letztlich die gesamte USA lachender Dritter.

Den Geheim-Geheimdienst S-CIA – Secret-Central-Intelligence-Agency – erfreute besonders, dass die Antirebellen un-auffindbare Gucklöcher entwickelt hatten.

Und die hatten sie selbst jetzt auch.

* * *

km 1807: Semchinovo

Eigentlich wäre es ein Klacks gewesen, bis Pasardschik zu radeln, zumal der Weg eben war, sogar mit leichter Abwärtstendenz, aber bei Lasse eierte das Vorderrad plötzlich – mehrere Speichen waren gerissen. Bis zum nächsten Ort waren es noch mindestens zwanzig Kilometer, trotzdem blieb nichts anderes übrig, als dorthin zu marschieren. Auch hier war der Verkehr spärlich. Ein Pickup näherte sich hupend, Lasse machte Hand-

zeichen, dass er anhalten möge, doch er rauschte vorbei. Die Männer schoben eine Weile weiter und kamen zu einem Abzweig ›Semchinovo‹. Soweit man das von der Landstraße aus sehen konnte war es kein großer Ort, vielleicht ließen sich dort aber ein paar Speichen auftreiben.

Auf halber Strecke kamen Lasse und sein Freund zu einer illegalen Müllhalde, auf der auch ein altes Fahrrad herumlag, ziemlich ramponiert, die Räder und Felgen verbeult, aber die Speichen hatten zufällig die richtige Länge.

Es erforderte einiges an Fummelei, doch Lasse konnte seine gebrochenen Speichen ersetzen.

Nach diesem Erfolg gönnten sich die Freunde ein schlichtes Essen in der einfachen Gastwirtschaft. Ob es Hammelhoden gab, konnten sie nicht feststellen, die Karte war nur in Kyrillisch geschrieben. Nach ihrer Bestellung mittels Handzeichen bekamen sie ein schmackhaftes, fleischlastiges Essen.

* * *

Weltweit, 12 Jahre zuvor

Im Wochentakt fielen die Länder. Süd- und Mittelamerika waren übernommen, Afrika komplett, der Nahe Osten, ganz Asien südlich von China. Auch Europa lag in der Hand der Rebellen, nur Frankreich, Deutschland und Russland waren noch eigenständig.

Die französische Regierung versuchte, ihre Bevölkerung gegen die Aggressoren einzustimmen, die Vorteile der Demokratie wurden beschworen, Menschenrechte und Gerechtigkeit gepriesen.

Sie erntete dafür Hohn und Spott, die Franzosen fieberten mittlerweile der Machtübernahme freudig entgegen. Die Errungenschaften, die die ›Fremdherrschaft‹ mit sich brachte, waren zu verlockend.

Als der Tag X kam, fanden sich beinahe sämtliche Politiker wie von den Welfarern verlangt im Palais Bourbon, dem Sitz der Nationalversammlung, ein. Kampflös übergaben sie die Regierungsgeschäfte, wie es fast allen Staaten in den letzten Monaten abgelaufen war. Ein paar wenige unverbesserliche Widersacher

wurden gedemütigt vorgeführt, kein Versteck, kein Trick konnte sie schützen.

Während der Fernsehübertragung der Machtübernahme geschah etwas vollkommen Unerwartetes.

* * *

km 1828: Pasardschik

Undici fühlte sich gut dabei, hier im Schatten zu sitzen, sich satt essen zu können, den Durst zu stillen. Wieder einmal hatten Lasse und er eine Schwierigkeit gemeistert. Die Stimmung der Radwanderer war entspannt, Undici hing seinen Gedanken nach und die beschäftigten sich, wie schon vor der Panne, mit Frankreich. Alles andere als beruhigend waren seine Erinnerungen. Da er sie jedoch für sich behielt, begann Lasse, wieder von seinem Vater zu berichten und Undici hörte gerne zu.

Im Betrieb ging es in diesem Zustand nicht weiter, das sah sogar der alte Herr ein, als er noch einigermaßen klar war. Eines Tages bat er seinen Sohn, den Betrieb zu übernehmen, obwohl es ihm sichtlich schwer fiel. Lasse lehnte ab mit den Worten: »Das kann nicht gut gehen zwischen uns.« Der Vater flehte seinen Sohn aber regelrecht an und versprach, sich sofort komplett aus der Firma zurückzuziehen.

Lasse willigte ein und der Vater hielt Wort. Er bekam Medikamente, erstaunlicherweise nahm er sie auch und so schritt sein Abbau langsamer fort. Vielleicht wäre es noch eine Weile gegangen mit ihm als Chef. Für Lasse war erstaunlich, wie konsequent sein Vater sich aus dem Laden heraushielt, der doch sein Lebenswerk war und das seines Vaters und Großvaters. Gelegentlich besuchte er die Hallen, sah sich interessiert um und gab zur Verwunderung Aller fast nur positive Kommentare ab. Die Neuerungen gefielen ihm, wie er sagte, und manchmal äußerte er: »Dass ich da nicht selbst drauf gekommen bin...«

Samstagnachmittag hatten die Freunde Pasardschik erreicht, eine Stadt mit einer wechselvollen Geschichte, die fünfhundert Jahre zum Osmanischen Reich gehörte, wovon noch vier Mo-

scheen noch zeugen. Vor dem Uhrenturm aus dem 17. Jahrhundert wandelten sich die Radler in das Musik-Duo und spielten die Kosten für eine Pensionsübernachtung ein, und weil es so gut lief, wiederholten sie ihren Auftritt am Sonntag, an dem die Zuhörer sogar noch spendabler waren.

* * *

Paris, 11 Jahre zuvor

Die Kameras konnten gar nicht richtig erfassen, wie es im Plenarsaal urplötzlich von Unmassen weiterer Rebellen wimmelte, nur trugen die keine schwarzen, sondern blaue Sturmhauben. Sie schienen wie hineingezaubert in diesen riesigen Saal. Die eine oder andere Kamera erfasste den Moment, als sie aus dem Nichts entstanden; es war als ob sie in den Film hineingeschnitten worden wären. Die Blaumützen richteten kleine Geräte, nicht größer als ein Handy, auf die Rebellen mit den schwarzen Masken, und die waren unmittelbar darauf verschwunden.

Nachdem kein schwarzer Haubenträger mehr zu sehen war, schritt einer der Blauen zum Rednerpult und richtete kurz die Mikrofone ein.

»Liebe Bürger Frankreichs«, begann er. »Ich spreche zu Ihnen und ich spreche zu der ganzen Welt. Es haben sich in den letzten Monaten Dinge ereignet, die Sie alle beunruhigen mussten, und die sich noch vor wenigen Jahren niemand vorstellen konnte. Die sich selbst so nennenden ›Welfare-Rebellen‹ haben die Welt überrannt und beinahe alle Staaten der Erde an sich gerissen. Es ist nicht so, dass sie der Menschheit Unglück und Übel gebracht hätten, aber es ist unzulässig und spottet dem menschlichen Geist, dass die Verbesserungen freien, denkenden menschlichen Wesen aufgezwungen werden. Die ›Welfare-Rebellen‹ verfügen über immense technische Möglichkeiten, die sie sich zunutze machen, um die Menschheit zu unterwerfen.

Wir, die Blauen, verfügen über eben diese Technologien und auch wir wollen sie der Menschheit zugutekommen lassen. Ein Stück weit sind wir sogar den Rebellen voraus, sonst hätten wir sie heute nicht überwältigen können. Wir wollen aber nicht die Macht an uns reißen, sondern die Menschheit soll sich weiter

selbst regieren und selbst verwalten. Wir werden sie von der Entmündigung befreien und nennen uns deshalb Libertés – die, die die Freiheit bringen!«

Der Sprecher der Blauen sah sich im Saal, in dem es mucksmäuschenstill war, um und ließ seine Rede wirken. Mancher der Anwesenden und viele vor den Fernsehgeräten begriffen, was das bedeutete: In Frankreich, dem Land der Französischen Revolution, der Wiege von Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit, sollte ein neues Kapitel der gerade erst begonnenen Ära des allgemeinen Wohlstandes aufgeschlagen werden. Wohlstand plus Freiheit stand bevor, nicht Wohlstand unter Abschluss der Freiheit.

Der Blaue setzte seine Rede fort.

»Mein Name ist Konrad Kocher. Ich bin Kernphysiker, war lange Zeit am Hahn-Meitner-Institut in Berlin tätig, bis die Univerwaltung es vorzog, mich aus dem Forschungsbetrieb herauszunehmen und ich auf eigene Faust weiterforschte. Alles, was Sie hier sehen und in den letzten Monaten erlebt haben, ist das Resultat meiner Bemühungen. Ich und wir alle werden jetzt unsere Sturmhaube abnehmen und ich verspreche Ihnen eine Überraschung.«

* * *

km 1838: Ognyanovo

Weiter ging es in Richtung Plowdiw. Schon seit zwei Stunden begleitete die Mariza die Radfahrer; hier war sie zu einem richtigen Fluss angeschwollen. Bei Ognyanovo gab es eine Brücke, auf der die Radler eine Pause machten.

Während sie in das träge fließende Wasser blickten, sinnierte Lasse darüber, wie sich das Verhältnis zu seinem Vater entwickelt hatte. »Hätte mir das vorher jemand gesagt, ich hätte ihn für verrückt gehalten. Je mehr die Demenz fortschritt«, erinnerte er sich, »desto sympathischer wurde mir mein Alter, denn ich erkannte plötzlich seine menschliche Seite. Gleichzeitig forderte der Betrieb mich immer mehr, ich spürte den Stress, der auf einem lastet, wenn man die Verantwortung für fünfzig Angestell-

te hat. Künstlerische Ambitionen treten in den Hintergrund und die Tische, Stühle, Kommoden und Schränke müssen so aussehen, wie der Kunde es will, nicht wie der Schreiner.«

Undici blickte ihn an und lächelte verständnisvoll.

* * *

Paris, 11 Jahre zuvor

Weiter kam der Mann nicht, der sich als Liberté bezeichnete. Genauso, wie sich zuvor der Saal mit Blaumützen gefüllt hatte, waren jetzt wieder wie aus dem Nichts Männer mit schwarzen Sturmhauben aufgetaucht. Es waren sogar deutlich mehr als zuvor und auch sie hatten ihre kleinen Geräte, die sie auf die Libertés richteten, und in wenigen Sekunden sah man keine einzige blaue Haube mehr im Saal.

Einer der Welfarer erklimmte die Stufen hinauf zu der kleinen Redetribüne und ließ seinen Blick über den riesigen, halbrunden Saal schweifen, der Platz für fast fünfhundert Abgeordnete und zwei Ränge für Besucher und Journalisten hatte. Mindestens tausend Personen sah er sich gegenüber und unter denen erstarben allmählich die Unruhe und das Gemurmel.

»Bürger Frankreichs, Bürger der Welt«, begann er. »Was Sie gerade erlebt haben, das war der Versuch von unverbesserlichen Weltverbesserern, uns, die Welfare-Rebellen, auszuschalten. Doch genau wie wir jedweden militärischen Schlag gegen uns im Keim ersticken konnten, haben wir das auch mit diesen Abtrünnigen gemacht, mögen die Antirebellen sich noch so poetisch als ›Libertés‹ bezeichnen. Eine weitere Warnung an alle, die meinen, sich uns in den Weg stellen zu müssen: Dass Demokratie nicht funktioniert, weiß die Menschheit seit über zweihundert Jahren. Warum sollte sie funktionieren, nur weil plötzlich Wohlstand eingezogen ist? Wir, die Welfare-Rebellen, schenken der Menschheit den Wohlstand und werden weiter dafür sorgen, dass er auch gleichmäßig verteilt bleibt.«

Dann ging es weiter im *üblichen Geschäft*, die Staatsstrukturen wurden übernommen, Einkommen erhöht, Steuern abgeschafft, Freizeit aufgestockt.

* * *

km 1851: Stambolijski

In Stambolijski fanden die Radler einen weißen Springbrunnen, aus dessen Mitte heraus vier Pferde scheinbar aus dem Wasser springen wollten. Auf der Brunneneinfassung machten die Männer es sich gemütlich, aßen ein paar Energie-Riegel und stillten ihren Durst.

Undici kam die Szene aus Paris in den Sinn. Elf Jahre lagen diese Ereignisse zurück. Während sie hier gemütlich saßen, hatten sich die Ereignisse damals überstürzt. Erfolg und Misserfolg folgten Schlag auf Schlag, war eine Schlacht geschlagen, kam unmittelbar darauf der Gegenschlag. ›Wie bei den Punischen Kriegen‹, dachte Undici. Die Römer hatten Karthago besetzt, aber die Karthager wehrten sich, begehrt auf und hatten auch einige Erfolge gegen die Fremdherrscher. Diesen ersten Krieg verloren die Nordafrikaner und mussten die Römer weiter erdulden.

Aber während der antike Krieg 23 Jahre gedauert hatte, war ›Elfs Erster Punischer Krieg‹ die Sache einer halben Stunde gewesen. Noch dazu waren die Römer und Karthager eindeutig zu erkennen. Welfarer schwarz, Libertés blau, das war der einzige sichtbare Unterschied zwischen den konkurrierenden Klon-Armeen. Undici war sich bewusst, dass die Bevölkerung die Vorgänge kaum begreifen konnte.

Lasse ahnte nichts von den Erinnerungen seines Freundes, der sowieso nicht sonderlich viel von sich selbst sprach. Als Biologe hatte er sich bezeichnet, einen Lehrauftrag habe er in Dhaka, wo seine Freundin lebe, eine Hindufräulein. Ein Sabbatjahr habe er genommen, sich die Radtour auferlegt als Herausforderung und zur Selbsterfahrung. In diesem Punkt stimmte ihre Motivation

überein. Doch Lasse glaubte Undici nicht, was allerdings nicht seine Sympathie schmälerte. Der Deutsche war sehr an Lasses Person interessiert und an seinem ganzen Leben. Nicht dass er zwingend einen Beichtvater gebraucht hätte, aber Lasse spürte, wie gut es ihm tat, von sich zu erzählen.

»Es war ein Herbsttag«, griff Lasse das Thema Vater wieder auf. »Aufträge schneiten herein und viele Kunden wollten vor Weihnachten noch ihre Wunschmöbel gefertigt haben. Ich saß am Abend da, brütete über dem Auftragsbuch und überlegte, wie die Arbeiten an besten angegangen werden konnten.«

Erstaunlicherweise fühlte sich der Schreiner überhaupt nicht gestresst. Für ihn war es eher eine Art Tüfteln, Überlegen, wie man etwas am besten hinkommt, und das erinnerte ihn an die Harley. Wenn irgendetwas nicht stimmte, wollte er die Lösung möglichst selbst finden und nicht gleich zu Ulf rennen.

Allmählich schälte sich in Lasses Vorstellung konkret heraus, wer im Betrieb was übernehmen konnte, und er rechnete sich aus, dass sie so sogar noch Luft für zwei bis drei weitere Arbeiten hätten. »Und dann drängte sich mir der Gedanke auf«, fuhr er fort, »Mann, Lasse, du vergewaltigst ja das Holz!« Das war schon seltsam, fast als hätte eine innere Stimme es mir gesagt.«

* * *

Washington, D.C., 11 Jahre zuvor

Cunningham war ein bisschen enttäuscht. Den Angriff der Abtrünnigen auf die Rebellen hatte er erwartet, das hatte die S-CIA zuverlässig ausgekundschaftet, aber dass die Auseinandersetzung derart kurz war, hatte er nicht vermutet. Rebellen und Gegenrebellen hatten sich nicht wirklich dezimiert, im Gegenteil, von den Schwarzen waren nun noch mehr aufgetaucht.

Doch egal, sein Angriff würde effektiver werden. In einem sah er sich jedenfalls bestätigt: Kocher hatte sich geoutet. Schade, dass die Schwarzen verhindert hatten, dass er seine Eule auszog.

* * *

Während der Chefspion der USA diesen Gedanken nachhing, beglückwünschten sich der Master, die Urkos und alle Mitwirkenden des Gegenschlags zu ihrer Aktion. Ihren Erfolg verdankten sie im Wesentlichen der Spionagetätigkeit Dipus. Der Erste war ein Ehrenmann, der seine Versprechen hielt, wenn er diesen Klon auch noch so abscheulich fand und nicht nur abscheulich, auch brandgefährlich. Aber er würde ihn kaltstellen und von allen Aktivitäten abhalten, die jemals wieder gegen ihn selbst gerichtet wären.

Den abtrünnigen Operator ließ er in Dipus Wohnung in Dhaka materialisieren, wo beide unter Voll-Überwachung standen. Sollten sie doch glücklich werden, auch wenn der Master sich nicht vorstellen konnte, wie das gelingen sollte. Dipu würde nicht auf Dauer verbergen können, dass sie spioniert hatte. Den Schutz ihrer Familie als Motivation würde I-1 vielleicht nachvollziehen können, aber er würde zweifeln, ob es wirklich die einzige Möglichkeit gewesen war, die Frau Afsari hatte. Recht bald würde sich in dem Abtrünnigen riesige Enttäuschung breitmachen, da war der Erste sich sicher.

So überlegte der Urkoher. Ihm war nicht klar, dass Dipu-II und Elf kein Paar waren, dass ihr Zusammenleben gespielt war mit dem Ziel, ihn zu täuschen.

All die anderen dreihunderttausend Elfer jedenfalls waren gelöscht und blieben es, Sicherheitskopien hatte ihnen der Erste nicht zugestanden.

* * *

In der Großstadt Plowdiw kamen die Radwanderer am Dienstag an, für Undici war es die elfte Woche. »Der Elfer in der elften Woche«, dachte Undici. Zahlen hatten es ihm seit jeher angetan, aber diese Kombination ergab wirklich überhaupt keinen Sinn.

Viel konkreter war, was Lasse zu berichten hatte. Die Erkenntnis, dass er mittlerweile genau so arbeitete, wie er es nie anders bei seinem Vater erlebt hatte, rührte sein Innerstes an. Er war in einer besinnlichen Stimmung und ließ die Vorweihnachtszeit auf sich wirken. Er hatte es verstanden, sich ein wenig aus dem Alltagsstress herauszunehmen. Vielleicht war gerade das die Verfassung, in der eine solche Selbsterkenntnis möglich war.

»Ich klappte das Auftragsbuch zu, machte das Licht aus und ging zu Vater«, setzte Lasse seine Schilderung fort. »So ganz richtig bekam er den Tagesablauf gar nicht mehr mit, sonst hätte er sich gewundert, dass ich um diese Uhrzeit noch bei ihm aufkreuzte. Er wunderte sich auch nicht, dass ich ihn einfach wortlos in den Arm nahm und ihn an mich drückte. Es dauerte ein Weilchen, doch dann schloss er auch die Arme um mich und erwiderte meinen Druck. Mir liefen die Tränen, ich konnte gar nichts dagegen tun.

Eine Woche später starb der alte Herr. Ich war richtig, richtig traurig.«

Die Männer saßen vor der Kirche des Heiligen Ludwig. Auch Undici wurde es schwer ums Herz, aber in Lasses Augen funkelte bald schon wieder Unternehmungslust. Er stupste seinen Freund an: »Hol deine Mundharmonik raus und spiel ›Nobody knows!‹«

Undici tat wie geheißen und Lasse sang mit tiefer Inbrunst ›Nobody knows the trouble I've seen, nobody knows but Jesus.«

War es die besondere Umgebung, war es die Stimmung, die Lasses Gesang trug, war es sein Vater oder der besungene Jesus selber, was immer es auch gewesen sein mag: Gesang und Spiel bescherten den Freunden eine Rekordeinnahme, und weil sie an diesem Tag über fünfzig Kilometer hinter sich gebracht hatten, gönnten sie sich eine Nacht in einer Pension.

Am Mittwoch brachen sie erst am frühen Nachmittag auf, denn Lasse wollte es sich nicht nehmen lassen, das römische Amphitheater zu besichtigen.

* * *

Deutschland. Der Ablauf glich formal den Übernahmen zuvor. Kocher würde die gewählte Regierung absetzen, er hätte bald die Macht über seine Heimat. War es noch seine Heimat? Der Wissenschaftler horchte in sich hinein.

Geboren und aufgewachsen war er hier, das ja. Seinen Eltern hatte er wohl gewisse Schwierigkeiten bereitet, das war ihm nicht verborgen geblieben. Als Kind hatten sie ihn zu Psychiatern, Neurologen, Psychologen und letztlich nach Langenfeld geschleppt. Asperger war es, was man ihm anhängen wollte. Sollten die Erwachsenen denken, was sie mochten, Konrad war wichtig, dass man ihn gewähren ließ, dass man ihn in seiner Welt nicht störte. Die Umwelt betrachtete ihn als Außenseiter und auch er hatte sich nirgends wirklich zugehörig gefühlt. Mehr die Umgebungen hatten ihm etwas bedeutet, das Institut, die Villa im Grunewald und besonders seine hiesige Wirkungsstätte. Natürlich war er stets bereit, wenn die Umstände es erforderten, seinen Wohnort, seine Umgebung zu wechseln, richtig verwurzelt fühlte er sich nirgendwo.

Aber diese Überlegungen waren letztlich zweitrangig, sein Vaterland stand wie alle anderen Staaten auf der Liste seiner Eroberungen und war jetzt an der Reihe.

Deutschland. Kocher war gespannt, wie die Regierung reagieren würde und wurde tatsächlich überrascht, mäßig überrascht, genau genommen, denn seine SPYs wussten längst, wozu sich die Bundesregierung durchgerungen hatte.

Nach dem Ultimatum verbreiteten sämtliche Medien, dass das, was weltweit vorgefallen sei in den letzten Jahren, jetzt auch auf Deutschland zukomme. Das Ultimatum wurde kolportiert und gleichzeitig der Aufruf verbreitet, dass die Bevölkerung die Übernahme durch die Welfare-Rebellen akzeptieren solle. Die gesamte Regierung habe sich dazu durchgerungen, das Ultimatum anzunehmen und bot den Rebellen eine bedingungslose Übergabe und Zusammenarbeit an.

Anscheinend hatten auch die Leute, die an ihrer Macht klebten, eingesehen, dass jedweder Widerstand zwecklos war. Einen kurzen Moment dachte KoKo darüber nach, ob er seine ehemaligen Kollegen und den Dekan, die ihn von der Uni gejagt hatten, zur Rechenschaft ziehen sollte, aber diese Idee verwarf er beinahe so schnell wie sie ihm gekommen war. Das waren

doch sowieso alles Deppen, die ihm niemals das Wasser reichen konnten und die es doch überhaupt nicht wert waren, Emotionen an sie zu verschwenden. Und eine Emotion wäre das schon gewesen, oder wie sollte er Rache einordnen?

Wirklich fanden sich am fraglichen Montag sämtliche Abgeordneten im Bundestag ein und erwarteten die Rebellen. Diese materialisierten in einem Nebenraum und traten mit ihren schwarzen Sturmhauben Punkt 12 Uhr in den Plenarsaal. Ihr Sprecher ging zum Mikrofon und bedankte sich bei der Kanzlerin für die Kooperation. Zum allerersten Mal kam es zu einem Handschlag zwischen Führer und Regierungschefin. Wenig später gesellte sich jeweils ein Rebell zu seinem Minister beziehungsweise Abgeordneten und zusammen besprachen sie die Übergabe des jeweiligen Ressorts. Dabei legten die Aufständischen gleichzeitig fest, welche Kompetenzen die Politiker jeweils behalten durften, und das war beträchtlich mehr als bei den Staaten zuvor.

Wie bei allen Übernahmen begann sogleich die vielen Vergünstigungen. Die Bevölkerung war ja längst von den Abläufen in Nachbarländern informiert und viele Deutsche konnten es überhaupt nicht erwarten, endlich in den Genuss der Vorteile zu kommen. Die Rebellen wurden mit offenen Armen aufgenommen.

Konrad Kocher materialisierte sich in seiner Grunewald-Villa, die zum ›Headquarter Deutschland‹ umfunktioniert wurde. Der Professor benötigte nicht viel Platz dazu, da die meisten Aufgaben dezentral geregelt wurden.

In seiner eigenen Behausung fragte sich der Wissenschaftler nochmals, ob das hier seine Heimat sei. Nochmals versuchte er, in sich hinein zu horchen, aber heimatliche Gefühle stellten sich nicht ein. Er hatte auch keine Ahnung, wie die sich überhaupt äußern sollten. Eigentlich, so sagte er sich, musste es sich ganz ähnlich verhalten wie mit körperlicher Annäherung, beides war etwas eher Unangenehmes, was er einfach nicht brauchte. Und war er nicht längst in der ganzen Welt zu Hause – in *seiner* Welt?

Australien, Kanada, die USA und Russland gehörten noch nicht dazu, aber nach einer Woche war es auf dem fünften Kontinent so weit und nochmals einen Montag später mit Kanada. Beide folgten dem Beispiel Deutschlands und erklärten sich von vorne herein mit der Übergabe einverstanden.

* * *

Derweil lebten Dipu und Elf in Dhaka. Die ersten Wochen waren der Himmel auf Erden, es schien, als bestünde ein Gleichklang der Seelen zwischen Dipu und ihrem Konrad.

Der Ex-Rebell hatte nichts Richtiges mehr zu tun und fragte seine Freundin immer und immer wieder nach den vielen hinduistischen Erzählungen. Das Quirlen des Milchozeans hatte es ihm besonders angetan, und er wunderte sich immer wieder über die Vielfalt dieser bunten und verwobenen Mythologie, aber es waren ja nicht nur Geschichten von Göttern, Weisen und Dämonen, sondern die Hindus sahen auch einen direkten Bezug zum einzelnen Menschen.

Die Schlange Vasuki steht für die Kundalini-Kraft, eine sehr materielle Energie, die im Beckenbereich des Menschen im untersten Chakra angesiedelt ist und mit gewissenhaften Übungen und Praktiken aufsteigen, die anderen Chakren durchdringen und schließlich das Scheitelchakra erreichen kann. So kann sich der Mensch mit der kosmischen Seele verbinden und höchstes Glück erlangen, wozu jedoch Gutes und Böses im Gleichgewicht stehen müssen. Dabei kommt es zu einer tiefen Reinigung aus dem Unbewussten heraus. Aber nicht nur Schönes taucht auf, sondern vielleicht auch so etwas wie ein siebenköpfiges Pferd, das zumindest zeitweise Bali, dem König der Dämonen, diene. Davor verschließt der Mensch gerne die Augen, doch zu seinem Weg gehört es, auch das zu akzeptieren.

Immer wieder bezog Elf diese Erzählungen auf sich selbst. Bei ihm hatte ein enormer Reinigungsprozess stattgefunden, das stand außer Frage, musste doch der gesamte Zugang zu seiner Gefühlswelt erst einmal freigelegt werden. Dabei trat etwas zum Vorschein, das er ebenfalls nicht gut kannte, Zweifel und Misstrauen, anscheinend Erscheinungen des zwiespältigen Siebenkopfpferdes Uchchaishrava.

Spy-II-13 konnte mitverfolgen, wie bei I-1 diese Zweifel aufkeimten, Zweifel an seiner Dipu. Was hatte sie eigentlich für ein Spiel getrieben? Sie hatte ihn doch verraten, durch sie war der Erste informiert und ohne sie wäre es vielleicht gar nicht zum Fehlschlag der Libertés gekommen, sehr wahrscheinlich wäre es nicht dazu gekommen.

Diese Überlegungen äußerte Elf in einem Streitgespräch mit Dipu. Ihr Argument, es zum Schutz ihrer Familie getan zu haben, schien ihn kaum zu überzeugen. So schätzte der SPY es ein und so sollte er es auch einschätzen.

Es dauerte nicht mehr lange, bis die Spionageabteilung bemerkte, dass Dipu und Elf jeweils für sich allein lebten. Sie hatten sich getrennt. Elf schien Dipu ihren Verrat nicht verzeihen zu können, sie hingegen war der Ansicht, sie habe ihn nicht verraten. Sie hätte versucht, ihn einzuweihen, mit Mimik und mit Gestik, wie sie immer wieder betonte. Sie sei überzeugt gewesen, Elf habe das verstanden und gewusst, dass sie verwandt war, aber Elf hielt dagegen, er habe darauf nie kommen können und gab ihr die Schuld, dass die Gegenrevolution in Frankreich nicht geklappt habe. Revolution und Gegenrevolution innerhalb einer Stunde!

Wenn beide über Mimik und Gestik redeten, so war das nichts anderes als die Vorführung, die für die SPYs gedacht war.

Der Master sah sich im Recht mit seiner Prognose; er hatte Wort gehalten und die beiden in Ruhe gelassen. An ihrer Entzweiung war er nicht schuld. Dipu gegenüber hatte er sein Versprechen eingelöst und war ihr nichts mehr schuldig.

Doch es wäre besser, diesen Elf, diesen BD-SOZ-I-1 auszuschalten – eigenhändig. In ihm sah er einen unberechenbaren Feind, er hasste ihn, er war von ihm enttäuscht.

Dieser I-1 hatte, wie alle, seine zehn Gebote zu verinnerlichen und unabdingbare Loyalität zu zeigen. Es war nicht zu verzeihen, dass er sich von Gefühlsduselei hatte beeindrucken lassen, dass diese Gefühlsduseleien Oberhand gewannen, dass diese minderwertigen Hirnfunktionen ihn zu einem erbitterten Feind machten. Nach Auftauchen dieser irregeleiteten Emotionen wäre es seine Pflicht gewesen, ihn, den Ersten, darüber zu informieren, und sie nicht in alle möglichen Richtungen auszuspinnen. Versagen in allen Bereichen, Untreue, Widerspenstigkeit, alles Dinge, die eigentlich undenkbar waren und die dennoch passiert sind. Doch hatte der Master aufgeräumt, die Libertés beseitigt; Elf war der erste und letzte Widersacher, den er geschont hatte aufgrund seines Versprechens, aber er konnte ihm nach wie vor nicht trauen.

Auch wenn der Master genau aufpasste, dass der Bangladescher keinen Zugang mehr zu irgendwelchen Kocher-Gerät-

schaften bekam – konnte er sich sicher sein, dass er das nicht mit irgendwelchen Tricks doch schaffte? Elfs Verschwinden würde der Erste Dipu gegenüber jedenfalls nicht mehr rechtfertigen müssen.

* * *

km 1903: Belozem

Belozem lag inmitten einer weitläufigen Ebene, seine Umgebung war feucht, teilweise fast sumpfig. Die Mariza floss in der Nähe entlang und überschwemmte die Felder regelmäßig. Der Ort galt als europäisches Storchendorf, weil hier bis zu 23 Vogel-paare nisteten, allein 14 auf dem Schulgebäude.

Anstrengen mussten sich die Freunde in dieser flachen Gegend beim Radeln nicht, so konnte Lasse unterwegs weiter berichten.

Im Todesjahr seines Vaters kam es nach der Beerdigung zu einem heftigen Einschnitt im Betriebsalltag. Das Jahr war zu Ende gegangen, die Belegschaft hatte alle Bestellungen ausführen können. Auch weiterhin florierte der Betrieb und der Alltag machte sich wieder breit. Der Stress nahm zu und Lasse kam nicht dagegen an. Es gab den einen oder anderen Ausraster, auch diese nahmen zu. Für Gustafsson Junior war es am wichtigsten, Pernilla und die Kinder nichts mitkriegen zu lassen, seine Frustration wollte er nicht an ihnen auslassen. Diese Lehre hatte er aus dem Verhältnis zu seinem Vater gezogen. Ab und zu wurde ihm in einer ruhigen Minute klar, dass er den Laden genau so führte, wie der Vater es getan hatte, aber diese Momente waren selten, und er war nie mehr so gelöst wie bei der Erkenntnis, dass er seinem Werkstoff, dem geliebten Holz, Gewalt antat.

»Und die Überlegungen, wenn sie denn kamen, hielten mich blöderweise nicht davon ab, genau so weiterzumachen«, gestand er Undici. »Und das Ergebnis kennst du ja.«

* * *

Peking, zehn Jahre zuvor

Es war nicht zu fassen, dass China versuchte, sich mittels Atombomben der Unterwerfung der Welfarer zu entziehen. Die Militärs warfen sie bei der Übernahme auf ihr eigenes Parlamentsgebäude und hätten dabei riesige Opferzahlen in der eigenen Bevölkerung in Kauf genommen, aber die Bomben zündeten nicht und die Rebellen konnten wieder einmal ihre Überlegenheit demonstrieren.

Die Welt war erobert, sah sich aber nicht als erobert an, sie fühlte sich befreit. Nur Russland und die USA standen noch nicht unter der Herrschaft der Welfare-Rebellen, aber die beiden Großmächte wussten, dass auch sie Ziel der Übernahmepläne waren, denn daran hatten die Eroberer ja keinen Zweifel gelassen.

*

Death Valley, Kalifornien, neun Jahre zuvor

Sand, leichte Hügel, Hitze. Elf schaute sich um und ihm war innerhalb des Bruchteils einer Sekunde klar, dass er hierher materialisiert worden war, der plötzliche Ortswechsel zwang diese Einsicht regelrecht auf.

Doch was sollte das? In dieser Hitze begann er zu schwitzen und drehte sich langsam im Kreis herum. Es musste später Nachmittag sein, die Sonne näherte sich dem Horizont und der Sand war aufgeheizt.

Nach einer weiteren halben Umdrehung schaute Elf nach Osten und sah vielleicht einen Kilometer entfernt ein kleines Staubwölkchen, aus dem sich eine Gestalt herauschälte, die näher kam. Elf war bald klar, dass es ein Urko war. Die Sonne bestrahlte ihn wie ein Scheinwerfer und er hielt eine Tasche in der rechten Hand. Wieso dieser ihn hierher materialisiert hatte, wusste Elf nicht, noch nicht.

Der Urko war bald so nahe, dass Elf seine Gesichtszüge erkannte und er war sich sicher, dass es der Master persönlich war. Elf stellte keine Frage, denn er wusste, sein Gegenüber würde sich äußern. Nach weiteren zehn Metern blieb der Erste stehen und griff in die Tasche.

*

Der russische Präsident war klug genug, keine Drohungen und Schmähungen gegen die schwarzen Eulen auszusprechen. Dass sie Tricks und Wege kannten, Leute, die Stimmung gegen sie machten, festzusetzen, war ihm hinreichend bekannt. Die Rebellen wollten etwas Gutes tun für die Bevölkerung, so behaupteten sie jedenfalls. In Wirklichkeit mussten sie etwas ganz anderes im Schilde führen, da waren sich alle russischen Kader einig. Alles andere wäre vollkommen abwegig und würde jeglichem Machimpuls widersprechen. Was auch immer mächtige Männer zu allen Zeiten der Geschichtsschreibung erreicht hatten, sie waren nie zufrieden und wollten immer mehr, noch mehr. Die Welfare-Rebellen standen kurz davor, die Welt zu beherrschen. Waren sie damit am Ziel? Die russischen Eliten bezweifelten das und sahen eine Chance, den Eroberungsfeldzug zu durchkreuzen. Mit Waffen gelang es nicht, die Chinesen waren selbst mit Atombomben gescheitert.

Entscheidend war das Volk, wenn das nicht mitspielte, hatten die Rebellen in Russland keine Chance. Hirnwäsche für das Volk war also nötig und musste schnell gehen. Nur über die Medien war das möglich.

Schlagartig gab es nur noch einen Themenbereich auf sämtlichen Fernseh- und Radiosendern und in allen Zeitschriften: Abwerten der Errungenschaften, die die Welfare-Rebellen versprochen, Heraufbeschwören des Gespenstes vollkommener Unfreiheit, Persönlichkeitsabbau durch Dekadenz und Verweichlichung. Als Krönung stellten die Propagandisten die Behauptung auf, die Rebellen hätten das Ziel, die Menschheit auszurotten, aus gesicherten Quellen wollte man wissen, dass umfangreiche Vergiftungsmaßnahmen einsetzen sollten, sobald auch Russland und Amerika unterworfen seien. Den Rebellen sei das ein Leichtes, da ja sämtliche Lebensmittel nur noch von ihnen ausgegeben würden. Sie selbst wollten die Welt beherrschen und nur sie alleine die Welt bevölkern.

Tatsächlich entstand eine riesige Verunsicherung. Interne Erhebungen belegten, dass das Image der Welfare-Rebellen Tag für Tag sank. Vereinigten sie vier Wochen zuvor noch 80 Prozent Zustimmung auf sich, so waren es bald nur noch gut 20 Prozent.

Doch damit waren die russischen Behörden nicht zufrieden. Sie hatten seit ehedem ein gut funktionierendes System

von Mitarbeitern und Spitzeln, die auf Hochtouren arbeiteten. Schnell setzten massive Repressalien ein gegen die Befürworter der Rebellen, die verhaftet und von Standgerichten abgeurteilt wurden. Die Prozesse bereicherten die Gräuelberichte der Medien über die Schwarzeulen. Viele, ja die meisten der Sympathisanten wurden zum Tode verurteilt und in Massen hingerichtet. Stahlträger in riesigen Fabrikhallen wurden zu Galgen umfunktioniert und daran wurden im Stundentakt Tausende von Delinquenten erhängt. Diese Hinrichtungen wurden ebenfalls brutal im Fernsehen gezeigt und bereits nach wenigen Tagen sank die offizielle Zustimmung zu den Rebellen gegen Null.

Diese Vorgänge blieben dem Master natürlich nicht verborgen, war es doch der erste nennenswerte Widerstand nach dem Angriff der Blaumützen. Bevor seine RUs richtig erkannt hatten, was da stattfand, waren viele schon Opfer der Säuberungsaktionen geworden. Zwar begannen die OPs, die Gehängten vor ihrem Tod zu scannen, doch das gelang beileibe nicht bei allen, und es konnte tatsächlich schwierig werden, sich gegen eine verängstigte und widerspenstige Bevölkerung durchzusetzen.

Sollte der Erste verhandeln? Was hätte Kocher dem Präsidenten anbieten können? Ihn in Amt und Würden zu lassen, ihn und seine Familie und Seilschaften, und dann mit ihm zusammen die Welfare-Wirtschaft einführen? RU-I neben dem Präsidenten materialisieren lassen und das Gespräch mit ihm beginnen? Das wäre nicht unmöglich, aber schon ein etwas größerer Aufwand gewesen. Der Kreml-Chef hatte immer mindestens vier Leibwachen um sich herum geschart, die ihn sogar auf die Toilette begleiteten. An seinem Bett standen nachts sechs.

Die Leibwachen hätte der Master kurzfristig ausschalten können, auch den Präsidenten selbst, das war nicht das Problem. Das Problem war das Gift, das diese Clique in so kurzer Zeit gestreut hatte. Es reichte eben nicht nur, ein paar Leute zu eliminieren. Der Erste ging davon aus, dass die Bevölkerung, hätte sie erst einmal die Welfare-Vorzüge am eigenen Leib verspürt, bald auf seiner Seite wäre. Gerade dem einfachen Mann in Russland ging es alles andere als gut.

Doch weshalb sollte er die Mühe überhaupt auf sich nehmen, konnte er nicht Russland Russland sein lassen? Konnte er nicht erwarten, dass die Bevölkerung in ein paar Jahren mit wehenden Fahnen zu ihm angelaufen käme, mochten der KGB und ihre Unterorganisationen noch so effektiv sein? Ihrem Volk

konnten sie nicht auf Dauer das Wissen vorenthalten, wie gut es allen Menschen auf der Welt ging – außer ihnen. Nein, im Gegenteil, ihnen würde es schlechter gehen, sie würden isoliert sein, ausgeschlossen aus dem Welthandel, auf sich selbst gestellt mit ihrer Misswirtschaft.

Dieses Thema war das einzige auf der nächsten Urko-Besprechung. Das Resultat war, dass Russland verschont werden sollte und die Kochers sich in Geduld üben würden. Alle gingen davon aus, dass dort in ein paar Jahren eine Pro-Welfare-Revolution ausbrechen würde.

Also Amerika, genauer gesagt die USA.

* * *

km 1947: Velikan

Velikan, ein winziger Ort mit ländlichen Einfamilienhäusern, viele davon mit Kleintierhaltung. »Hier ist doch wirklich der tote Hund begraben«, sagte Undici.

»Und da liegt ein Hund, den können wir noch begraben«, entgegnete Lasse.

Undici hatte nicht gesehen, dass da ein toter Straßenkötter lag, das Hinterteil platt gedrückt, Blut klebte in der Umgebung. Obwohl hier kaum Verkehr war, hatte es dieses Tier doch erwischt. Begraben gehörte er, da hatte Lasse recht, aber beide Radfahrer sahen das nicht als ihre Aufgabe an; spätestens wenn der Verwesungsgeruch die Dorfbewohner belästigte, würde sich jemand erbarmen.

»Wie viele tote Tiere haben wir denn schon gesehen, mittlerweile?«, fragte Lasse.

»Hundert«, kam Undicis Antwort, so als müsse er gar nicht nachdenken.

»Wie kommst du darauf? Das ist ja ganz schön viel.«

»Wenn wir in Charmanli sind, habe ich ziemlich genau Zweitausend Kilometer heruntergestrampelt, hatte ich mir neulich ausgerechnet. Dann habe ich ein Fünftel meiner Strecke und bis dahin sind es nur noch fünfzig Kilometer. Und alle zwanzig Kilometer lag ein totes Tier.«

»So viele? Wirklich? Oder hast du jede tote Fliege mitgezählt?«

»Gezählt habe ich sie nicht. Doch habe ich mich unterwegs immer wieder gewundert, wie oft ich ein verendetes Tier gesehen habe, Hunde, Katzen, sehr viele Vögel, Kaninchen, einen Fuchs sogar, ein paar Ratten und Mäuse. Ein paar Igel waren auch dabei und hier auf dem Balkan auch immer wieder mal eine Schildkröte. In der Nähe von Gorizia lag sogar ein totes Reh. Erstaunlicherweise haben wir keine Hühner oder Enten oder Gänse gesehen, obwohl die doch in den Dörfern dauernd auf der Straße herumrennen, nur so ein blöder Hund lässt sich schon überfahren.«

»So ist das mit Tod und Sterben. Das Thema scheint uns ja eine ganze Weile zu begleiten«, meinte Lasse.

* * *

Death Valley, neun Jahre zuvor

Ortswechsel ohne bewussten Teletransport konnte nur eines bedeuten, Elf war eine reaktivierte Sicherheitskopie. Diese simple wie effektive Vorsichtsmaßnahme hatte er vom Urko übernommen. I-1 fand sich wie geplant in einem Gästezimmer des Elfer-Unterschlupfs. Die Aktivierung der Sicherheitskopie hatte einen Grund, es musste etwas Unvorhergesehenes passiert sein. Würde er sich an der gleichen Stelle materialisieren, an der das Original ausgelöscht wurde, bestand die Möglichkeit, sich in einer unangenehmen Situation wiederzufinden.

Elfs letzte Erinnerung war die, dass er in seiner Wohnung in Dhaka saß und dem Master und seinen SPYs die Trennung und eine reaktive Depression vorspielte. Dann riss die Erinnerung schlagartig ab, er musste in seiner Wohnung gelöscht worden sein. Sollte der Erste doch Lunte gerochen haben? Er musste es herausfinden.

Zum Glück hatte er von diesem Gästezimmer aus auch einen Zugang zur Registratur der Energieströme, die kontinuierlich aufgezeichnet wurden, er musste nur seine Wohnung in Bangladesch virtuell aufsuchen. Die Uhrzeit, an die er sich erinnern

konnte, war ca. 8¹⁷ Uhr Dienstag früh. Schnell machte er eine Energieentladung aus, ein Scannerfeld, mit dem er erfasst worden war. Der Energiestrom führte ins Death Valley in den USA. Dort war es 18¹⁷ Uhr Ortszeit, beginnender Montagabend also. Die Koordinaten waren klar, was dort passiert war, war aber vollkommen unklar. Mit großer Wahrscheinlichkeit hatte der Erste ihn dorthin teleportiert, aber was war dort geschehen?

Elf musste dort hin. Er würde warten, ein Guckloch zu senden war ihm zu riskant und gleich nachzusehen kam auch nicht in Frage, vielleicht war sogar der Master vor Ort, aus welchem Grund auch immer. Elf nahm sich vor, am nächsten Morgen nachzusehen.

Die Nacht war unruhig, das Ereignis beschäftigte Elf, Elf-2 eigentlich, die ganze Zeit. Elf-1 war nicht mehr in der Lage gewesen, die automatische Reaktivierung zu unterbinden. War er gefangen – war er tot? Elf grübelte in alle Richtungen, aber es half nichts, er musste sich Gewissheit verschaffen.

Sechs Uhr morgens teleportierte sich I-1 in fünf Kilometer Entfernung vom Materialisierungsort seines Originals. Dort fiel ihm nichts auf, überhaupt nichts. Sand, Hügel, kein Baum, kein Strauch, keine Spuren. Kein Fahrzeug, kein Mensch, kein Tier. Elf marschierte los, die Richtung kannte er und näherte sich den Koordinaten der Materialisierung. Als er eine leichte Anhöhe überschritten hatte, bemerkte er in etwa fünfhundert Metern einen dunklen Flecken, sonst nichts, keine Gefahr.

Schritt für Schritt näherte sich Elf der Stelle, an der ein Mensch lag, eine Leiche. Dort lag er selbst mit blutdurchtränkter Kleidung und Einschüssen überall. Der Ursprungselfer war erschossen worden, hingerichtet – von? Das konnte nur einer gewesen sein.

Er hatte ihn erschossen und liegen gelassen. Elf stellte sich vor, was sein Vorgänger durchlitten hatte. Er sah den Master auf sich zukommen, sein Gesicht von der Sonne angestrahlt. Jeden seiner Züge konnte er erkennen, in zehn Metern Abstand. Der Master griff in die Tasche und zog eine Pistole heraus. Der Erste zielte auf Elf, sein Gesicht blieb regungslos, er zielte und schoss. Elf spürte einen Schlag gegen die Brust, blickte nach unten, dann noch ein Schlag. Aus zwei Stellen schoss Blut, aber Schmerzen spürte er nicht. Ein dritter Schlag gegen die Stirn und Elf sah nichts mehr.

Bald würde die Sonne kräftig scheinen, den Boden aufheizen und damit auch die Leiche. Sie würde rasant verwesen, würdelos.

Elf sah sich um und entdeckte in zehn Metern Entfernung Fußabdrücke. Die Füße standen schulterbreit nebeneinander in einer stabilen Schussposition. Auf diese Abdrücke führte eine Fußspur zu, Elf schritt sie rückwärts ab und kam nach tausend Metern an eine Stelle, an der sie aus dem Nichts auftauchten. Hier hatte sich also der Urko materialisiert, war auf Elf zugegangen und hatte ihn aus zehn Metern Distanz erschossen. Sein Gesicht hatte er wohl gesehen, doch die Augen konnte er bei diesem Abstand und bei Gegenlicht auf keinen Fall erkennen. »Er hat I-1 erschossen, ohne ihm in die Augen zu sehen«, machte die Sicherheitskopie Elfs sich klar.

Elf ging zurück zu der Leiche und zog sie aus. Zweiundzwanzig Einschüsse zählte er am Körper, von denen der in die Stirn wohl der tödliche war, aber auch ohne diesen Treffer wäre Elf schnell verblutet. Wut überkam die lebende Kopie, die Sicherheitskopie.

»So ein verdammtes Arschloch!«, schrie er in die Wüste. Keine Antwort, nicht einmal ein Echo. Und doch arbeitete Elfs Gehirn: Ohne diesen Mord würde er hier nicht stehen. War er der Ermordete und wiedererweckt, nur mit einer Gedächtnislücke von ein paar Stunden?

So klug er war, richtig beantworten konnte er die Frage nicht.

Elf zog die Leiche wieder an. Er hatte nichts bei sich und begann, mit den Händen neben der Leiche Sand wegzuschieben, aber unablässig rieselten die Körnchen wieder in die Rinne, die gerade entstanden war. Auf diese Art würde Elf keine Grube hibekommen, kein Grab für sein Original.

I-1 teleportierte sich, wusste aber, dass er nicht BD-SOZ-I-1 war, eher I-1A. Wenig später kam er mit einer Schaufel zurück, so konnte I-1A seinem Ebenbild zumindest eine würdigere Ruhestätte schaffen. Wieso der Erste das Death Valley für den Meuchelmord ausgesucht hatte, war ihm nicht klar. Spielte der Name *Tal des Todes* die entscheidende Rolle?

* * *

Dimitrowgrad, eine junge Industriestadt. 1947 hatten Jugendbrigadisten begonnen, sich ihre ›Stadt der Träume‹ aufzubauen.

Zum Traum wurde die Fahrt dorthin für Lasse nicht. Die ersten Häuser tauchten schon auf, als der gerade führende Undici plötzlich hinter sich etwas scheppern und dann einen Aufschrei hörte. Lasse lag in dem flachen Graben neben der Straße, war noch ganz verdattert und begann, sich hochzurappeln. Undici kehrte um, rannte zu ihm und half ihm hoch. »Was ist denn passiert?«, fragte er.

Sein Freund antwortete nicht gleich, sondern schüttelte sich und tastete Knie und Ellenbogen ab. »Weiß auch nicht«, antwortete er schließlich. »In dem einen Garten standen so schöne Blumen. Nachtkerzen waren dabei. Habe mir die angeschaut und bin anscheinend gegen den Bordstein gefahren.«

»Und tut dir was weh?«

»Ja, Knie und Ellenbogen. Glaube aber, es ist nichts Schlimmes.«

Undici besah sich die Stellen, wo etwas Haut abgeschürft war, doch sonst sah alles gut aus. »Noch mal Glück gehabt, würde ich sagen.«

Lasse sah das genauso und hob sein Rad hoch. Das Gepäck hatte sich gelöst, er musste es neu verstauen. Als alles fertig war, schwang er sich auf seinen Drahtesel und fiel sofort wieder hin. Undici konnte sich nicht halten und lachte los, entschuldigte sich aber gleich.

»Macht nichts«, meinte Lasse. »Das muss ja tollpatschig ausgesehen haben. Hätte an deiner Stelle bestimmt auch gelacht.« ›Tollpatschig‹ war auch zu einem seiner neuen Lieblingswörter geworden, die er gerne mitten in seine englische Rede einstreute. Dann besah er sich sein Rad und merkte, dass sich beim ersten Sturz die Felgenbremse verdreht hatte. Sie hatte blockiert und ihn nochmals in den Straßenstaub gezwungen.

Nachdem er sie gerichtet hatte, fuhr Lasse vorsichtig an. Das Rad rollte einwandfrei, aber wenig später stieg er wieder ab.

»Was ist denn?«, wollte Undici wissen.

»Uff, ich glaube, ich gehe erst mal ein Stück, das Knie tut doch ziemlich weh. Habe es anscheinend beim zweiten Sturz nochmal geprellt.

Die Männer liefen ein paar Minuten, Lasses Knie wurde dabei immer dicker. Am Ende der Datschenreihe fanden sie eine

kleine Autowerkstatt, Lasse zeigte dem Mechaniker sein dickes Knie und deutete auf einen Wasserhahn. Der Mann verstand, holte ein Handtuch, machte es nass und wickelte es um das Gelenk, dann bedeutete er ihm, sich auf einen Reifenstapel zu setzen. Wenig später kam er mit einer Schnapsflasche mit gelber Flüssigkeit, in der ein paar Kräuter schwammen. Ein paar Brocken Englisch konnte er und sagte stolz: »Self made. Very healthy!« Dann goss er drei Gläschen voll, reichte den Männern zwei, sagte »Nasdrawe« und kippte seines als erster. Lasse tat es ihm gleich und Undici schloss sich mit einer kleinen Verzögerung an. Der Schnaps brannte in der Kehle, vom Magen aus schien sich ein Feuer in den ganzen Körper auszubreiten, sodass Undici sich schüttelte und der Bulgare lachte. Zum Glück drängte er den Radlern nicht noch mehr auf.

Eine halbe Stunde ruhten die Männer sich aus, dann machte Lasse ein paar vorsichtige Schritte. »Es geht wieder«, sagte er, wickelte das Handtuch ab und gab es dem Mechaniker zurück, aber der wehrte ab. Stattdessen ging er nochmals zum Wasserhahn, tränkte es erneut mit dem kühlen Nass und wickelte es wieder um das geschundene Knie. Dann holte er schwarzes Klebeband und befestigte es oben und unten.

Er schüttelte den Männern die Hand und sagte ein paar Worte auf Bulgarisch.

Lasse sagte: »Thank you for everything, but sorry, I do not understand.«

»Bye-bye, good travel and good luck.«

* * *

Washington, D.C., neun Jahre zuvor

Auch im Fall der USA wusste die Kocher-Armee, was auf sie zukommen sollte. Nicht der Präsident war ihr Hauptgegner, nicht die Polizei und letztlich auch nicht das Militär, Gegner war ein Geheimdienstler, ein äußerst fähiger Kopf namens Cunningham, der es doch tatsächlich geschafft hatte, eine S-CIA aufzubauen, eine geheime Untergruppierung der CIA. Sie war raffiniert installiert worden, bestand aus unverdächtigen Personen und nur durch Zufall war US-SPY-II-165 darauf gestoßen. Dieser Cun-

ningham hatte die Übernahme der Staaten durch die Rebellen in allen Einzelheiten studiert und konnte sich ausrechnen, welche Politiker bei der Übernahme im Parlament und im Senat anzutreten hätten. Für jeden einzelnen hatte er einen Doppelgänger installiert, sodass die Welfare-Rebellen also am Tag X einer Truppe von Schauspielern gegenüberstehen würden.

Doch das war nicht Cunninghams einziger Plan, wie die Spy-OPs herausgefunden hatten. Er wollte die Übernahme mit allen Mitteln verhindern, obwohl er wusste, dass das aussichtslos war. Trotzdem hatte er vor, mit allen verfügbaren Armee-, Polizei- und Luftwaffeneinheiten gegen die Rebellen vorzugehen. Der Master wurde allerdings darüber informiert, dass es nur nach heftiger Gegenwehr aussehen sollte, in Wirklichkeit aber ein Ablenkungsmanöver war, das diese Verschleierungstaktik verschleiern sollte.

Montag, immer wieder montags. Das Ultimatum traf ein beim Präsidenten und wurde gleichzeitig über alle Fernsehsender ausgestrahlt: Alle Politiker hätten sich in genau einer Woche im Südflügel des Kapitols in Washington, D.C. einzufinden, im Repräsentantenhaus. Die üblichen Maßnahmen wurden angedroht bei Nichteinhalten der Aufforderung.

Bereits am Dienstag verkündete der Präsident kleinlaut und niedergeschlagen, die Erfahrungen aller übernommenen Länder hätten gezeigt, dass jedweder Widerstand gegen die Rebellen sinnlos sei und deswegen habe er per Dekret sämtlichen Senatoren aufgetragen, zu erscheinen, gleichgültig, ob sie damit einverstanden seien, andere Termine hätten, und selbst, wenn sie sterbenskrank seien. An die Rebellen gewandt meinte er, er könne nicht voraussehen, wie ein stolzes und unabhängiges Land wie die USA, die Wiege der modernen Demokratie, damit klar käme, sich Fremden unterzuordnen, selbst wenn sie Wohlstand brächten. Im Lichte der gegebenen Umstände sehe er aber keine andere Möglichkeit, als den Forderungen nachzugeben und zum Wohle der Bevölkerung biete er jetzt schon seine Kooperation an.

Der Master spürte beinahe so etwas wie Belustigung über diese scheinheilige Ansprache. Denn er wusste, die Übernahme würde ganz anders ablaufen.

Am Montag darauf war das Repräsentantenhaus voll von Politikern, Welfare-Rebellen und Journalisten. Doch auch von

außerhalb berichteten Übertragungswagen im Großeinsatz von den Vorgängen, dass nämlich unzählige Panzer anrückten, die wider Erwarten nicht stehenblieben, es stiegen auch keine Rebellen aus wie in anderen Staaten, die eine Gegenwehr versucht hatten. Die Panzer fuhren weiter auf das Kapitol zu und kurz bevor sie es erreichten, donnerten Kampfflugzeuge heran, ganze Geschwader, die es auch schafften, ungestört weiterzufiegen. Sie rasten auf das Kapitol zu und beschossen es, ja, sie zerlegten es in seine Einzelteile. Das stolze Gebäude brach in sich zusammen und war nach kurzer Zeit ein Trümmerfeld, ein Haufen von Schutt und Staub, aus dem niemand mehr lebend herauskam.

Die Journalisten und Kameraleute darin hatten bis zuletzt berichtet und gefilmt. Etwa fünf Minuten vor dem Bombardement waren alle schwarzen Kapuzenleute verschwunden, einfach weg. In die Verwirrung hinein fielen die ersten Schüsse, Teile des Daches wurden weggesprengt, man hörte Schreie vor Angst, Entsetzen und Schmerzen. Die letzten Kameras, die sendeten, zeigten das einstürzende Gebäude, dann war Stille und aus dem Saal drangen keine Bilder mehr nach draußen.

Das Entsetzen war groß in ganz Amerika, nicht nur in den USA. Was hatten die denn unternommen, zerstörten sie ihr eigenes Parlamentsgebäude, mitsamt allen Parlamentariern und den Fernsehleuten? Wie konnte es so weit kommen und wieso hatten die Rebellen es so weit kommen lassen, die doch vorher jede Aggression abgewehrt hatten wie von Zauberhand.

Am Dienstagmittag wurde eine Übertragung aus dem Nordflügel des Kapitols, dem Senat, gesendet, wo im Senate Chamber alle Politiker einschließlich des Präsidenten versammelt waren, die doch am Vortag im Kapitol umgekommen waren.

»Kein Politiker ist gestern im Kapitol umgekommen«, erklärte ohne Umschweife der Sprecher der Rebellen, nachdem er seinen Platz am Mikrofon eingenommen hatte.

»Umgekommen sind gestern Doppelgänger und Schauspieler, mit denen die Welfare-Rebellen ausgetrickst werden sollten nach einem Plan des ach so hervorragenden Geheimdienst-Chefs Cunningham, aber seine Strategie ging nicht auf.

Sein Plan war, uns auszuschalten, die Doppelgänger waren nichts als Bauernopfer, die uns in Sicherheit wiegen sollten, weil wir uns nicht vorstellen könnten, das Militär würde seine gesamten eigenen Politiker umbringen. Cunningham war wohl davon ausgegangen, wir würden das zu spät begreifen,

vielleicht hatte er aber auch gehofft, wir würden das Bombardement stoppen. Wir sind aber nicht seine Vollstreckungshelfen, er selbst ist es, der seine eigenen Landsleute auf dem Gewissen hat.«

Nachdem Cunningham und sein Präsident öffentlich zu rechtgewiesen und danach abgeführt worden waren riefen die Rebellen zur Kooperation auf. Auch den Amerikanern wurden Wohlstand und Wohlergehen versprochen und Führungskräfte der Bundesstaaten aus Politik, Wirtschaft und Bildung konnten bevorzugte Behandlung erwarten, wenn sie die Umsetzung der Welfare-Ökonomie tatkräftig unterstützten.

Amerika hatte das Image des ›Landes der unbegrenzten Möglichkeiten‹ längst verloren , aber unter den Welfare-Rebellen erlangte es das wieder. Doch nicht Amerika alleine ging es so. Nach Jahrtausenden der Ungleichheit schien endlich ein Traum der Menschheit Wirklichkeit zu werden, ein Leben ohne Bedrohung, ohne Hunger und Armut. Unabhängig von Ängsten und Sorgen konnte jeder Einzelne sich zu dem entfalten, was seine Talente und Fähigkeiten ihm ermöglichten.

Bedrohen konnten den Menschen nur noch Krankheiten und Unfälle, aber da jede Gesellschaft über Reichtum verfügte, konnte die Medizin weiter vorangetrieben werden, und mit geballter Kraft und Energie sollte es in absehbarer Zeit möglich sein, auch Krebs und Erbkrankheiten auszurotten.

Die Welfarer nannten sich nicht mehr Rebellen, traten in den Hintergrund, gaben Weisung an ihre Getreuen, aber sie nahmen die schwarzen Eulen nie ab.

Die Abrüstung im großen Stil klappte hervorragend, das gesamte Waffenarsenal auf der Welt wurde nach und nach dematerialisiert und bereicherte die Energie-Cloud über Sibirien. Das gesamte Kriegsgerät verschwand, Bomber, Schlachtschiffe, Flugzeugträger, Panzer. Hatte jemand Angst vor Russland, so nicht die Welfarer. Bei einem Angriff könnten sie dafür sorgen, dass sämtliche russischen Waffen funktionslos würden.

Allerdings erhob sich ein Sturm der Entrüstung in den USA, als die Welfarer die Abgabe der privaten Feuerwaffen anordneten. Eine riesige Protestbewegung entstand, gegen die das Abtreten der Waffenfabrikanten und der Waffenlobby ein Klacks war. Die hatten sehr schnell begriffen, dass ihnen die Koope-

ration sehr zugute kam, aber der ganz normale Yankee wollte ballern. Auf Menschen schießen, das wollte natürlich nicht einer dieser Waffenträger, außer im Fall der Notwehr. Die 30.000 Toten jedes Jahr durch Unfälle mit Kleinwaffen hatten eben Pech gehabt, Freiheit fordert Opfer, aber sollte man nicht einmal mehr auf Blechbüchsen schießen dürfen? Absurd!

Es kam zu Montagsdemos, montags, ausgerechnet. Kaum jemand lieferte seine Waffen an den ausgewiesenen Stellen ab und der Beliebtheitsgrad der Welfarer sank. Natürlich gab es auch Stimmen, die sie unterstützten, aber das war nur eine Handvoll Menschen.

Mit Spannung wartete Kocher auf die Auswirkung einer neuen Verordnung. Er strich zunächst sämtliche Gehälter für alle und Geld bekam nur noch derjenige, der seine Waffen vorzeigte und eine Wohnungsinspektion zuließ. Die abgegebenen oder aufgefundenen Waffen wurden von Fachleuten so verschweißt, dass sie schussunfähig wurden, sie durfte der Besitzer behalten und schießen durfte er auch, jedoch nur in Schützenvereinen. Die Waffen hatten dort in verschlossenen Safes zu verbleiben und durften das Vereinsgebäude oder -gelände nicht verlassen, Widerhandlungen oder Verstecken von funktionierenden Waffen zu Hause wurden mit horrenden Strafen geahndet.

Und siehe da, es klappte, obwohl sich viele Amerikaner nicht mehr als Amerikaner fühlten.

* * *

km 2002: Charmanli

Am Sonntag war Lasse wieder fit. Die Strecke nach Charmanli war für ihn kein Problem. Im Zentrum der Stadt stand ein klassizistischer Bau, vor dem sich ein größerer Platz mit einem runden Blumenbeet befand. Hier sellten Undici und Lasse ihre Räder ab, setzten sich ein paar Meter weiter auf ein Mäuerchen und packten ihre Getränkeflaschen aus.

Ein Paar näherte sich, unterhielt sich lautstark und gestikulierte aufgereggt herum. Als die beiden wenige Meter entfernt waren, blieb der Mann stehen, die Radfahrer bemerkte er nicht.

Er hielt die Frau an der Schulter fest, drehte sie herum und gab ihr eine schallende Ohrfeige. Sie schrie laut auf und trommelte ihm auf die Brust. Er holte noch ein paarmal zu Schlägen aus, die sie halbwegs abwehren konnte.

Die Freunde rannten hin, Lasse schrie: »Stop it!« und zog den Mann von der Frau weg, die jetzt aber auf Lasse einboxte und noch lauter herumschrie. Kurz darauf waren die vier Leute in eine Rangelei verwickelt, in der sich Lasse einen ausgewachsenen Kinnhaken einfing und zudem noch einen Tritt von der Bulgarin gegen sein ramponiertes Knie.

Schließlich packte sie den Mann am Arm, hakte sich unter und ging mit ihm davon. Dabei drehte sie sich ein paarmal um und setzte ihr Schimpftirade fort. Als die beiden an den Rädern vorbeikamen, gaben sie ihnen einen kräftigen Tritt, so dass sie auf den Boden schlugen.

Endlich verschwand das seltsame Pärchen um eine Ecke. Undici und Lasse sahen sich an, schüttelten den Kopf und tasteten einige Prellungen ab. Lasse hatte es schlimmer erwischt, sein geschundenes Knie hatte nun noch eine zusätzlich Blessur bekommen.

»Komm, ich lade dich ein zu einem türkischen Kaffee«, versuchte Undici seinen Kumpanen aufzumuntern. »Es gibt etwas zu feiern.«

»Feiern ist immer gut, aber was denn?«

»Charmanli – ich hatte es neulich schon gesagt. Hier habe ich meine 2.000 Kilometer geschafft.« Undici klang tatsächlich ein bisschen stolz.

»Herzlichen Glückwunsch!«, gratulierte Lasse und klopfte Undici auf die Schulter. Als er sich in Bewegung setzen wollte, schmerzte das Bein heftig, er bat seinen Begleiter, kurz zu warten, humpelte zu seinem Rad und schob es mit der linken Hand, während er sich mit der rechten an Undicis Schulter festhielt, die er gerade beklopft hatte, und sagte: »Du bist jetzt mal ein bisschen meine Stütze.«

* * *

Weltweite Veränderungen, neun Jahre zuvor

Den Menschen ging es gut, weltweit waren Hunger, Durst und Kriege überwunden. Es gab kaum noch Kriminalität und an Kapitalverbrechen waren nur noch die Vergewaltigungen ein Problem, das aber auch zu lösen sein sollte. Der Erste dachte an eine Reform besonderer Art, wobei die Erfahrungen mit Lilly die entscheidende Rolle spielten: Bordellbesuch musste enttabuisiert werden, Sexualarbeiterinnen und -arbeiter sollten aufgewertet werden, ganz erheblich sogar. Nicht nur vom Verdienst her würden sie eine Spitzenposition einnehmen, die Beachtung, die sie verdienten, sollte ihre gesellschaftliche Bedeutung unterstreichen und ihr Image sollte dem von Ärzten, Psychologen oder Lehrern entsprechen. Dazu konnten und sollten sie eine fundierte Ausbildung absolvieren, die unter anderem Anatomie, Physiologie und Psychologie enthielt.

Nicht überall wurden diese Vorstellungen begeistert aufgenommen. Manche Länder wie Italien, Frankreich und die meisten südamerikanischen Staaten hatten keinerlei Probleme damit. Schwieriger war es in Gegenden mit hohem Anteil wirklich religiöser Menschen, dabei war gerade in solchen Gebieten die Rate der Vergewaltigungen besonders hoch. Zusätzlich gab es eine riesige Dunkelziffer, weil die Opfer stigmatisiert wurden, ihnen wurde die Schuld an den Übergriffen zugeschoben und oft genug wurden sie hart bestraft, während die Täter nicht belangt wurden.

Das sollte sich grundlegend ändern. Der Master stellte sich freien Bordellbesuch für jeden Mann vor und auch für jede Frau, die das wünschte. Das Verhältnis von männlichen zu weiblichen Liebesdiensten würde sich, so schätzte er, auf etwa 1 : 100 einpendeln.

Die kostenlosen Bordellbesuche stießen in manchen Teilen der Erde auf heftigen Widerstand, aber der Rückgang sexueller Übergriffe im Alltag würde sie rechtfertigen.

Die Kocherwelt entwickelte sich so, wie der Master es sich vorgestellt hatte. Die Klone verrichteten ihre Arbeit und machten sich nach und nach überflüssig. Sie wurden wieder frei für das, was Kocher wirklich am Herzen lag: Forschung auf allen Gebieten. Sie mussten nicht mehr Land um Land erobern. Beinahe kam es dem Ersten so vor, als hätte ein innerer Zwang ihm aufgetragen, die ganze Welt zu erobern.

Ja, die Kochers lösten sogar ein Problem, das sich zu Beginn ihres Feldzugs ergeben hatte: Sie weckten ›The Last Ten‹ von Niue wieder zum Leben. Ungläubig schlossen ihre Verwandten sie in die Arme, allerdings auf Neuseeland, und nach und nach erschienen auch alle anderen verstorbenen Bewohner dieser Insel, die angeblich von der Seuche dahin gerafft worden waren. Sie wurden reich entschädigt, aber die wenigsten von ihnen konnten in ihre eigenen Häuser zurück, die hatten die Kocher-Klone in Beschlag genommen, und von hier aus steuerten sie nach wie vor ihre Weltherrschaft. Die Niueer konnten aber ein neues Zuhause auf der Insel bekommen oder sie ließen sich anderswo nieder, jeder Ort der Welt stand ihnen frei.

Die absolute Freizügigkeit, überall hin gehen zu dürfen, war ebenfalls ein Ziel, das nach einigen Jahren erreicht wurde, weltweit mit einer Ausnahme: Russland.

Russland wurde immer ärmer und obwohl die Regierung versuchte, die Informationen darüber geheim zu halten, drangen sie doch durch. Selbst Weißrussland, Kasachstan und Kirgistan schwelgten im Wohlstand. Trotz aller Repressalien, trotz ausgedehntem Spitzelapparat und Massenhinrichtungen brodelte es im russischen Volk, sodass der Präsident sich zum Handeln gezwungen sah. Wenn es innenpolitisch nicht mehr klapperte, musste man den Fokus eben nach außen verlagern.

Er fand einen Vorwand, provozierte und brach einen Streit mit der Mongolei vom Zaun, die beschuldigt wurde, Russland zu bestehlen und an den Abgrund zu führen. Säbelrasseln und Kriegsgeschrei folgten und vor dem Volk wurde behauptet, sämtliche Probleme seien behoben, wenn man diesen hinterhältigen Gegner besiegt hätte.

Dann kam der Tag der Kriegserklärung. Russland griff gleich zum Äußersten: Atombomben. Was hatte es zu verlieren?

* * *

Biser lag auf halber Strecke nach Ljubimez, der nächstgrößeren Stadt. Die Radfahrer rasteten auf einem trostlosen Platz mit einem riesigen Betondenkmal, das wohl eine verzweifelte menschliche Figur darstellen sollte. Ob diese im Zusammenhang mit der Flutkatastrophe 2012 in Verbindung stand, bei der das Flüsschen Mariza über die Ufer trat und etliche Todesopfer forderte, konnten die Radler nicht ergründen. Ein leerstehendes und heruntergekommenes Kiosk nebenan verstärkte den hoffnungslosen Eindruck.

»Du wolltest mir irgendwann einmal etwas zu den Kasten in Indien erzählen«, erinnerte Lasse an ein Thema, das in diese gottverlassene Gegend zu passen schien.

»Dazu kann man natürlich ungeheuer viel sagen«, begann Undici sehr allgemein und erzählte, dass das Kastensystem heute zum Glück weitgehend abgeschafft ist und nur auf dem Land noch eine gewisse Rolle spielt. Früher allerdings teilte es die Gesellschaft in unüberbrückbare Gruppen ein, die hierarchisch geordnet waren. Ein Wechsel zwischen ihnen war nicht möglich, Heirat innerhalb verschiedener Kasten verboten.

Vier Kasten gab es, gibt es zumindest dem Namen nach immer noch. Die Hindus nennen sie Varnas, was eigentlich Farben bedeutet, und die sind nochmals unterteilt in mehrere hundert Jatis, so etwas wie große Familienclans oder Berufsgruppen. Früher war Heirat auch nur innerhalb der Jatis möglich.

Undici rezitierte die Entstehungslegende zu den Kasten. Danach entstanden sie aus verschiedenen Körperteilen des Urriesen Purusha – so aus seinem Mund die höchste Kaste, die Brahmanen oder Priester mit der Farbe Weiß, aus den Füßen die niedrigste mit der Farbe Schwarz: Handwerker, Pachtbauern und Tagelöhner. Sie galten als faul und dumm.

»Das ist ja nicht gerade schmeichelhaft. Das sind wohl die Unberührbaren?«, vermutete Lasse.

»Nein, die heißen Parias, sie sind die kastenlosen Menschen, die noch unter der niedrigsten Kaste stehen, die Unreinen, die zum Beispiel mit Blut und Tierhaut zu tun haben, also Schuhmacher, Trommelbauer, auch Hebammen gehören dazu, Straßenfeger und Wäscher.«

»Aha, die oberreinen Brahmanen lassen ihre Wäsche von den unreinen Parias waschen und ihre Kinder wohl auch von

den unreinen Hebammen zur Welt bringen. Klingt für mich ziemlich verlogen.«

»Das Kastensystem hatte in Indien auch immer seine Kritiker. Ich denke, in ein paar Jahren ist es ganz überwunden.«

»Nun ja, immerhin ist dein Urriese erfolgreich aufgeteilt worden«, versuchte Lasse den Ernst der Diskussion etwas abzumildern.

»Bei weitem noch nicht. Seine Augen wurden zum Beispiel zur Sonne, der Geist zum Mond.«

»Was, der tolle Geist wurde zum Mond? Der war wahrscheinlich kein besonders großes Licht...«

* * *

Moskau, acht Jahre zuvor

Das russische Staatsfernsehen berichtete, wie die Bomben fielen, aber dann war da plötzlich ein Maskierter im Bild, ein Mann mit schwarzer Sturmhaube, der in gestochenem Hochrussisch erklärte, dass die Welfarer das Schlimmste verhindert hätten der Präsident und seine Minister verhaftet seien.

Es folgte die übliche Abrechnung mit den Politikern. Das russische Volk erfuhr von Vergehen, die es in diesem Ausmaß nicht für möglich gehalten hatte, von Vetternwirtschaft und Korruption. Diese Informationen gaben eine gute Basis dafür ab, dass die Bevölkerung den Welfarern zunehmend wohlgesonnen wurde.

Die Sympathien der russischen Bevölkerung wuchsen bald ins Unermessliche, denn obwohl es kaum möglich war, präsentierten die Rebellen noch in der gleichen Sendung gehenkte Gegner des Regimes. Ja, sie lebten, sie sahen gut aus, wie das blühende Leben.

»Die ehemaligen Politiker, die Richter und jeder einzelne Henker werden für ihre Taten bestraft werden, das versprechen die Welfarer«, verkündete der Maskierte.

Dann hatten die Gehenkten das Wort, sie nannten ihre Namen, erklärten, wo sie herkamen und durften glücklich den Sendedesaal verlassen. Sie wurden zu ihren Familien gebracht, dabei

begleiteten Kamerateams die ersten, die in der Nähe wohnten und fingen bewegende Bilder ein, die sich beim unerwarteten Wiedersehen abspielten.

* * *

km 2023: Ljubimez

Der Montag der zwölften Woche war angebrochen. Lasse musste etwas kürzer treten, im wahrsten Sinne des Wortes. Die Tour war kurz nach dem Städtchen Ljubimez beendet. Die Freunde gelangten ans Ufer der Mariza, die sie schon zweihundert Kilometern begleitet hatten. Das Land war flach, Wiesen säumten den Uferbereich, ideal, das Zelt aufzuschlagen.

Bald dämmerte es und die Männer packten ihre Essensvorräte aus, kochten sich Tee, aßen und tranken und unterhielten sich über die seltsamen Eigenarten des Wesens Mensch. Anlass war die gestrige Begegnung mit dem bulgarischen Paar.

»Wenn da mal Außerirdische unbemerkt die Leute studieren wollten, ich glaube, die könnten überhaupt nichts mit uns anfangen.«

Genau so sah es auch Undici, aber er antwortete nicht und wunderte sich eher darüber, wie sich seine Einstellung gewandelt hatte. Als KoKo hatte er nichts als Abscheu übrig für seine Gattung, später als Elf entdeckte er Sympathien und schließlich als Undici hatte er sich ein ganzes Stück weit auf Andere einlassen können. Anfangs waren es kurze Begegnungen, er dachte an die Bauarbeiter bei Venedig oder an den Kroaten Uroš. Doch in so kurzer Zeit eine so intensive Freundschaft zu Lasse aufzubauen wäre ihm zu Beginn seiner Tour wahrscheinlich nicht möglich gewesen.

Weil Undici schwieg, begann Lasse zu singen, nach wenigen Takten holte Undici die Mundharmonika heraus und beide sangen und spielten nur für sich. Inzwischen war es stockdunkel geworden, der Mond war noch nicht aufgegangen. Hier auf dem Land war die Luft rein, kein Staub, kein überflüssiges Licht. Die Sterne über ihnen funkelten, als wären sie poliert worden und die Sternbilder zeichneten sich klar und deutlich ab. Leider kannten weder Undici noch Lasse irgendeines außer dem Großen Wagen, wie sie bedauernd feststellten. Undici war sich

nicht sicher, ob er die Milchstraße jemals in solcher Pracht gesehen hatte.

Und dann schien es, als wolle der Himmel das Beste vorführen, was er zu bieten hatte: eine ganze Serie an Sternschuppen.

»Was wünschst du dir?«, fragte Lasse.

»Verrat ich nicht«, entgegnete Undici, obwohl er genau wusste, was er sich wünschte, aber er dachte nicht, dass die Sterne ihm dabei helfen würden und es war ungewiss, ob er seine Ziele erreichen konnte.

Und Lasse wusste ebenfalls, was er sich ersehnte – und war sich sicher, dass sein Leben den gewünschten Weg nehmen würde.

* * *

Weltweite Veränderungen, acht Jahre zuvor

Und ein weiteres Stück Gerechtigkeit wurde geschaffen: Die Einführung des Geo: 

Auch wenn der Warenwert gewaltig sank, bezahlt werden musste immer noch, nur Grundnahrungsmittel und Benzin wurden kostenlos abgegeben.

Der Einfachheit halber bekam der Geo den gleichen Wert wie der Euro, die Wechselkurse wurden nun aber nicht einfach umgerechnet, sondern die Umrechnung richtete sich nach den durchschnittlichen Lohnkosten beziehungsweise dem BIP pro Kopf der Bevölkerung. Für die Arbeit, die einem deutschen Arbeitnehmer 100 € einbrachte, bekam ein Bulgare bislang 7 €, ein US-Amerikaner 150, der Dollar verlor also beim Umtausch ein Drittel seiner Kaufkraft, die des Lew stieg um das Fünfzehnfache. Noch krasser war das Verhältnis in Indonesien, wo die Rupiah um das Fünfundzwanzigfache aufgewertet wurde. Und in Elfs geliebtem Bangladesch stieg der Taka um das Vierzigfache. Wer dort also ein bescheidenes Vermögen angespart hatte, bekam auch in den USA den gleichen Gegenwert an Waren wie in seinem Heimatland.

Die Welfarer hatten geschafft, dass die ungerechtfertigten Währungsdifferenzen Vergangenheit waren. Gleiche Arbeit brachte gleiches Geld, nicht nur zwischen Frau und Mann, sondern international, und eben gleiche Kaufkraft. Indem die Wertschätzung für geleistete Arbeit nicht mehr von der Nationalität abhängig war, gaben die Rebellen der Menschheit ein Stück weit ihre Menschlichkeit zurück.

Die Elfer warteten weitere vier Jahre ab, bis auch Russland vollkommen integriert war in den globalen Verbund. Der Erste und die Seinen hatten alles realisiert, was sie sich vorgenommen hatten.

Die Versorgung der Bevölkerung erfolgte über die Produzenten, sodass die notwendige Arbeitszeit wie vorgesehen für jeden Erwachsenen auf zwei Stunden am Tag reduziert werden konnte. Bildung, Forschung und Kunst blühten auf und es gab keine Einschränkung in der Freizügigkeit.

In jeder Stadt gab es eine Transmitterstation, von der aus man im Bruchteil einer Sekunde zu jedem anderen Transmitter auf der Erde gelangen konnte. Die Welfarer konnten nicht verhindern, dass diese Geräte bald den Spitznamen ›Beamer‹ erhielten, dem populären ›Fachwort‹ in der Sciencefiction-Literatur seit achtzig Jahren. Ein Transmitter auf dem Mond befand sich bereits im Aufbau, auch auf dem Mars wurde einer vorbereitet.

Vier Jahre waren der Zeitraum, den die Elfer dem Ersten und seinen Klonen zugestanden hatten, jetzt waren sie am Zug.

* * *

km 2039: Swilengrad

Nach Swilengrad war es am Dienstag nicht weit, bereits nach einer Stunde hatten die Radfahrer das Städtchen im Dreieck Bulgarien-Türkei-Griechenland erreicht. Als Grenzstadt war es deutlich belebter als viele andere bulgarische Städte.

Hier hatte Undici etwas zu besorgen. Unter den kleinen Läden befand sich weder ein Sportgeschäft noch eines für Outdoor- oder Campingausrüstung. Schließlich steuerte Undici auf ein Haushaltwarengeschäft zu, vor dem Plastikstühle und

-kübel, Leitern, Besen und Eimer ausgestellt waren. Undici probierte sein Glück, ging hinein und fragte auf Englisch, wo man ein Zelt bekommen könne. Der Mann verstand ihn anscheinend, sagte: »Wait a minute« und verschwand in den Tiefen eines Nebenraums. Als er zurückkam hielt er in jeder Hand einen Sack unterschiedlicher Größe, auf deren Verpackung Abbildungen des Inhalts klebten. Es handelte sich um ein Einmann- und ein Zweimann-Zelt. Der Verkäufer, ein Mittvierziger mit gewaltigem Schnauzer, strahlte Undici begeistert an. Die Auswahl war nicht riesig, doch das kleinere Zelt würde seinen Zweck erfüllen. Undici fragte nach dem Preis und zuckte etwas zurück, darauf ging der Mann sofort ein paar Geo runter und schließlich einigte man sich bei einem Drittel Nachlass.

Erst als er zahlte, wurde Undici richtig bewusst, dass die Trennung von seinem Freund unmittelbar bevorstand, der nach Süden musste, er selbst nach Osten.

»Ich begleite dich noch bis zur Grenze«, schlug der Deutsche vor. Lasse nickte nur. Sie schlugen einen Weg über Feldwege ein, verfahren konnten sie sich nicht, sie mussten sich nur zur Sonne hin bewegen. Die Freunde sprachen kein Wort miteinander. Undici sah zu Lasse hinüber, der nachdenklich wirkte.

Nach wenigen Kilometern waren die Radler wieder auf einer Asphaltstraße, ein paar Büdchen tauchten auf, verlassene Geldwechsel-Stuben und kurz darauf die ehemaligen Grenzanlagen. An einem offenen Schlagbaum hielten die Männer an und stiegen ab, schweigend sahen sie sich in die Augen. Lasse kam die paar Schritte auf Undici zu, breitete seine Arme aus und drückte ihn kräftig an sich. Undici erwiderte den Druck, der ihm sehr angenehm war. Er spürte Lasses Wärme, musste schlucken und spürte, dass seine Augen feucht werden wollten. Soweit sollte es nicht kommen, dass er vor Lasse in Tränen ausbrach, deshalb löste er den Druck und schob seinen Freund etwas von sich. Er wollte sich mit Worten verabschieden und überlegte, was einigermaßen passend wäre, da kam Lasse ihm zuvor:

»Ich würde dich gerne einmal wiedersehen.«

»Das will ich auch. Nur weiß ich noch nicht genau, wie das weitergeht, mit mir, mit Dipu und unserem ganzen Lebensweg.«

»Wie auch immer, in einem Jahr bin ich wieder in Ulricehamn, dort werde ich bleiben, wahrscheinlich für den Rest meines Lebens. Wenn du Zeit und Lust hast, fragst du einfach in meiner Stadt nach der Tischlerei Gustafsson, die kennt dort jeder.«

»Ich werde kommen«, versprach Undici. »Du kannst dir gar nicht vorstellen, wie wichtig du für mich geworden bist.«

»Doch, kann ich, du für mich nämlich auch. Wir haben etwas gemeinsam, wir sind beide unterwegs, und nicht nur mit dem Rad. Wir sind auf der Suche, nach innen.«

Dann fügte er noch an: »Ich wünsche dir, was auch immer du vorhast, es soll gelingen. Es wird vielleicht das Beste sein für die ganze Welt. Mir ist vollkommen klar, dass du ein Liberté bist. Du wirst deine Gründe haben, dass du es selbst vor mir nicht zugegeben hast. Ich akzeptiere es, du brauchst es mir also nicht zu bestätigen.«

»Dann bestätige ich es auch nicht«, sagte Undici. Es kam ihm vor, als hätte er einen Zug seines Freundes angenommen, denn er musste lachen, fröhlich lachen, und Lasse wäre nicht Lasse gewesen, wenn er nicht schnell eingestimmt hätte.

Ein LKW brauste an ihnen vorbei und auf ihrer Höhe hupte er. Das war wie ein Signal, Lasse ging zu seinem Rad, stieg auf und fuhr los. Mehrfach sah er sich um und die Männer winkten sich noch ein paarmal zu. Dann ging Undici ein Stück in seine eigene Richtung. Die Flüssigkeit in den Augen wurde deutlich mehr. Als Lasse sich noch einmal umdrehte und Undici sich sicher war, dass der andere es auf diese Entfernung nicht mehr sehen konnte, ließ er innerlich los und ließ die Tränen fließen. Sie tropften in seinen verwilderten Bart.

Als Lasse hinter einer Biegung verschwand, wischte Undici mit dem Ärmel die Augen trocken. Immer noch ging es nicht anders, auch in der größten Hitze musste er langärmlige Hemden tragen.

Undici stieg auf sein Rad, wendete und fuhr zurück nach Swilengrad. Dort bog er rechts ab auf die Route 8 und nach nicht einmal zwanzig Kilometern war er am Grenzübergang Kapitan Andreewo-Kapikule zur Türkei.

* * *

Antarktis, acht Jahre zuvor

Der ›Erste Punische Krieg‹ war fingiert; die Libertés hatten ihn in Paris inszeniert, damit der Master sich sicher fühlen sollte. Die Elfer waren alle nochmals verdoppelt und hatten sich in der Antarktis verschanzt, unauffindbar in der Tiefe des ewigen Eises im Bereich des riesigen Wilkeslands mit einem Eisschild von bis zu 4.000 Metern Dicke. Platz- oder Energiemangel gab es nicht, die Rebellen hatten es warm und kuschelig wie in einem Eishotel. Von dort beobachteten sie nach wie vor sämtliche Aktivitäten der Master-Riege.

* * *

Berlin und die Welt, acht Jahre zuvor

Der zwölfte November nahte, der 25. Jahrestag der ersten Selbstverdopplung Kochers. Dieser Tag wurde zum weltweiten Feiertag erklärt und sollte ein Freudenfest werden mit Feiern auf der ganzen Welt, ausgelassener Musik, Festtagsstimmung. Gekrönt werden sollte alles mit einem Feuerwerk nach Einbruch der Dunkelheit.

Eine Feier wurde es auch, die allerdings ganz anders verlief, als der Erste es sich gedacht hatte. Die zentrale Veranstaltung fand in seiner alten Grunewald-Villa statt, wo alles begonnen hatte. Im geräumigen Wohnzimmer saßen neben Kocher sieben Urkos, aber immer noch mit Masken, und ein paar ausgewählte Besucher. Zwei Kamerateams sollten die Ansprache aufnehmen und in die Welt verbreiten.

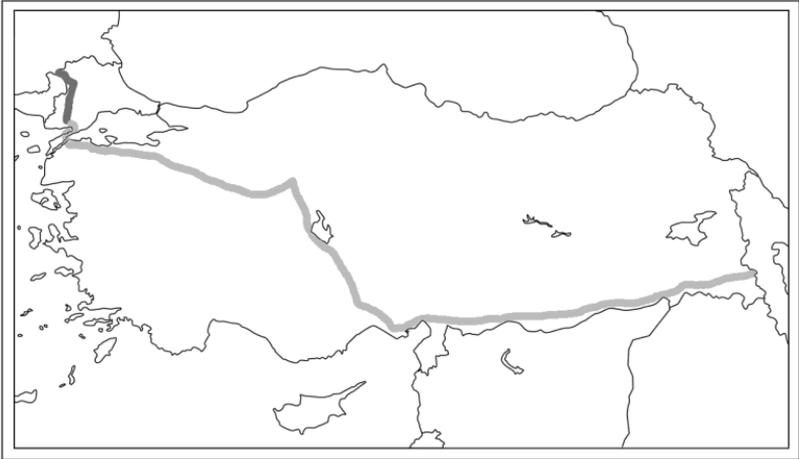
»Hier in dieser Villa habe ich mit meinen Forschungen begonnen. Nein, begonnen kann ich nicht sagen, begonnen habe ich sie im Lawrence Berkeley National Lab in Kalifornien, aber hier passierte die entscheidende Wende, hier kam der Durchbruch, denn hier lernte ich, Materie zu verdoppeln. Das Geheimnis, wie genau das vor sich geht, werde ich immer noch wahren. Ich denke, die Menschheit wird auch in nochmals fünf- undzwanzig Jahren nicht reif genug sein, es in vollem Umfang zu begreifen und in eigener Verantwortung damit umzugehen.

Bulgarien

Ohne diese Errungenschaften stünde die Menschheit heute aber ganz anders da.«

Kocher begann, die mannigfaltigen positiven Veränderungen aufzuzählen, die er und seine Operatoren bewirkt hatten.

Türkei



Handelnde:

Undici, Europaradler
Kocher, der Erste, der Meister
Urkos, seine unmittelbaren Klone
Libertés, Elfer-Rebellen
Lasse, Undicis Reisebegleiter und Freund
Welfare-Rebellen, Kochers Rebellenorganisation
BD-SOZ-I-1, genannt Elf, Vorgänger Undicis
Spiekenagel, gelöschter Kompagnon des Ersten
Elfer, Gruppe der Klone Elfs
Walter Cunningham, US-Geheimdienstler
Dipu Freundin Elfs
Rani, Dipu II
Frank, Ranis Sohn
MIL aus Rangpur, genannt Sepp, Ranis Mann
Fabricio Guevara, Weltpräsident
MILs, Militärexperten Kochers
SPYs, Geheimdienst Kochers
Crump, späterer Nachfolger Trumps

km 2057: Grenzübergang Kapitan Andreewo-Kapikule

Hier am Grenzübergang Kapitan Andreewo-Kapikule war ein viel lebhafterer Betrieb als auf der Straße nach Griechenland. Lastwagen reihte sich an Lastwagen, dazwischen PKWs und einige Motorräder. Obwohl auch hier die Grenzkontrollen längst abgeschafft waren, bildete der Übergang immer noch ein Nadelöhr, das den Verkehrsfluss deutlich drosselte.

Undici kam sich mit seinem Rad beinahe verloren vor und musste aufpassen, nicht mit einem Auto oder LKW zu kollidieren, denn die nahmen ihn anscheinend kaum wahr. Er stellte sich vor, wie es hier ausgesehen haben mochte in der Zeit vor der Teleportation und vor einer Industrie, die fast alles mittels Produktoren herstellte. Der Verkehr musste damals ein Mehrfaches betragen haben mit Lastwagen, Bussen, großen und kleinen Transportern aufgereiht in unendlich scheinenden Schlangen. Undici konnte sich an Berichte erinnern, dass es manchmal tagelang gedauert hatte, bis LKWs abgefertigt worden waren. Bei Tiertransporten verendeten manchmal dutzendweise Rinder und anderes Schlachtvieh, was Proteste von Tierschützern auf den Plan gerufen hatte.

In der Nähe befand sich Kemalköy, dessen Name aus dem Arabischen kommt und ›vollkommenes Dorf‹ bedeutet. Undici wollte einerseits weg von dieser Hauptstraße mit ihrem dichten Verkehr und war andererseits neugierig auf das erste türkische Dorf. Das wollte er sich ansehen und dafür einen kleinen Umweg in Kauf nehmen. Hatte er in der Vor-Lasse-Ära beinahe ein schlechtes Gewissen gehabt, wenn er sich wie in Venedig Sehenswürdigkeiten ansah, so war es ihm jetzt wichtig, auch Eindrücke zu sammeln, die mit seinem eigentlichen Auftrag nichts zu tun hatten.

Die erste Begegnung im neuen Land vergällte ihm aber beinahe seine Unternehmungslust. Ein blau-gelber Bus überholte Undici und drei riesige Köter stürzten auf den Brummer zu, kläfften ihn an und jagten ihm ein Stück weit hinterher. Nachdem sie das Gefühl hatten, diesen Feind erfolgreich verbellt zu haben, machten sie kehrt und trabten gelassen zurück. Kurz darauf bemerkte der Rudelführer einen neuen offensichtlichen Eindringling auf einem seltsamen Gestell, schlug Kampfesgeheul an und jagte Undici nach. Seine Kumpane stimmten ins Gebell mit ein und nahmen die Verfolgung auf.

Undici blieb nichts anderes übrig, als mit aller Kraft in die Pedale zu treten. Er war begeistert von seinem Trainingszustand und dachte schon, dass er die Verfolger abhängen könne, aber bald schon musste er feststellen, dass die Biester aufholten. Schließlich erreichte ihn der Alpha-Hund und schnappte nach seiner linken Wade. Undici trat in seine Richtung, aber es war ihm schlecht möglich, gleichzeitig mit dem Strampeln genau zu zielen und zu treffen. Zu allem Überfluss näherte sich der zweite Köter seiner rechten Seite. Da erwischte der Radler die Schnauze des linken, der kräftig aufjaulte und abfiel. Seine tierischen Kumpane waren kurz verunsichert. Undici bremste ab, sprang vom Rad, griff sich ein paar Steine vom Wegesrand und schleuderte sie auf die Hunde. Gleich der erste Wurf war ein Treffer und neues Aufheulen folgte. Die Tiere blickten jetzt mit mehr Respekt in seine Richtung und schon wenn er zu einem Wurf ausholte, wichen sie zurück. Sie schienen diese Bewegung zu kennen und wussten, dass sie nichts Gutes bedeutete.

Undici registrierte das und ging weiter auf die Dreiermeute zu, wobei er immer wieder drohend einen Stein in die Höhe hob. Die Tiere wichen zurück. Der Radler wagte es und rannte auf sie zu, und siehe da, winselnd verzogen sie sich.

Sieg auf ganzer Linie! Undici hatte aber keine Lust mehr, sich das perfekte Dorf anzusehen und das Hundeareal nochmals zu passieren, deshalb nahm er den nächsten Feldweg, umrundete es weiträumig und schaffte es bis zum Abend nach Edirne.

* * *

Berlin und die Welt, acht Jahre zuvor

»Ich möchte hervorheben, dass diese friedliche Revolution so gut wie keine Todesopfer gefordert hatte, nur ein paar durch den Abwurf der Atombombe in China, die wir aber zuvor entschärfen konnten und durch die Machenschaften der ehemaligen russi...«

Weiter kam Kocher nicht. Er bemerkte nicht, dass hinter ihm acht Männer in blauen Kapuzen auftauchten, die nur kurz ihr Palmi auf ihn und seine Urkos richteten, und im Nu waren der Master und die Seinen dematerialisiert.

Eine der Blaumützen ging zum Mikrofon und sprach zu den Journalisten. »Bleiben Sie ruhig, ganz ruhig. Sie oder ihre Kollegen haben uns vor fünf Jahren in Paris schon einmal gesehen. Dort schien dieser Professor Kocher hier uns ausgelöscht zu haben. Aber so war es nicht, er sollte nur denken, er habe uns ausgelöscht, und sich in Sicherheit wiegen. Heute haben wir ihn und seinesgleichen aber in einer konzertierten Aktion weltweit wirklich ausgelöscht.

Mit vielem, was Konrad Kocher bewirkt hat, sind wir grundsätzlich einverstanden, womit wir aber nie und nimmer zufrieden sein können, ist der Weg, den er gegangen ist. Er hat sich als Despot etabliert und das hat die Menschheit nicht verdient. Der Mensch ist ein freies Wesen mit freiem Willen und fähig zu freien Entscheidungen.

Wir werden der Menschheit die Freiheit zurückgeben und nennen uns deshalb die Libertés, noch immer.«

Er verstummte und wollte seine Worte wirken lassen. Ein Reporter nutzte die Pause für eine Frage: »Was ist denn mit dem Master und seinen Leuten?«

»Wir bringen sie nicht um, sie sollen weiter leben. Wir werden sie an einen sicheren Ort bringen, an dem sie ein selbstbestimmtes Leben führen können, wir werden aber dafür sorgen, dass sie keine Gelegenheit mehr erhalten, ihre diktatorischen Ambitionen in die Tat umzusetzen.«

Der Blaubemützte schaute den Reporter an. Der bedankte sich.

»Wir möchten die Menschheit nicht weiter auf die Folter spannen. Auch ich bin ein Kocher. Kocher und die Seinen haben sich all die Jahre nicht ohne ihre Sturmmasken gezeigt, trotzdem hat so mancher einen bestimmten Verdacht gehegt. Ich werde hier und jetzt dieses Geheimnis lüften.«

Der Sprecher packte den unteren Rand seiner Sturmhaube und hob ihn langsam an. Hals und Kinn kamen zum Vorschein und plötzlich war die Erscheinung verschwunden. Stattdessen tauchten wieder acht Männer in schwarzen Eulen mit ihren kleinen Geräten in den Händen auf.

»Immer diese Störenfriede«, sagte der, der in der Mitte stand. Alle acht unterschieden sich in keiner Weise von denen, die zuerst anwesend waren. Waren das die gleichen Leute? Die Reporter waren verwirrt.

»Ich werde nicht gerne unterbrochen«, begann der Mittlere, »und werde selbst bestimmen, ob und wann wir die Hauben abnehmen. Ich hatte gerade ausgeführt, dass die russischen Funktionäre für die Todesopfer dort verantwortlich waren.«

Ziemlich ungerührt verkündete er weiter, was die Welfarer erreicht hatten, dann ließ er sich darüber aus, dass er sehr wohl gewusst habe, dass die so genannten Libertés am heutigen Festtag einen Anschlag geplant hätten. Da er und die Seinen aber darauf vorbereitet gewesen seien, sei es ihnen leicht gefallen, ihn abzuschmettern, wie damals in Paris.

Doch dann forderte er auf, endlich damit zu beginnen, was für den heutigen Tag geplant war: »Feiern, feiern, feiern wollen wir.« Aber es klang ziemlich trocken, vielleicht hatte ihn der Anschlag doch mehr mitgenommen, als er zugeben wollte.

Die Menschen weltweit waren ebenfalls verunsichert, schon zum zweiten Mal hatten die Blauhauben zugeschlagen und waren gescheitert. Libertés – ein schöner Name, Freiheit, nicht schlecht. Die meisten Menschen waren freier als in der Vor-Welfare-Ära, politische Freiheit hatten sie aber nicht, keine richtige Mitbestimmung, da hatten die Blauen recht.

* * *

km 2077: Edirne

Edirne, Türkei – ein Schmelztiegel vieler Kulturen und Zeitalter. Undici fuhr über die wunderschöne osmanische Tunca-Brücke und erreichte bald die Selimije-Moschee. Sie war längst nicht die einzige, und neben den muslimischen Gotteshäusern konnte er auch eine rundliche bulgarische Kirche und eine gelbe Synagoge bestaunen. »Sie können ja doch nebeneinander stehen!«, dachte sich der Radler.

Kurz vor dieser Stadt hatte er nach einem Abstecher zur Mariza übernachtet, die ihm richtig vertraut war und ihn auch noch eine ganze Weile in der europäischen Türkei begleiten würde. Erstmals baute Undici das neue Zelt auf, für sich alleine. Es klappte wie am Schnürchen, die Gebrauchsanleitung benötigte er nicht, die Konstruktion war einfach und selbsterklärend. Als

Undici im Zelt lag, dachte er zunächst an Lasse. Wo der wohl stecken mochte und wie es ihm erginge? Ob auch er wenigstens ein bisschen Leere spüren würde ohne seinen Kumpan? Undici vermutete, dass es so sei. Ihm war klar, dass er sich schon bald daran gewöhnen würde, allein zu radeln, und nicht anders würde es Lasse ergehen. Vielleicht fand einer von beiden einen neuen Fahrrad-Kameraden, er selbst würde sich nicht dagegen wehren.

Am meisten wunderte sich Undici, dass er Lasse nichts hatte vormachen können und der ihn als Liberté erkannt hatte. Trotzdem hatte er ihn mit Fragen diesbezüglich verschont, er musste gespürt haben, dass Undici dieses Geheimnis bewahren wollte. Umso mehr wunderte er sich, wie offen der Schwede ihm gegenüber war. Jetzt fragte er sich, ob er ihn nicht doch gefahrlos hätte einweihen können, vielleicht hätte er sogar einen Mitstreiter gewonnen, ähnlich wie Spiekenagel, aber er hätte ihn auch in enorme Gefahr bringen können.

Nein, es war besser so. Wenn alles gut gehen würde, war der Besuch in Ulricehamn unumstößlich und er konnte Lasse seine Beweggründe im Nachhinein erläutern, wenn der sie nicht so wieso schon erahnte.

Auch von den Ereignissen der Machtübernahme würde er ihm aus allererster Hand erzählen, wie auch von dem ›Zweiten Punischen Krieg‹ in Berlin, der nichts anderes war als eine Verzögerung in der Einführung der wirklichen Freiheit für die Menschheit.

›Hochtrabend, diese Vorstellung, wirklich hochtrabend‹, musste Undici sich eingestehen, aber so war es nun einmal.

* * *

Deutschland und die Welt, acht Jahre zuvor

Es wurde viel geredet, auch einiges getrunken und gegen Abend war die Laune gut. Niemand wollte mit der Zeit vor den Rebellen tauschen. Als es um zehn Uhr abends schon stockdunkel war, wurden in ganz Deutschland riesige Feuerwerke abgebrannt, und nicht nur in Deutschland, in der ganzen Zeitzone war es so, von Spitzbergen mit seinen 3000 Einwohnern bis zum südlichsten Zipfel am Kap Agulhas in Südafrika. Diese Feuerwerke wiederholten sich im Stundentakt jeweils in der nächsten Zeitzone, ganz ähnlich wie seinerzeit bei der Jahrtausendwende.

Zufrieden legten sich die Menschen schließlich schlafen, und als sie aufwachten, prägten Blauhauben das öffentliche Leben.

* * *

km 2077: Edirne

Undici gönnte sich einen weiteren Tag in Edirne, radelte zu einigen touristischen Brennpunkten der Stadt und zückte mehrfach seine Mundharmonika.

Sehr beeindruckt war der Radwanderer vom Bedesten-Basar aus dem 15. Jahrhundert, der in einer riesigen, von Bögen unterteilten Halle stattfand. Hier herrschte ein buntes Treiben, Undici wurde schnell klar, dass es überwiegend Touristen waren, die hier einkauften. Die farbenfrohen Stände mit Kleidung, Seifen in Obstform, die einen entsprechenden Geruch verbreiteten, orientalische Lampen und eine Unzahl von Fähnchen verbreiteten dennoch eine fröhliche, beschwingte Grundstimmung und erinnerten den Radler daran, wie bunt sein Leben geworden war.

* * *

Nach noch mehr Fernsehsendungen und noch mehr Erklärungen fragten sich viele Menschen, ob das denn nie ein Ende nehmen würde. Mal sah man schwarze, mal blaue Eulen, was für einen Krieg führten die untereinander? ›Mensch-Ärgere-Dich-Nicht im Grunewald‹ hatte eine große Zeitung nach dem ›Zweiten Punischen Krieg‹ getitelt, ›Alle kicken sich gegenseitig hinaus!‹

Doch die Haubenzeit war bald vorbei. Diesmal war es Niue, von wo aus gesendet wurde, eine kleine Sendeanstalt, doch sie reichte aus.

Ein Dutzend Männer mit den blauen Hauben über dem Kopf präsentierten sich etwa zwei Dutzend Reportern. Der Sprecher ging an den Nachrichtentisch und begann seine Rede.

»Ich spreche zu den Niueern und ich spreche zur gesamten Welt. Die Verunsicherung durch Rebellen und Antirebellen ist vorbei, das kann ich Ihnen allen versprechen. Das mehrmalige Hin und Her tut mir leid, ich möchte mich dafür entschuldigen, aber anders war es nicht möglich. Wir mussten die sich selbst so nennenden Welfare-Rebellen täuschen und in Sicherheit wiegen. Wir hatten ihren Angriff vorausgesehen und die Weichen so gestellt, dass wir endgültig die Oberhand gewinnen konnten und das ist nun geschehen.

Der Ablauf war beinahe so wie bei den ›Punischen Kriegen‹, allerdings im Vergleich dazu im Zeitraffer-Tempo. Wer sich etwas in Geschichte auskennt, weiß, dass die Karthager drei Kriege geführt hatten gegen die Römer, die ihr Land besetzten. Im zweiten Punischen Krieg zog Hannibal sogar mit Elefanten über die Alpen, um die Römer von Norden her anzugreifen.

Die drei antiken Kriege verteilten sich über einen Zeitraum von beinahe 120 Jahren, die ›neuen‹ fanden innerhalb von drei Jahren statt. Im Unterschied zu uns musste sich Karthago letztendlich geschlagen geben, wir hingegen sind im Endeffekt erfolgreich geblieben. Wie alle Vergleiche hinkt auch dieser. Römer und Karthager sind mit den verschiedenen Kocher-Gruppen nicht gleichzusetzen, doch ähnelt sich die Abfolge der Ereignisse.

Ich stehe hier vor Ihnen als ein Klon des Professor Konrad Kocher, mein Name ist BD-SOZ-I-1. Der Name ist lang und

kompliziert und eigentlich eher so etwas wie ein Etikett, deswegen werde ich der Einfachheit halber Elf genannt.

Und nun führen wir das aus, was wir schon längst versprochen haben.«

Er gab den anderen Blauhauben ein Zeichen und gleichzeitig zogen sie ihre Eulen von den Köpfen. Elflinge standen nun vor den Reportern, alle vollkommen gleich, wie Schaufensterpuppen aus der gleichen Produktion, aber Puppen waren es nicht, es waren lebende Menschen. Eine einzige Person allerdings sah anders aus.

»Wir alle sind Klone Kochers«, erklärte Elf nun weiter. »Wir gleichen uns bis in die letzte Körperzelle und wir gleichen auch sämtlichen Welfare-Klonen. Wir unterscheiden uns von ihnen aber durch unser Gedankengut. Ich habe eine Entwicklung durchgemacht, die der ursprüngliche Konrad Kocher nicht erlebt hat, meine Gedankenwelt, meine Einstellungen haben sich vollkommen gewandelt. Vom Mitstreiter wurde ich zum erbitterten Gegner des Ersten, wie er sich nannte. Ich verfüge über sein Wissen, konnte mich selbst vervielfältigen und musste verhindern, dass er mich auslöscht. Mit vielen Tricks ist mir das gelungen, ist uns allen das gelungen.«

Dann winkte er den einzigen Nicht-Klon zu sich heran. »Unterstützung bekamen wir von diesem Mann hier, es ist Arthur Spiekenagel, er war viele Jahre lang die rechte Hand des Masters. Er baute den weltweiten Pranalyt-Konzern mitsamt seinen Tochter-Unternehmen auf, aber als der Meister – noch eines seiner Synonyme – sich klonen konnte, ersetzte er ihn brutal durch einen eigenen Klon. Zufällig bekam ich das mit und es bestärkte mich in der Überzeugung, dass das Vorgehen des Ersten nicht richtig sein konnte.«

Elf übergab das Wort an Spiekenagel, der erklärte, wie er gelöscht und abgespeichert worden sei. Dazu musste er allerdings länger ausholen und es gab zahlreiche Rückfragen der Reporter. Dass Menschen als Sicherheitskopie in einem Granitfelsen lagern konnten, war eine kaum glaubhafte Angelegenheit; der weitere Bericht überzeugte die Journalisten aber. Die Gruppe um Elf, nun wurde auch der Begriff Elfer bekannt, hatten Spiekenagel aktivieren können, der selbstverständlich sofort ein ent-

schiedener Gegner seines ehemaligen Kompagnons war und Elf und die Seinen so gut er konnte unterstützte. Mehrfach trugen sie den Vorschlag an ihn heran, sich ebenfalls vervielfältigen zu lassen, aber das lehnte er konsequent ab, er wollte kein Klon sein unter vielen.

Seine Aufgabe sah er darin, das Netzwerk des Ersten in all seinen Verästelungen zu ergründen, er musste dessen Struktur in- und auswendig kennen, um eine effektive Gegenstrategie zu entwerfen. Sein Plan war, sowohl Paris scheitern zu lassen wie auch die gestrige Übernahme im Grunewald. Er ging davon aus, dass der Master einen Plan B und einen Plan C hatte und hatte recht behalten. Er hielt es für möglich, dass sogar ein Plan D existierte, aber der sollte dem Master nichts mehr nützen. Denn die Elfer hatten ihre eigene Forschungssparte ausgebaut und verfügten über Detektoren, die sofort registrierten, wenn fremde Materialisierungsfelder auftauchten und sie sogleich neutralisierten.

Weltweit wurden diese Neuigkeiten ausgestrahlt, überall lauschten die Menschen den Ausführungen.

* * *

km 2095: Üyüklütatar

Üyüklütatar war zwanzig Kilometer entfernt, ein kleiner Ort, der ganz überwiegend von der Landwirtschaft lebt. Bekannt geworden war er als Durchgangsort für Flüchtlinge, was allerdings 2012 durch einen Zaun auf griechischer Seite unterbunden wurde.

Die Ereignisse, die damals abgelaufen waren, waren nicht schön, sie bestätigten Undici, wie richtig seine, nein Kochers Idee war, sämtliche Grenzen ein für alle Male aufzuheben.

Die Mariza floss ganz in der Nähe vorbei. Undici radelte auf einem kurzen Feldweg dorthin, schlug in einem Hain sein Zelt auf und beschloss den Tag.

* * *

Fort Davis und die Welt, acht Jahre zuvor

Auch in einer Berghütte nahe der kleinen Stadt Fort Davis in Texas hörte ein Mann aufmerksam zu. Der Sturz der Welfarer passte ihm gut, die neue Technik, von der dieser Spiekenagel da redete, stellte allerdings eine Herausforderung dar, die man bedenken müsste.

Der Mann hieß Walter Cunningham.

Er konnte sich Zeit lassen, die Libertés waren beschäftigt, ein Ziele nach dem anderen umzusetzen. Sie machten kein Geheimnis daraus.

Oberste Priorität hatte das menschliche Klon-Verbot, die vorhandenen Klone wurden nicht vernichtet, aber sie galten als normale Menschen mit allen Pflichten und Rechten. Zu ihren Eigenschaften würde gehören, dass sie irgendwann starben, eines natürlichen Todes, zum Beispiel durch Altersschwäche, Krankheiten oder eben eines unnatürlichen Todes, beispielsweise einen Unfall. Neue Sicherheitskopien durften nicht mehr angefertigt werden und die bestehenden wurden gelöscht.

Gleicher Lohn für gleiche Arbeit, gleiche Gesetze überall, Abschaffung der Todesstrafe, gleiche Logistik, Rückführung sämtlicher Kirchen auf den Status folkloristischer Vereine, all das waren letztlich die Ergänzungen, die von den Libertés nur noch zu Ende geführt werden mussten. Neu war die Re-Demokratisierung, bei der die Libertés auch Vorgaben machten, die zunächst eingehalten werden mussten. Die ganze Welt wurde föderalistisch organisiert. Am Ende des ersten Jahres wurden Gemeindewahlen mit der Wahl eines Nicht-Klon-Bürgermeisters durchgeführt. Klone sollten künftig vom passiven Wahlrecht ausgeschlossen werden, sie hatten lange genug die Geschichte der Menschheit bestimmt.

Alle größeren Entscheidungen wurden generell volksabstimmungspflichtig, bei allen anderen Fragen war die Schwelle, eine Volksabstimmung zu beantragen, äußerst niedrig angesetzt. Nur schwer konnte gegen den ausgemachten Willen des Volkes regiert werden.

Nach zwei Jahren fanden auf dieser Basis erste geheime und freie Bezirkswahlen statt, bei denen es keine wesentlichen Komplikationen gab. Im Jahr darauf folgten Distrikt- beziehungsweise Landtagswahlen, in größeren Staaten wie den USA, Ka-

nada, Australien und Indien auch die Wahlen in den einzelnen Bundesstaaten.

Vorgesehen war, dass in zwei Jahren ein Staatsoberhaupt für jedes einzelne Land der Erde gewählt werden sollte, in vier Jahren sechs Erdteil-Präsidenten, für Nord- und Südamerika jeweils ein eigener, und in sieben Jahren das Weltparlament mit dem Weltpräsidenten an der Spitze.

Bis dahin musste einiges passieren. Vorgaben für die Anwendung von Verdopplern und Teletransport wurden streng geregelt, Juristen arbeiteten dafür ein umfassendes Gesetzeswerk aus.

Jedes Material und jeder Gegenstand durfte unbegrenzt vielfältigt werden, ausgenommen waren sämtliche Waffen, außer als Anschauungsmaterial z. B. für historische Schulungen, aber auch dann musste gewährleistet sein, dass sie funktionslos blieben. Sie durften nur durch staatliche Ausgabestellen und Kontrolleure gehandhabt werden.

Klonen von Pflanzen war erlaubt, nicht jedoch das von lebenden Tieren, bei toten war es wiederum möglich, insbesondere Schlachtvieh. Die abgespeicherten Muster waren dabei ausreichend, so dass es nicht mehr notwendig war, neue Tiere für die Nahrung zu töten.

Beim Transmittieren wurden Standardverfahren eingeführt, die dauerhaftes Speichern von Sicherheitskopien überflüssig machten.

Von entscheidender Bedeutung war den Libertés die Wiederaktivierung der Welfare-Rebellen, denn sie konnten und wollten keine Vernichter menschlichen Lebens sein, selbst wenn es sich um Klone und dazu noch um ihre Feinde handelte. Doch die Abkömmlinge des Ersten waren brandgefährlich, ihnen musste der Zugang zu ihrer eigenen Technologie strikt unterbunden werden.

Das meiste dessen, was die Libertés für Fortschritte hielten, war für Cunningham nichts als Gefühlsduselei.

* * *

In Elçili, einem winzigen Dorf mit Landwirtschaft und Viehhaltung fiel Undici bei der Routenplanung auf, dass er bald seinen Lieblingsfluss, die Mariza, verlassen würde. Er machte deshalb einen kleinen Abstecher und gönnte sich seine Mittagspause an ihrem Ufer. Das Wasser floss träge dahin, nicht weit entfernt unterteilte eine langgestreckte, bewaldete Insel den Fluss. Da keine Menschseele zu sehen war, zog der Radler sich aus und schwamm hinüber. Hier würde er leichter ein schattiges Plätzchen finden als am Flussufer selbst. Das bestand aus Grasboden, nur ab und zu von ein paar Büschen unterbrochen.

Undici schritt die Insel ab, die zweihundert Meter lang sein mochte. Die Bäume spendeten Kühle und Ruhe. Das Ufer gegenüber war Griechenland, machte er sich klar. Er legte sich ins Gras und döste ein wenig im Halbschatten. Seine Erinnerung schweifte umher und blieb beim Wiedersehen mit Dipu hängen.

* * *

Dhaka, 8 Jahre zuvor

Bewusst hatte sich Elf während der Jahre des Versteckens nicht bei Dipu gemeldet. Telefon oder E-Mails, nicht einmal normale Post schienen ihm geeignet, den Kontakt wieder aufzunehmen. Nach dem Sieg über die Welfarer gab Elf den Mitstreitern einige Instruktionen und ließ sich nach Dhaka teleportieren. Dort fuhr er mit einem Taxi zu Dipus Wohnung und traf die Frau, die er heiß ersehnte, nicht an. Mit dieser Möglichkeit hatte er gerechnet, weil sie nicht wissen konnte, ob und wann er kommen würde. Er war sich nicht einmal sicher, ob sie verstanden hatte, dass die vollkommene Kontaktsperre nötig war. Und wenn sie es verstanden hatte, war nicht sicher, dass sie sie akzeptiert hatte. Doch endlich hatte I-1 Zeit, endlich hatte er keinen Druck mehr und endlich war nicht mehr zu befürchten, dass der Erste ihnen nochmals dazwischenfunken würde.

Elf war nicht sonderlich betrübt, sondern setzte sich in ein Café gegenüber dem Wohnhaus seiner Angebeteten, wo er sie abfangen konnte, wenn sie nach Hause käme. Vier Stunden hatte

er dafür eingeplant. Vielleicht machte sie nur Besorgungen und käme bald wieder, vielleicht war sie verreist, im schlimmsten Fall umgezogen, dann würde die Suche etwas umständlicher werden. Bewusst verzichtete er darauf, seine Fensterchen einzusetzen.

Wenn nötig käme er morgen früh nochmals her, würde wieder bis zu vier Stunden warten und sich dann an die Einwohnerregistratur wenden. Für die Wartezeit hatte er sich mit reichlich Lesestoff eingedeckt.

Oberflächlich in seine Lektüre vertieft sah Elf immer wieder die Straße hinauf oder herunter, ob sich jemand näherte, der seine Dipu sein könnte. Ein paarmal meinte er, ihre Statur zu erkennen, aber wenn die Person nahe genug war, musste er enttäuscht feststellen, dass sie es nicht war. Ein paarmal ging er hinüber zur Eingangstür und klingelte für den Fall, dass sie unbemerkt zurückgekommen wäre, aber sein Läuten blieb erfolglos. Leider hatte Dipu nie ihren Namen auf die Klingel geschrieben. So konnte Elf nicht sicher sein, wer in der Wohnung lebte. Immerhin stand auch kein fremder Name daran. Das gab ihm etwas Hoffnung.

Die vier Stunden waren vorbei. Elf klappte seinen Laptop zu und winkte der Kellnerin, um zu bezahlen. Da überquerte eine Frau die Straße und ging auf die Eingangstür zu. Elf war verblüfft. Vieles an ihr war ihm vertraut, diese Frau war aber deutlich rundlicher als seine Dipu, und gar nicht passte, dass sie ein Kind an der Hand führte, einen kleinen Jungen, drei Jahre mochte er sein. Elf war verwirrt und verunsichert. Sie konnte also nicht Dipu sein, trotzdem schaffte er es nicht, seinen Blick von der Frau zu wenden. Sie hatte Schwierigkeiten mit dem Schloss, beugte sich herunter, stellte ihre Tasche ab und sagte etwas zu dem Jungen, dabei konnte Elf das Gesicht klar und deutlich erkennen. Sie war es, seine Dipu. Als sie sich wieder aufrichtete, kam ein Mann über die Straße zu ihr gelaufen und wollte ihr mit dem Schlüssel helfen. Sie lachte, drückte die Tür auf, drehte sich um und gab ihm einen Kuss.

Elf sank in seinen Sitz zurück. So war das also, Dipu war ihm untreu geworden. Ein Kind hatte sie, wohl eine Familie gegründet. Tiefe Enttäuschung machte sich breit. Statt zu zahlen bestellte er einen Pfefferminztee, rührte einen Löffel Zucker hinein und dachte nach.

Er musste den Ereignissen in die Augen sehen. Was er Dipu Afsari zugemutet hatte, war eigentlich unzumutbar. Es war ihr

gutes Recht, ohne ihn und die ganze Verwirrung, in die er sie gestürzt hatte, glücklich zu werden. Aber es schien ihm bis zu ihrer vorgespielten Trennung, dass sie alles überwunden und das Verhältnis gestimmt hätte.

Nichtsdestoweniger war er vier Jahre für sie von der Bildfläche verschwunden, die lange Zeit vom ersten bis zum dritten Punischen Krieg. Für Dipu musste unsicher gewesen sein, ob er überhaupt wiederkommen würde. Sie hatte ein Recht darauf, sich unbeschwert zu verlieben und die biologische Uhr tickte auch bei ihr. Für sie war es mit Sicherheit die letzte Gelegenheit gewesen, ein Kind zu bekommen.

Elf trank aus, zahlte und ging über die Straße. Nach dem Klingeln schnarrte der Summer, Elf drückte die Tür auf. Automatisch ging er in den vierten Stock, der Weg war ihm noch vertraut, viel mehr, als ihm in diesem Moment lieb war. Oben klingelte er nochmals und hörte kurz darauf Kinderfüße zur Tür stampfen und einen Mann sprechen. Dann öffnete sich die Tür und Elf meinte, sein Spiegelbild zu sehen. Ein Elfer war es, der ihm da gegenüber stand, ein Elfer, auch das noch. Doch es konnte noch schlimmer kommen – vielleicht war der Master der Vater oder einer seiner Klone. Elf bekam weiche Knie, es schien ihm, als solle er in seinem Leben mit weiteren neuen Gefühlsvarianten Bekanntschaft schließen. Aus einem Nebenraum hörte er Dipu rufen: »Wer ist denn da?« und schon streckte sie ihren Kopf in den Flur und schaute zur Tür.

»Entschuldigung«, konnte Elf gerade noch ausstoßen. Die Wohnung hatte sich kaum verändert. Er wusste, dass rechts an der Garderobe ein Sitzbänkchen stand, fiel beinahe in diese Richtung und ließ sich darauf plumpsen.

Dipu kam angerannt und rief: »Konrad, geht es dir nicht gut?« Sie wartete keine Antwort ab, sondern rannte in die Küche und kam mit einem angefeuchteten Handtuch zurück. Das drückte sie Elf auf die Stirn und er spürte, wie gut ihm das tat.

Der Junge stand interessiert dabei und fragte: »Papa, wer ist denn der Mann da? Der sieht ja aus wie du, Papa.« Er fragte auf Deutsch – Elf hätte heulen können.

Dipu antwortete auf Bengali: »Du, Frank, mein Lieber, das erklären wir dir gleich. Wir müssen dem Mann erst einmal helfen.« Dann wandte sie sich zu Elf, wischte ihm mit dem Tuch nochmals über die Stirn und fragte, ob er sich hinlegen wolle.

Elf gab sich einen Ruck. Es ging ihm besser, er stand vorsichtig auf und spürte, dass er ohne neuen Schwindel stehen konnte.

»Es geht schon. Ich wollte auch gar keine Umstände machen. Ich wollte mich eigentlich nur zurückmelden und hatte schon damit gerechnet, dass es schwierig werden könnte. Diese Situation habe ich aber ganz und gar nicht erwartet. Dipu, ich wünsche dir Glück, und auch dir«, sagte er zu seinem Ebenbild, »wer immer du auch sein magst. Ich bin froh dass der ganze Spuk irgendwie auf sein Ende zugeht und will gleich wieder gehen. Ich weiß jetzt Bescheid und will nicht weiter stören.«

»Gar nichts weißte du«, entgegnete die Frau. »Du weißt ja noch nicht einmal, wer ich bin. Erstmal kommst du jetzt mit in die Küche. Wir sind am Essen, und du isst mit.« Das klang so energisch, dass Elf kaum noch Ausflüchte anführen konnte, außerdem gab ihm dieser kurze Hinweis, dass er nicht wisse, wer sie sei, ein wenig Hoffnung.

»Bist du Dipu II?«, fragte er.

»Du bist immer noch von schneller Auffassungsgabe«, bestätigte die Frau, »doch nenne mich bitte Rani.« Und wieder war es, als ob Elfs Beine wegsacken wollten. Er schleppte sich in die Küche und war froh, dass er sich wieder setzen konnte. Obwohl Rani ihm herrliches Pilaw, ein gut gewürztes Nationalgericht mit Reis, auftischte und Elf eigentlich Hunger hatte, konnte er nichts anrühren.

»Wer ist der Mann?«, wiederholte Frank seine Frage von vorhin, und es klang, als singe er sie vor sich hin.

»Das ist ein Bruder von deinem Papa, deshalb sieht er auch genau so aus.«

Der Kleine sah nun Elf ins Gesicht und fragte: »Bist du auch so lieb wie mein Papa?« Er wartete die Antwort gar nicht ab, sondern sagt: »Dann hab ich dich auch genau so gerne.« Elf war froh, dass er saß. Frank strahlte ihn an und wenig später strahlte Elf zurück.

»Ich habe dich auch sehr gerne.« Es war für ihn ungewohnt, so etwas einem Kind zu sagen, doch er spürte, dass es stimmte.

Es brauchte nur einige wenige Sätze, die ganze Situation aufzuklären. Dipu war zu ihren Eltern gezogen, Rani blieb in der Wohnung, die der Master ja sowieso für sie bestimmt hatte. Sie hatte sich einen neuen Namen geben müssen. Rani ist in Bangladesch sehr beliebt und bedeutet Prinzessin. Ihr Mann war der MIL aus Rangpur, der, der Dipu früher einmal ihre Verdopp-

lung vorgeschlagen hatte. Er nannte sich Sepp, abgeleitet vom, Schlussteil seines damaligen Kürzels. Sepp ähnelte Septett und damit der Sieben aus VII-15.

Nachdem alles geklärt war, war das Essen kalt, aber erst jetzt siegte Elfs Appetit und er begann zu essen. Rani nahm ihm den Teller weg und wärmte ihn wieder auf. Derweil erzählte ihm Sepp, auf welcher abenteuerlichen Weise es ihm gelungen war, sich dem Ersten zu entziehen und die wiederholten Zerstörungswellen zu überstehen. Rani brachte die warme Speise, machte ihren Sohn bettfertig und als er schlief, kam sie wieder. Von den letzten Ereignissen war sie über das Fernsehen informiert, wollte aber von Elf selbst wissen, wie sie genau abgelaufen waren.

Es wurde ein langer Abend. »Meine Güte«, sagte Rani plötzlich, »wir sitzen hier und reden und du willst zu deiner Dipu. Ich rufe sie gleich mal an.« Aber das lehnte Elf ab, er wollte nicht, dass sie vorab informiert würde. Morgen würde er zu ihr und ihren Eltern fahren.

»Oder hat sie einen neuen Freund?«, fragte er vorsichtshalber.

»Ich kann dich beruhigen – keinen Freund, keinen Mann, keine Familie, kein Kind. Ich glaube, sie hofft immer noch, dass ihr geliebter Konrad eines Tages wieder zu ihr kommt.«

Elf fiel ein Stein vom Herzen und er fiel völlig erschöpft in das Gästebett, das Dipu II, nein Rani, ihm aufnötigte.

* * *

Charudsch, Libyen, sieben Jahre zuvor

Die Elfer richteten in der Sahara ein Areal ein, das die Welfare-Rebellen aufnehmen sollte, im riesigen Kratergebiet des Charudsch im Süden Libyens. Mit 45.000 Quadratkilometern ist es etwa so groß wie die Niederlande und Luxemburg zusammen und sollte groß genug sein, fünf Millionen Kocher-Klone aufzunehmen. Die widrigen klimatischen Bedingungen mit Tagestemperaturen von sechzig und Nachttemperaturen von minus zehn Grad Celsius spielten keine Rolle, denn klimatisierte Gebäude wurden gebaut, die das Leben erträglich machten. Die

Elfer errichteten Wohnkomplexe für rund zehntausend Klone. Sie stellten Baugerät und Baumaterialien bereit, von dem die Ex-Rebellen jederzeit Nachschub anfordern konnten, der über eine Art Transmitter-Bahnhof geliefert wurde. Die Bewohner bekamen keinen eigenen Verdoppler. Das Trinkwasser wurde mittels Teletransport direkt in die Wasserversorgung eingespeist.

Die ersten zehntausend Klone wurden im Bauwesen geschult, sie lernten schnell und bauten schnell. Wenn immer eine neue Siedlung fertig war, wurde die entsprechende Anzahl Klone aus den Sicherheitskopien materialisiert und diese dann gelöscht.

Den Neuen wurde erklärt, dass sie sich innerhalb des Charudsch frei bewegen konnten, nur verlassen durften sie ihn nicht. Sie hatten Zugang zum Internet und damit zu sämtlichen Medien und durften sich intellektuell und künstlerisch frei betätigen. Verboten war ihnen, an Verdopplern und anderen Energiefeldern zu arbeiten. Andererseits wurden sie selbst pausenlos über die Gucklöcher beaufsichtigt.

Juristisch war das Vorgehen der Libertés genau geregelt und gesetzeskonform, gesetzeskonform insoweit, als es die Gegenrebellen waren, die diese Gesetze erließen. Sie waren auf die gegenwärtige Situation ausgerichtet, galten aber als provisorisch, bis sie durch das künftige Weltparlament bestätigt würden. Es bestand also eine winzige Chance für die gefangenen Ex-Welfarer, dass die Weltregierung andere Vorstellungen haben könnte, wie mit ihnen zu verfahren sei.

Nachdem die erste Million der alten Rebellen die neue Zwangsheimat besiedelt hatte, lief der Weiterbau exponentiell beschleunigt weiter und nur ein Jahr später bezog der letzte der Kocher-Klone seine Unterkunft. Die Einwohnerschaft betrug jetzt genau 4.999.999 Klone, die Fünfmillionengrenze wurde nicht ganz erreicht. Zufällig ist diese Zahl eine Primzahl.

Der letzte, der wiedererweckt wurde, war Konrad Kocher, das Original, Kocher I.

Dass er der letzte war, hinderte ihn jedoch nicht daran, schon bald eine Forderung zu stellen: Er wollte seine Lilly haben und pochte dafür auf sein Recht, sich auch sexuell zu betätigen und

zu entfalten. Der Antrag wurde abgelehnt, die Libertés waren der Ansicht, er befinde sich nicht in der Situation, Forderungen stellen zu dürfen. Er sei Gefangener, und Gefangene hätten noch nie ein verbürgtes Recht auf sexuelle Bedürfnisbefriedigung gehabt. Laut Genfer Konventionen hätten sie ein Recht auf Nahrung, Kleidung und Unterkunft und danach richte man sich.

Trotzdem erkannten die Libertés die sexuellen Nöte als Problem an. Es wurde auch diskutiert, ob man bei Kocher I und den Seinen einen Sinneswandel für möglich halten konnte, denn dass das grundsätzlich möglich war, hatte die Entwicklung des ersten Bangladeschers gezeigt. Vielleicht sollte man einfach fünf Millionen Dipus zu den Klonen schicken? Zu diesem Schritt kam es nie, zumal die Frau, die da hätte vervielfältigt werden sollen, nie und nimmer dazu bereit gewesen wäre, nachdem sie sich mit Müh und Not damit arrangiert hatte, dass es eine Doppelgängerin von ihr gab. Inzwischen konnte sie es sogar genießen; Dipu sah Rani als ein Geschenk aus dem Milchozean an. Mehr durften es aber nicht werden, sonst würden vielleicht doch das Halahala oder Uchchaishrava erscheinen.

* * *

Dhaka, acht Jahre zuvor

Die Nacht war kurz für Elf im Gästezimmer Ranis. Er versuchte, ganz leise aufzustehen. Er wollte so schnell wie möglich zu seiner Dipu fahren und dies auf einem Zettel hinterlassen.

Aber Rani hatte ein feines Gehör, bekam mit, dass ihr Gast aufstand und bereitete das Frühstück vor. Sepp erschien ebenfalls und wenig später der kleine Frank. Das Frühstück war entspannt, der Junge erzählte, was er heute alles spielen wollte und ob Elf mitmachen wollte. Der versprach ihm, es ein andermal zu tun, aber heute habe er etwas anderes vor. Er wollte wissen, ob der Kleine denn Dipu kenne. »Das ist meine Tante«, antwortete Frank eifrig.

»Siehst du, und die muss ich heute besuchen.«

»Will mit!«, drängelte Frank. Rani hob ihn auf ihren Schoß und erklärte ihm, dass das heute nicht gehe, ein andermal aber ganz bestimmt.

Elf verabschiedete sich. Den kleinen Frank hob er hoch und drückte ihn an sich, auch Rani umarmte er. Sepp gab er die Hand, drückte sie herzlich, und Elf beneidete ihn darum, dass er schon das erreicht hatte, was er selbst sich wünschte, aber nicht wusste, ob es dazukommen würde.

Das Haus der Afsaris stand etwas abgelegen von Dhaka, das Taxi benötigte fast drei Stunden für den Weg. Unterwegs ließ Elf an einem Blumenstand anhalten und einen schönen Strauß binden. Endlich war er am Ziel. Elf klingelte und eine Frau, wohl kaum zehn Jahre älter als er selbst, öffnete. Er erkannte Züge, die seiner Angebeteten ähnelten, und sagte, dass er Konrad Kocher sei und gerne Dipu sprechen möchte. Die Frau musste gar nicht antworten, denn Dipu hatte seine Stimme gehört, kam zur Tür gestürzt und umarmte ihn. »Endlich bist du da«, sagte sie. »Ich habe so lange gewartet.« Das war die Begrüßung, die Elf sich erträumt hatte; daran geglaubt hatte er eher nicht. Um so mehr ging ihm dabei sein Herz auf.

Dipu führte ihn in ein geräumiges Zimmer und forderte Elf auf, zu berichten, nicht das, was sie aus den Medien sowieso schon wusste, sondern das, was er erlebt hatte. Nachdem er von den drei Punischen Kriegen berichtet hatte und dass sie so geplant waren, dass der Master letztlich in die Falle tappte, schloss sie Elf nochmals in die Arme und sagte: »Und nun gehst du nie, nie mehr so lange weg.«

»Das verspreche ich«, schwor Elf und fügte an: »Vielleicht hätte auch alles nicht so lange gedauert, wenn ich nicht erschossen worden wäre.«

Dipu wurde bleich. »Wie, du bist erschossen worden? Wer hat dich erschossen, wieso sitzt du hier, wenn du erschossen worden bist?«

Elf berichtete, wie er seine eigene Sicherheitskopie gefunden hatte, wie er eruieren konnte, dass der Erste ihn im Death Valley in den USA erschossen hatte, wie er die Leiche des Originals aufgesucht und beerdigt hatte. Damit hielt er die Fragen für beantwortet.

»Du bist also nicht Konrad Kocher«, stellte Dipu scharf und sachlich fest. »Mein Konrad ist tot, erschossen. Du bist eine Sicherheitskopie, du bist nicht Konrad.«

»Ich bin dein Konrad«, drängte Elf, der spürte, dass da etwas Übles auf ihn zukam. »Ich bin identisch mit deinem Konrad, es

sind nur ein paar wenige Stunden, die mir fehlen von seinem Leben.«

»Ja, von SEINEM Leben. Sein Leben ist erloschen, er ist begraben, begraben in einer Wüste. Wenigstens hast du ihn begraben, es ist gut, dass du ihm ein Grab gegeben hast. Ich will das Grab meines Konrads sehen, damit ich um ihn trauern kann.«

Das Glück, das Elf glaubte, vor einer Stunde wiedergefunden zu haben, hatte er in diesem Moment verloren. Er wollte sich nichts vormachen. Das einzige, was er für diese Frau tun konnte, war, sie wirklich ans Grab von I-1 zu führen. Nach einer langen Pause des Schweigens sagte Elf zu Dipu:

»Ich bringe dich zum Grab Konrad Kochers. Es war aber auch Konrad Kocher, der ihn erschossen hat.«

»Unfassbar. Ein Mann bringt Seinesgleichen um, warum auch immer. Dabei hatte er mir versprochen, uns unbehelligt zu lassen, uns in unserer Zweisamkeit nicht zu stören. Aber weil wir ihm die Trennung vorgespielt haben, sah er sich wohl berechtigt, sein eigen Fleisch und Blut umzubringen. Ein Monster, ein Monster, alle seid ihr gleich, auch du. Du bist eine Sicherheitskopie und magst du meinem Konrad auch noch so nah sein, du bist nicht er. Und du kommst hier her und meinst, du hättest Ansprüche an mich. Das geht nicht, nein, das geht nicht. Ich werde dir dankbar sein, wenn du mich zum Grab Konrads bringst und danach will ich nichts mehr mit dir zu tun haben. Du sollst mir nie wieder unter die Augen treten. Keinen von euch will ich jemals wieder in meiner Nähe haben.«

Elfs Hoffnungen waren geschwunden. Für Dipu war er nicht *ihr* Konrad, sondern eine Sicherheitskopie, nicht identisch mit *ihrem* Freund. Da hätte sie sich längst schon einen seiner verliebten Klone zum Mann nehmen können, hatte es aber nicht getan, weil sich ihre Gefühle nicht transportieren ließen.

* * *

Er musste niesen. Die Sonne war weitergezogen und schien ihm jetzt mitten ins Gesicht. Undici blinzelte, und bei einem Wimpernschlag kam es ihm so vor, als könne er Dipu verstehen und beim nächsten wieder nicht. Acht Jahre waren seither vergangen – acht Jahre voller umwälzender Ereignisse. Halfen sie ihm über seinen Verlust hinweg, den Verlust einer ersten menschlichen Bindung? Oder gebrauchte er sie als Ausrede, sich nicht mehr um Dipu zu bemühen? Wieso hatte er so schnell resigniert?

Er schaute über den Fluss und sah etwas weiter stromabwärts eine weitere kleine Insel. Wozu mochte sie gehören, zu Griechenland oder der Türkei? Es war verrückt, wie sich die Menschen gegenseitig ihre Landstriche weggenommen hatten. Wenn er während seiner Radtour auf seinem Tablet etwas zu einer Stadt oder einer Landschaft nachschaute, fand er unter ›Geschichte‹ oft eine ganze Liste der unterschiedlichen Herrscher zu unterschiedlichen Zeiten.

Es hatte sich vieles geändert: Die Menschheit lebte in materiellem Reichtum. Nach und nach wurde die Wochenarbeitszeit weltweit für jeden Einzelnen auf zehn Stunden reduziert, weitere Verkürzung sollte schrittweise folgen. Die Schul- und Berufsausbildung dauerte mindestens bis zum 20. Lebensjahr, Rentenberechtigung hatte man ab Fünfzig.

Dazu begann eine umfangreiche juristische Aufarbeitung der Vor-Welfare-Vergehen. Unglaubliche Machenschaften wurden aufgedeckt, gegen die die berühmte Watergate-Affäre, der Prototyp aller politischen Skandale, ein Pünktchen Fliegendreck war.

Mit diesen Gedanken schwamm Undici zurück, rollte die Iso-matte aus und ließ sich von der Sonnte trocknen. Danach war er erholt und erfrischt.

* * *

Die Welt, zwei Jahre zuvor

Für die Vielschichtigkeit der Neuerungen war der Zeitraum von sechs Jahren so etwas wie eine Rekordleistung. Denn nach dieser kurzen Spanne stand der Tag der Weltwahl an – die Wahl des Weltpräsidenten und des Welt-Parlaments, erstmals in der Geschichte der Menschheit. In aller Herren Länder fanden umfangreiche Vorbereitungen statt. Eine Direktwahl sollte es werden mit 2.000 Kandidaten.

Schon ein Jahr zuvor wurde ein Verzeichnis veröffentlicht, in dem jede oder jeder von ihnen vorgestellt wurde, samt der Parteien, denen sie angehörten, ihren Zielen und Ideen. Fernsehduelle brachten Zuschauerrekorde. Jeder Wähler konnte sich über die Homepage der Kandidaten über sie informieren und mit ihnen in Kontakt treten.

Eine Vorwahl kürte zwölf Vor-Kandidaten. Bei der Hauptwahl drei Monate später traten diese zwölf gegeneinander an. Die Wahlordnung sah vor, dass es zu einer Stichwahl nach französischem Vorbild käme, wenn keiner der zwölf Kandidaten mehr als fünfzig Prozent der Stimmen auf sich vereinigte, was eher unwahrscheinlich wäre, in der Regel würde es künftig also zu einer Stichwahl kommen.

*

Quito, Ecuador, zehn Monate zuvor

Und so kam es zur Weltpremiere ›Weltwahl‹. Die Wahlbeteiligung war mit über neunzig Prozent hoch, aber dank ausgereifter Technologie stand das Ergebnis eine Stunde nach Schließung des letzten Wahllokals fest: Erster Weltpräsident wurde Fabricio Guevara aus Ecuador, ein Politiker mit immenser Ausstrahlungskraft. Er würde die Geschicke der Welt für sieben Jahre leiten und hatte die Chance auf eine zweite Amtsperiode.

In einer aufwändigen Zeremonie wurde Guevara vereidigt. Der Weltpräsident bedankte sich bei all seinen Wählern und versprach, der Vertreter aller Menschen zu sein, auch derer, die einen Mitbewerber bevorzugt hätten. Dann bedankte er sich

ausdrücklich bei den Libertés für die Entwicklung der immensen technischen Erneuerungen, die der Menschheit Hunger und Not ersparten, sie vom Joch der Arbeit fast vollkommen befreit und die Entwicklung und Entfaltung jeder einzelnen Persönlichkeit ermöglicht hatten. Die offensichtlichste Neuheit war Mobilität in vorher ungekannter Einfachheit, die beinahe jeden beliebigen Ortswechsel in wenigen Sekunden zuließ, wobei Ortswechsel sich jetzt nicht nur auf die Erde beschränkten, sondern genau so einfach auf den Mond und die Nachbarplaneten zu bewerkstelligen waren. Auf dem Mond standen die ersten Unterkünfte kurz vor der Vollendung und auf dem Mars sollten sie folgen. Für Forschung und Tourismus ergaben sich so ebenfalls ungeahnte Betätigungsfelder.

Nach einem kleinen Einschnitt hob Guevara anschließend hervor, wie ungeheuer mutig es von den Libertés gewesen sei, sich gegen die Vorherrschaft des ursprünglichen Professors Kocher durchzusetzen. Dieser habe den Menschen zwar die gleichen technischen Errungenschaften zugestanden, zwei Dinge seien bei ihm jedoch grundlegend verschieden gewesen.

Kocher I habe niemanden an dem Wissen um seine Forschungen beteiligt und beabsichtigt, es nur innerhalb der eigenen Klone zu bewahren und eine unabhängige Weiterentwicklung zu verhindern.

Vielleicht noch bedeutender sei der Umstand, dass er selbst sich zum Wohltäter der Menschheit, aber auch zu ihrem einzigen Beherrscher aufgespielt habe. Das sei zwar von den meisten Menschen in Anbetracht der enormen Vergünstigungen bereitwillig in Kauf genommen worden, aber diese Vorherrschaft widerspreche freiem menschlichem Geist und somit sei der Weg der Libertés der einzig richtige gewesen.

Als drittes komme hinzu, dass ewiger Frieden einkehren werde zwischen den Völkern, denn sämtliches Kriegsgerät war vernichtet, die kleinkalibrigen Feuerwaffen auf den sportlichen Rahmen beschränkt.

* * *

In Uzunköprü passierte der Fahrer ein kleines Geschäft, ›Cumhuriyet Market‹ stand auf einem großen Schild. Davor waren Obst in einem breiten Regal, Chipstüten in einem schmalen Regal und Getränke in Glasschränken ausgestellt. In diesem Moment fuhr ein Auto vorbei, laute, rhythmische türkische Musik drang aus dem offenen Fenster. Undici sah aus dem Augenwinkel heraus eine schnellende Armbewegung, dann spürte er etwas an seinem Kinn, jemand hatte einen kleinen Gegenstand aus dem Wagen herausgeworfen, schwer war er nicht, sonst hätte Undici mehr gespürt, vielleicht war es zusammengeknülltes Papier.

Wenige Meter weiter roch der Radler den Geruch von verbranntem Haar und kurz darauf sah er Rauch vor seinen Augen aufsteigen, die sogleich zu brennen begannen. Ein Zigarettenstummel hatte sich in seinem wilden Bart verfangen und versengte ihn allmählich. Undici bremste abrupt und schüttelte seinen Kopf. Die Kippe fiel nicht heraus, sie hatte sich schon regelrecht wie in einem Nest verschmort. Vorsichtig schnippte Undici mit den Fingernägeln von unten in seinen Bart und damit hatte er Erfolg, der qualmende Zigarettenrest flog im Bogen auf den Bürgersteig. Undici ließ es sich nicht nehmen, hinzugehen und ihn auszutreten.

* * *

Antarktis und Sahara, neun Monate zuvor

In den Stunden nach der Vereidigung berichteten Fernsehsender rund um die Uhr von den Wahlergebnissen, stellten die neuen Politiker vor und übertrugen ihre Reden.

Vier Stunden später allerdings wurde die Nachricht eingeblendet, dass es auf der Antarktis zu ungeklärten seismischen Aktivitäten gekommen war. Nach nochmals zwei Stunden trat der Verdacht auf, es könnte sich um eine Atomexplosion gehandelt haben.

Kurz darauf traten in der östlichen Sahara ähnliche Aktivitäten auf, und nicht einmal 24 Stunden nach der Vereidigung

Fabricio Guevaras war klar, dass jemand auf dem Südpol und in der größten Wüste der Erde eine Atombombe gezündet hatte. Eigentlich war der Vorgang unmöglich, es gab ja keine Raketen mehr, nicht einmal Panzer.

Die Weltregierung versprach schnellstmögliche Aufklärung, derweil blühten Vermutungen, Spekulationen, Verschwörungstheorien über versteckte Terroristen, die die eben gewonnene Vereinigung aller Völker zunichte machen wollten, über Militärs, die im Verborgenen ihr eigenes Süppchen kochten und einen Putsch vorbereiteten, auch versteckte Waffenlager wurden postuliert, die sich aus irgendeinem Grund selbst entzündet hätten, Nordkorea und der Iran wurden als Schurkenstaaten reaktiviert. Es gab plötzlich unglaublich viele Experten für unglaublich viele Theorien. Nachteilig war dabei, dass sich sonst nichts tat und auch kein Bekennerschreiben auftauchte.

Den Libertés war klar, wem die Bomben galten, ihnen nämlich. Die Welfarer in der Sahara waren komplett ausgelöscht, was niemand ernsthaft bedauerte, aber dass in der Antarktis genau die äußerst geheimen Unterkünfte der Gegenrebellens zerstört waren, bewies, dass ein unbekannter Feind tief in ihre Strukturen eingedrungen war. Dorthin hatten sich die meisten Liberté-Klone zurückgezogen, auch sie waren verloren. Nun gut, es gab Sicherheitskopien, aber erst einmal waren die geklonten Menschen vernichtet.

Die MILs und die SPYs arbeiteten auf Hochtouren, man hatte aber ihre umfangreichen Büros weitestgehend aufgelöst, als die Gegenrebellens davon ausgegangen waren, dass diese Einrichtungen nicht mehr gebraucht würden. Obwohl vier Wochen ohne einen weiteren Angriff verstrichen, war Elf und allen Elfern klar, dass sie es mit einem Gegner unbekannter Größe zu tun hatten und dabei ahnungslos waren, wo sie suchen mussten.

Als sich einen Monat lang keine weitere Explosion ereignete, beruhigten sich die Gemüter in der Bevölkerung wieder, und dennoch schlug eine neue Nachricht ein, schlimmer als eine Atombombe.

* * *

Fünfzehn Kilometer weiter ereilte Undici fast die gleiche Situation. Er radelte durch das locker mit Einfamilienhäusern bebaute Dorf Hamidiye. Und hier, in diesem friedlichen Nest, flog ihm eine Bierflasche an den Kopf, wodurch er gehörig ins Schlingern kam und fast gestürzt wäre, denn er bremste reflexartig so stark, dass er beinahe über den Lenker geschleudert worden wäre.

Als er endlich stand und sich ärgerte, spürte er, dass seine Haare nass waren und ihm kalte Flüssigkeit in den Nacken hinabließ, die Flasche war wohl noch halb voll gewesen. Undici schüttelte sich vor Ekel und dachte: ›Verdammt, warum halten sich die Moslems nicht mal an ihre eigenen Gesetze und lassen den Alkohol bleiben!‹

Undici betastete eine wachsende Beule und dachte an die Ereignisse nach der Weltwahl. Die Atombomben brachten das Konzept der Libertés vollkommen durcheinander. Ihm als dem obersten Elfer war klar gewesen, dass ihre Reform an einem seidenen Faden hing. Wenn sie nicht bald erkannten, was los war, könnte alles vollkommen schief gehen. Schon bei der Nachricht von der ersten Bombe hatte sich ihm der Gedanke an einen dritten Weltkrieg aufgedrängt.

* * *

Washington, D.C., acht Monate zuvor

Am ersten Montag im Juli, Punkt 12 Uhr Mittag Eastern Standard Time, verkündete ein Mann in einer Fernsehsendung aus dem Weißen Haus in Washington eine Botschaft, mit der niemand gerechnet hatte und die niemand hören wollte.

»Der so genannte Weltpräsident Fabricio Guevara ist abgesetzt.« Nach einer langen Pause stellte sich der Sprecher als Cunningham 1 vor, Leiter der CIA der Vereinigten Staaten von Amerika und ehemaliger und neuer Vizepräsident. Er posierte vor der amerikanischen Flagge und der Präsidentenflagge.

»Die Revolution der so genannten Welfare-Rebellen war ein barbarischer, illegaler Akt, barbarisch deshalb, weil weltweit gewählte Vertreter der Völker ausgeschaltet wurden. Trotz allen Wohlstandes, den diese Klone brachten, handelte es sich um einen völkerrechtswidrigen, aggressiven Vorgang, der durch nichts zu rechtfertigen ist.«

Weiter führte er aus, dass die Libertés zwar genau dies erkannt, ihre Änderungen jedoch in keiner Weise etwas an der antidemokratischen Machtübernahme geändert hätten.

Cunningham wollte nicht in Einzelheiten beschreiben, wie er es geschafft hatte, die Libertés und die Weltregierung zu beseitigen. Er verriet nur, dass die US-Amerikaner die Technologie Kochers und seiner Klone übernommen und verfeinert hatten, sodass sie sämtliche Politiker vor dem Auslöschen bewahren und vor allem die Rückzugsgebiete der Libertés in der Antarktis und der Kocher-I-Klone in der Sahara durch einen Atomschlag vernichten konnten. Außerdem hatten sie in der letzten Nacht sämtliche über die Welt verteilten Klone atomisiert, so wie diese das zuvor mit Politikern, Industriellen usw. gemacht hatten.

»Jetzt erst ist die Menschheit wirklich frei!«, schloss Cunningham Eins, wie er sich nannte, seine Ausführungen.

Plötzlich gewann er scheinbar an Größe, er richtete sich gerade auf, streckte sich, der ganze Mann schien zu wachsen.

Dann drehte er sich zur Seite, zeigte zur Tür und sagte laut, er rief es beinahe: »Und nun, meine Damen und Herren, darf ich vorstellen: Mr. Cunningham Nummer zwei bis zwölf!«

Elf Klone, seinesgleichen, traten in den Raum und versammelten sich strahlend um ihre Nummer Eins.

»Wir mussten, um die Kocher-Klone abzuschütteln, teilweise genau die gleichen Verfahren anwenden wie sie. Aber nun, meine Damen und Herren, empfangen sie mit uns – mit uns allen zusammen – den – gewählten – Präsidenten der Vereinigten Staaten.« Seine Stimme überschlug sich fast wie bei einem Stadionsprecher.

Zwei der Cunninghams marschierten zur Tür, rissen sie auf und herein trat mit einer triumphierenden Geste Mr. President.

»Mein lieber Cunningham«, begann Crump, »Ich danke vielmals. Ich danke für deine Aufmerksamkeit, mit der du die Aktivitäten der Rebellen sehr früh entlarvt hast und für die Umsetzung des Abwehrplans. Ich danke dir dafür, dass ich hier

und heute diesen Platz wieder einnehmen kann, den Platz, den mir das amerikanische Volk zugedacht hat. Ich danke, dass du sämtliche Senatoren und Mitglieder des Repräsentantenhauses reaktiviert und damit den Kongress wieder hergestellt hast. Wir werden ab sofort, ab diesem Moment, unsere politische Arbeit wieder aufnehmen.«

Das tat er. Der Präsident regierte sofort los und erließ eine Reihe Dekrete:

Er übernahm bis auf Weiteres die politische Verantwortung, nicht nur über Amerika, sondern die ganze Welt. Er führe die Geschäfte Guevaras fort, provisorisch vorerst, wie er versicherte.

Die Vierzigstundenwoche wurde ab sofort wieder eingeführt, denn kaum noch zu arbeiten fördere Degeneration und Faulheit.

So schnell wie möglich wurde die gesamte Bevölkerung wieder mit Feuerwaffen versorgt, nicht nur in den USA, sondern weltweit – genau so, wie es auf Undicis Reise die italienischen Bauarbeiter beschrieben hatten.

Die Armee wurde wiederaufgebaut und massiv verstärkt. Wer konnte schon wissen, wann die nächste Bedrohung auf die Menschheit zukäme? Sämtliche Armeen sämtlicher Länder unterstanden allerdings amerikanischer Führung und Obhut.

Zur Sicherheit mussten sämtliche größeren Granitvorkommen auf der Erde für eine Tausendstelsekunde auf 5.000 °C erhitzt werden. Damit würden die Sicherheitskopien sämtlicher Kocherklone zerstört, sie sollten niemals mehr irgendeinen Schaden anrichten können. Mit Kochers Energiefeldern war das problemlos möglich.

Der Geo wurde abgeschafft, sämtliche Landeswährungen reaktiviert mit ihren ›natürlichen‹ Wechselkursen. Anders sei eine gesunde Weltwirtschaft nicht denkbar.

Freie Neuwahlen wurden versprochen, ein Zeitplan dafür noch nicht genannt. Wichtig sei, dass die wiedergewonnene Freiheit sich erst festige. Außerdem sei es unerlässlich, dass all die ehemals undemokratischen Staaten zunächst geschult würden, denn davon, dass man ihnen Essen, Häuser und Autos gegeben habe, seien sie längst noch nicht zu Demokraten geworden.

So etablierte sich der amerikanische Präsident als neuer Welt-herrscher.

* * *

km 2192: Türkobası

Kurz überlegte Undici, was er tun sollte, und ein Blick auf sein Tablet brachte die Entscheidung. Fast auf seiner Strecke lag in der Nähe des Dorfes Türkobası ein See. Den Ort hatte er in zehn Kilometern erreicht, bis zum Ufer waren es nochmals zwei. Eine Wiese, die in einen schmalen Sandstreifen überging, zog sich fast bis zum Wasser. Keine Menschenseele war zu sehen, die Sonne schien am wolkenlosen Himmel. Undici zog sich aus, watete ins Wasser, das nur ganz allmählich tiefer wurde. Doch irgendwann konnte er nicht mehr stehen und schwamm ein Stück hinaus. Das Ende des Sees konnte er nicht genau erkennen, er war sicher einige Kilometer lang und vielleicht einen breit. Das kühle Nass tat dem Radler gut, er drehte sich auf den Rücken und paddelte geruhsam ein Stück weiter, dann meinte er, sich ausreichend erfrischt zu haben und kraulte entspannt zurück, ohne sich wesentlich anzustrengen. Schwimmen tat ihm einfach gut.

Danach packte er die bierdurchtränkten Kleidungsstücke, schwenkte sie durchs Wasser, wrang sie aus und zog sich frische Kleidung an. In der Nähe standen ein paar Bäume. Dorthin schob Undici sein Rad, legte die Wäsche in der Sonne auf das Gras, rollte die Isomatte aus und legte sich in den Schatten.

Seine dreizehnte Woche hatte begonnen, an diesem Montag war er nicht sehr weit gefahren. Der Platz hier war schön, am Ufer stieg das Gelände leicht hügelig an, immer wieder mit kleinen Wäldchen bewachsen. Der See erstreckte sich fast genau nach Süden, in seine Richtung. Die Sonne schien, der Radler hatte sich erfrischt, die Bäume spendeten Schatten. In diesem Moment der Ruhe war alles perfekt, auch der Platz zum Ausruhen.

* * *

Elf war verblüfft und konnte sich zunächst nicht zusammenreimen, was eben passiert war. Gerade hatte er noch mit Fabricio Guevara und den Kontinentalpräsidenten zu Abend gegessen. Das Jahr, ein erfolgreiches Jahr, neigte sich dem Ende zu und es dauerte noch eine knappe Woche bis Weihnachten. Das war für Elf von keiner besonderen Bedeutung, doch bekam er natürlich mit, wie rings um ihn schon alles auf dieses christliche Fest zu steuerte.

Bei dem Treffen kamen Elf und Guevara mit den Kontinental-Präsidenten von Afrika, Nord- und Südamerika, Australien, Asien und Europa zusammen, um die Ereignisse nach vier Wochen Weltpräsidentenschaft zu beleuchten. Besonders dringlich sollte versucht werden, irgendeinen Lösungsweg zur Frage der vernichteten Welfare- und Liberté-Rückzugsgebiete zu finden. Es gab nicht einmal die vage Ahnung von einem Plan.

Das Treffen fand im Präsidentenpalast in Quito statt, es gab Aji de Cuy, eine ecuadorianische Spezialität, die hervorragend schmeckte. Als sich Elf nach dem Rezept erkundigte und erfuhr, dass es sich um geschmorte Meerschweinchen mit Kürbispaste handelte, war er sich seines Urteils nicht mehr ganz so sicher.

Die vier Wochen waren eigentlich ein Dauererfolg. Den Elfern war trotzdem klar, dass der Angriff ihnen galt. Die allermeisten Libertés hatten sich in die Antarktis zurückgezogen, wo sie zunächst ungestört waren und selbst niemanden störten. Ihre Arbeit hatten sie beendet, denn das Ziel, den Staaten ihre volle Souveränität wiederzugeben, war erreicht. Wie sich die Elfer-Klone demnächst über die Welt verteilen wollten, sollte im ewigen Eis erörtert werden. Doch nun waren sie ausgelöscht.

Von den rund zehn Millionen Liberté-Klonen waren ›nur‹ die übrig geblieben, die noch in der Übergangszeit mit den Regierungen zusammenarbeiteten, immerhin gut zehntausend.

Die Klone des Masters und er selbst waren in der Sahara vollständig vernichtet worden.

So klar allen war, dass der Angriff ihnen galt, so unklar blieb, wer ihn ausgeführt haben konnte. Es war unwahrscheinlich, dass es die Master-Klone getan hatten. Selbst, wenn sie es geschafft hätten, sich aus ihrem Ghetto zu entfernen und Atombomben zu reaktivieren, wieso hatten sie ihr eigenes Ghetto zer-

stört – als Tarnung vielleicht? Weder die verbliebenen Elfer noch die Geheimdienste verschiedener Länder, die allerdings drastisch reduziert worden waren, fanden etwas heraus, obwohl alle mit Hochdruck arbeiteten.

Die Gruppe war auf dem Rückweg vom Speisesaal in den Konferenzraum, als plötzlich zehn Männer auftauchten, die ihre Palms auf Elf und seine Begleiter richteten.

Und dann hatte er in Viareggio in Nord-Italien gegessen. Der kurze Moment, in dem er die Eindringlinge gesehen hatte, hatte Elf klar gemacht, dass sie alle gleich aussahen, sie hatten sich geklont und diese Klone hatte er schon einmal gesehen. Er brauchte nicht lange, um sich daran zu erinnern, dass es der oberste Geheimdienstler der USA war. Seinen Namen wusste er nicht mehr aus dem Stegreif.

* * *

km 2192: Paşayığit

Mit den ersten Sonnenstrahlen wurde der Radwanderer wach, er packte seine Habseligkeiten zusammen und brach auf. Als nächsten Ort steuerte Undici Paşayığit an. Wegen längerer sandiger Abschnitte, bei denen er schieben musste, kam er auf dem Feldweg nicht gut voran. Es ging leicht bergan, rechterhand lag der ruhige, türkis schimmernde See. Die Sonne stieg recht schnell in die Höhe und wärmte ordentlich, sodass selbst die Abschnitte, die durch lichte Wälder führten, keine richtige Abkühlung brachten.

Nach knapp fünf Kilometern ging es wieder abwärts und der Weg näherte sich dem See. Undici nutzte die Gelegenheit, nochmals ein Bad zu nehmen, obwohl er noch nicht viel ›Strecke gemacht‹ hatte.

Die angenehme Kombination von Wasser, Wiesen und blauem Himmel gab der Landschaft etwas Liebliches.

Undici dachte an Lasse, der sich vielleicht noch gar nicht so weit weg von ihm befand, denn immer noch fuhr er in der Nähe der griechischen Grenze, und auch Lasses Haupttrichtung war

zunächst Süden, allerdings jenseits der Grenze. Mit seinem Reisegefährten verband er angenehme Gefühle, aber im Moment war er auf sich gestellt. Das musste nicht so bleiben. Undici hatte noch einen langen Weg vor sich, vielleicht würde sich nochmals eine ähnliche Begegnung ergeben.

* * *

Dhaka, acht Jahre zuvor

Allerdings verunsicherten ihn die Gedanken an Dipu, wie würde sie ihm begegnen? Ihre Haltung war damals klar und eindeutig, mit etwas Verdoppeltem konnte sie sich nicht arrangieren. In einem ruhigeren Gespräch nach ihrer Auseinandersetzung hatte sie ihren Standpunkt erläutert. Eigentlich war es nur darum gegangen, wie Elf sie zum Grab ihres Konrads bringen wollte. Für ihn war das eine denkbar einfache Sache, er würde sich mit ihr zusammen dorthin materialisieren und wollte nur noch den Zeitpunkt klären, als sie ihn beinahe anschrte:

»Kannst du mich nicht verstehen oder willst du nicht? Ich lasse mich nicht entmaterialisieren und woanders wieder materialisieren, das bin doch dann nicht mehr ich, wenn ich dort im Death Valley auftauche, und wenn du mich dann wieder zurückteleportierst, bin ich noch viel weniger ich. Dann bin ich zweimal gelöscht worden und irgendwas Neues ist entstanden, was irgendwie ähnlich ist wie ich, aber ich bin es nicht. Es geht mir schon gegen den Strich, dass ich verdoppelt, weggespeichert und wieder hervorgeholt worden bin, nur kann ich daran nichts mehr ändern, ich wurde nicht gefragt. Freiwillig mache ich das jedenfalls nicht mit.«

Elf versuchte zu argumentieren, ›ihr‹ Konrad Kocher sei doch auch schon eine Kopie gewesen; das ließ sie nicht gelten, weil sie es nicht gewusst habe. Als es ihr klar wurde, war sie sich unschlüssig, ob sie mit einem verdoppelten Menschen etwas zu tun haben könnte. Nichtsdestoweniger hatte er ihr am Herzen gelegen und er war erschossen worden. Die Frage, ob sie mit ihm hätte zusammenleben können, hatte sich erübrigt, erledigt. Jetzt konnte sie nur noch trauern um den, der einmal eine Kopie war und in den sie sich verliebt hatte.

Einen weiteren Versuch machte Elf noch: »Deinen eigenen Klon hast du doch auch angenommen, Dipu II, die sich jetzt Rani nennt. Sie hast du doch in gewisser Weise als Zwillingsschwester anerkannt.«

»Das ist etwas Anderes. Sie empfinde ich als Geschenk, dich als Betrug.«

Das waren harte Worte. Elf zögerte, doch dann sagte er: »Ich kann da aber keinen Unterschied erkennen.«

»Du nicht, ich schon.« Dipu setzte erregt zu einem hitzigen Vortrag an. Elf sackte dabei mehr und mehr in sich zusammen.

»Du denkst ja auch nur an Atome und Quarks und was weiß ich. Die verdoppelt ihr und meint, wenn sie am gleichen Ort sind, ist auch das verdoppelte Ding oder der verdoppelte Mensch genau der gleiche, der er vorher war. Das ist ein Irrtum, der Mensch besteht nicht nur aus Atomen, er hat einen feinstofflichen Körper, einen, den ihr Wissenschaftler überhaupt nicht erfassen könnt, weil er nicht zu erfassen ist. Er ist aber da, das ganze Universum basiert auf diesem Medium. Hinter allem wirkt das Brahman, die Urkraft und der Urstoff, es ist die göttliche Kraft. Hast du das schon vergessen? Wir haben doch darüber gesprochen und ich dachte, du hättest es verstanden.«

Dipu wartete keine Antwort ab, sondern fuhr fort: »Über das Brahman ist alles mit allem verbunden. Alles wandelt und verändert sich, eines findet zum andern, eines geht in das andere über. Ein Mensch entsteht dadurch, dass zwei Menschen Gefühle für einander haben, ganz egal ob nur als Sexabenteuer oder aus tiefer Liebe. Wenn alles zusammenpasst, wenn die transzendenten Strömungen in diesem Moment in die gleiche Richtung gehen, dann und nur dann entsteht ein neuer Mensch. Die Samenzelle muss die Eizelle finden und das Universum muss die Vereinigung begleiten. So kann ein neuer Mensch entstehen, und nicht durch ferngesteuerte Anhäufung von Atomen.«

Diese Ausführungen konnte Elf sogar nachvollziehen, wenn er denn einmal hypothetisch annahm, dass es so etwas gebe wie das, was Dipu als ›feinstofflich‹ bezeichnete. Für ihn waren das religiöse Gedankenspielerien, keine Wissenschaft, aber damit brauchte er Dipu nicht zu kommen. Nach seiner Logik hätte Dipu Ranis Mann nicht akzeptieren dürfen, der doch ein noch weiter entfernter Klon als er selbst war, einer seiner Nachkommen. Er konnte es sich nicht verkneifen, dieses Argument zur Sprache zu bringen.

Türkei

- »Die beiden haben ein Kind«, war Dipus Erklärung.
- »Und das ändert alles?«
- »Ja, das Universum hat gesprochen.«

Den Vorschlag, doch auch einfach ein Kind zu zeugen, verkniff Elf sich lieber.

* * *

Viareggio, drei Monate zuvor

Vom Präsidentenpalast in die Pumpstation versetzt – dieser Ortswechsel ließ nur einen einzigen Schluss zu: Elf war eine Sicherheitskopie und etwas Unerwartetes musste passiert sein. Sobald I-1 den Fernseher angeschaltet hatte, wusste er, wer ihn überwältigt hatte, nämlich Walter Cunningham. In den Nachrichten war der Mann zu sehen, und er verkündete neue Dekrete des Präsidenten Crumb. Ihm war es gelungen, sich zu vervielfältigen und der amerikanische Präsident war ebenfalls rematerialisiert. Die beiden hatten es also geschafft, sich unmerklich der Kocher-Technologien zu bedienen und sie anzuwenden, für Elf kaum zu fassen.

Es brauchte nur ein paar weitere Sendungen, die Elf sich anschaute, und er konnte sich ein Bild machen, was in den letzten drei Monaten passiert war, der Spanne zwischen seiner Löschung und der Rematerialisierung.

* * *

km 2205: Keşan

In Keşan begegnete Undici wieder der Mariza, die in der Türkei Meriç heißt. Hier ist der Fluss breit und bildet eine weitläufige, fruchtbare Ebene, in der vor allem Reis angebaut wird. Keşan ist von Wohlstand geprägt und der Radwanderer nutzte die Gelegenheit, ein paar Geo für die Weiterfahrt einzuspielen. Am Abend war Undici mit seinen Einnahmen sehr zufrieden. Er

überlegte, ob er versuchen sollte, den türkischen Singsang mit der Mundharmonika nachzuahmen, doch er fürchtete, damit könne er sich eher lächerlich machen als Erfolg zu haben.

Bursa lag auf seinem Weg, die nächste wirklich große Stadt, eine Millionenstadt sogar. Seine Route hatte Undici absichtlich so gewählt, dass er die Mega-Metropole Istanbul nicht durchqueren musste, aber der Radfahrer konnte sich vorstellen, in Bursa vielleicht auf andere Straßenmusiker zu treffen, von denen er sich in orientalisches Spiel einweisen lassen könnte.

* * *

*Washington, D.C, Quito und Carrara,
sechs Monate zuvor*

Der US-Präsident und seine Gehilfen übernahmen umstandslos die Weltherrschaft. Es war ganz klar, dass dieses ›vorübergehend‹, das sie geäußert hatten, nicht ernst gemeint war, sondern nur der Beruhigung der Massen dienen sollte. Sämtliche Fortschritte, die die Welfarer und Libertés den Menschen hatten zukommen lassen, waren in den wenigen Wochen durch ein Bündel Dekrete schlagartig aufgehoben worden.

*

Viareggio, drei Monate zuvor

Das war die Situation, das war die Realität. Elf hätte eigentlich gar nicht hier sitzen dürfen, denn sämtliche Sicherheitskopien von sämtlichen Elfern waren im Granit neutralisiert worden. Doch wieder einmal hatte es sich bewährt, vorauszudenken. Elf hatte weiter forschen lassen und erfahren, dass sich weißer Marmor ebenso gut als Speichermedium eignete. Im weißen Marmor von Carrara hatte er heimlich, ja er alleine, eine Sicherheitskopie sämtlicher Granit-Sicherheitskopien angelegt, für alle Fälle. Und dieser Fall war eingetreten.

Für sich selbst, als Einzigen, hatte er eine Selbstaktivierungs-routine programmiert und hatte einen schmalen Gesteinsstrang gewählt, der sich für einen Abbau nicht lohnte. Der Unterschlupf hätte irgendwo auf der Welt sein können, aber Elf hatte aus nostalgischen Gründen ein Haus bei Viareggio, in der Nähe des Steinbruchs, angemietet, denn als Schüler hatte er einmal eine Klassenreise dorthin gemacht. Sein Haus lag etwas abseits des Ortes am Lago di Massaciuccoli und war Teil einer ehemaligen Pumpstation. »Bonifica di Massaciuccoli« stand noch in schönen, roten Lettern über der Tür und zwei vergitterten Fenstern.

Die Sicherheitsroutine war etwas ganz Neues. Elfs Palmi erzeugte in dem Moment eine Abspeicherung von ihm, wenn er selbst von Entmaterialisierungswellen erfasst würde. Er wollte nicht riskieren, dass der Erste doch auf irgendeine Art schaffen könnte, die Libertés und ihn selbst auszulöschen. Die Routine war so angelegt, dass er für ein Vierteljahr im Marmor gespeichert und dann automatisch in der Pumpstation wiedererscheinen würde. Die Verzögerung sollte seine Speicherung verschleiern.

Das alles war also geschehen, nur dass es nicht der Master war, der ihn aufgelöst hatte, sondern eben die Amerikaner.

Elf war »gerettet«, das ja, aber er war sozusagen nackt, abgeschnitten von seiner gesamten Technologie und der Möglichkeit, seine Mitstreiter, die Mit-Klone zu reaktivieren.

Elf dachte nach. Er brauchte seine Apparaturen und er brauchte Mitarbeiter. Zu blöd, dass er sich als Einzigen reaktiviert hatte, wo er doch zehn oder hundert hätte materialisieren lassen können, auch Spiekenagel. Ja, er hatte ihn heimlich gescannt und abgespeichert, und jetzt wäre er die größte Hilfe – und ihm mit Sicherheit nicht lange böse.

Nach einer Weile fiel Elf ein, dass bei Dipu noch ein Palmi lag. Er hätte gerne gehabt, dass sie es auch benutzt hätte, aber nachdem sie ihre Doppelgängerin damit gerettet hatte, hatte sie sich beharrlich geweigert, es weiter anzuwenden. Obwohl sie grundsätzlich gegen Verdopplungen jedweder Art war, hatte sie ihm immerhin versprochen, es gut versteckt für Notfälle aufzuheben, auch nach der vorgeblichen Trennung. Nach dem Sieg über die Welfarer hatte es keine Veranlassung gegeben, das Palmi aus dem Versteck zu holen. Es war ein Stück weit aus dem Gedächtnis entschwunden, niemand war ja darauf angewiesen.

Undici wurde klar, dass er zu Dipu musste, er musste von Italien nach Bangladesch gelangen, und zwar ohne Teletransporter, denn dort würde er vom Personal erkannt werden. Fernverbindungen waren vollkommen überflüssig, weder Flugzeuge noch Eisenbahn noch Schiffe gab es mehr. Nur öffentlicher Nahverkehr fuhr noch.

Was tun sollte er tun, wie konnte er die riesige Distanz bewältigen?

Elf war müde, hungrig, angespannt und gleichzeitig irgendwie auch abgelenkt. Er warf sich eine Handvoll frisches Wasser ins Gesicht und rubbelte sich ab. ›Ah, besser‹, sagte er sich und betrachtete sein käseweißes Spiegelbild.

›Wohl zu lange im weißen Marmor verbracht‹, schoss es ihm durch den Kopf, und er musste dabei grinsen.

* * *

km 2211: İzzetiye

Durch İzzetiye hätte Undici durchradeln können, aber es ging an diesem Donnerstag schon auf den Abend zu. Linkerhand befand sich eine Kette flacher Hügel, die den Radler lockte. Im Ort frischte er im Şenol Market seinen Lebensmittelvorrat auf, verließ das Dorf Richtung Südost, unterquerte die E 87 und radelte an einem weißen Stromhäuschen vorbei einen Feldweg hoch, hinein in die Natur.

›Halb Europa ist geschafft, Italien, Slowenien, Kroatien, Bosnien, Serbien und Bulgarien‹, dachte er. ›Übermorgen werde ich Europa verlassen. Bei Gallipoli überquere ich das Marmarameer, sechzig Kilometer sind es bis dorthin. Touristenboote fahren, Geld habe ich mir zusammengespielt. Es wird schon klappen. Noch zweimal übernachten, dann Bursa, Ankara, Kayseri und die Osttürkei als grobe Richtung.‹

Undici war wirklich zum Touren-Biker geworden und hatte alles, was er brauchte: sein kleines Zelt, die Isomatte, den Kocher, Kanne, Tasse, Besteck. Und vor allem das Fahrrad. Mit einem neuen Tacho. Er rechnete nach: 2211 Kilometer hatte er seit seinem Start zurückgelegt. Was für eine Zahl! Und es war der 88. Tag seiner Reise.

Jetzt hat er einen schönen Platz gefunden und sein Zelt vor einer Felswand aufgeschlagen. Die Sonne nähert sich dem Horizont und die Hitze des Tages wandelt sich in angenehme Wärme. In der Kanne zieht Pfefferminztee aus frischen Blättern, der Schlafsack ist ausgerollt, die Daunen können sich dehnen.

Der Fels strahlt die Wärme des Tages ab, Undici lehnt seinen Rücken an den Stein und fühlt sich behaglich. Ein Fünftel der Strecke hat er schon geschafft und er lässt die weitere Strecke vor seinem geistigen Auge erscheinen: »Türkei, Irak, Iran, Afghanistan, Pakistan, Indien – und schon bin ich da! Ha!«

Wie es Dipu gehen mag? Wie geht es einer Frau, die davon ausgehen muss, dass ihr Freund umgekommen ist? Ist sie erschüttert, dass auch seine vielen Klone vernichtet wurden, Elf-2 eingeschlossen? Oder findet sie Trost in ihren Hindu-Weisheiten? Oder ist sie gar erleichtert? Undici hofft trotz allem, er kann ihr eine Freude machen mit seinem Erscheinen. Oder wird sie ihn weiter als unnatürlichen Atomklumpen verachten? Das wäre schade, sie könnten Freunde bleiben oder Freunde werden. Sein Ziel ist aber ein ganz anderes; ist die Beziehung zu Dipu nicht eigentlich nebensächlich?

Die Sonne versinkt, Undici schaut ihr gedankenverloren zu. Nein, Dipu ist ihm immer noch wichtig, eminent wichtig.

Am Rande seines Gesichtsfeldes tut sich etwas, etwas bewegt sich auf ihn zu. Es ist nicht irgendetwas, schemenhaft erfasst Undici, dass es ein Mensch ist, aber das ist ihm im Moment gleichgültig. Er will den Blick nicht von dem Farbenschauspiel nehmen. Immer wieder einmal kommen Einheimische, oft werden es schöne Begegnungen. Man tritt sich meist freundlich gegenüber, radebrecht eine Weile über Räder, Reisen, Unterwegssein. Das kann Undici auch noch in der Dämmerung tun, die bald kommen wird.

»Einen Gruß von Dipu soll ich dir ausrichten«, hört Elf den Schatten sprechen – und zwar mit seiner eigenen Stimme.

Die Abendstimmung war mit einem Schlag vorbei, ruckartig riss Undici den Kopf herum und starrte sein Ebenbild an, fast sein Ebenbild – eine Erscheinung wie er selbst, aber dunkler, fast

wie ein heller Afrikaner. Trotz der Monate unter freiem Himmel war er selbst nicht braun geworden, allenfalls hatte seine Haut einen Rotschimmer angenommen. Der dunkle Farbton bei seinem Gegenüber fiel ihm ins Auge, beschäftigte ihn – könnte der von der Sonne stammen?

Seltsame Überlegungen bei einem Mann, der gerade einen Gruß bekommen hatte, den er eigentlich nicht bekommen durfte und dann auch noch von einem Boten, den es gar nicht geben sollte. Noch sagte Undici nichts, er dachte nach.

›Das dort ist der Master. Nein, es ist nicht der Master, es ist sein Klon, ein Klon aus schwarzem Marmor‹. Undici lachte.

»Du lachst beim Gruß von deiner Freundin?«

»Warum sagst du nicht ›unsrer Freundin?‹«

»Es ist nicht meine Freundin, obwohl sie mir sehr sympathisch ist.«

»Wie sollte es auch anders sein?«, sinnierte Undici.

»Und du wunderst dich nicht, dass ich hier stehe?«

»Ich habe mich gewundert«, bestätigte Undici, »aber dadurch, dass du da stehst und von Dipu grüßt, weiß ich, was passiert ist, jedenfalls in groben Zügen.«

Undici wunderte sich eher über sich selbst. Dort stand der Mann, den er bekämpft hatte, den er hasste. Wo war seine Wut auf ihn? Musste er Angst vor ihm haben? Noch wusste er nicht, was der Master von ihm wollte, wieso er ihn hier aufgespürt hatte. Ein Zufall war die Begegnung auf jeden Fall nicht.

Hatte die monatelange Fahrradreise Undici diese Gelassenheit und innere Sicherheit gebracht? Oder war es das stimmungsvolle Bild des Sonnenuntergangs, das sich gerade abspielte? Oder waren es seine eigenen früheren Überlegungen, zu versuchen, den Ersten als Mitstreiter zu gewinnen? Doch war der Grund nicht eigentlich vollkommen gleichgültig?

Da der Master schwieg, begann Undici seine Vermutung zu berichten. Er konnte ihn ja korrigieren.

Kocher I hatte es trotz aller Einschränkungen geschafft, eine Sicherheitskopie von sich zu erstellen. Nach dem Atomschlag wurde er, genau wie Undici selbst, materialisiert und hatte die gleiche Idee, Dipu aufzusuchen. Entweder wusste er es oder hoffte zumindest, dass er über sie an ein Palmi käme und es war ihm offensichtlich gelungen. Dann kam er anscheinend auf

die Idee, dass auch der Elfer entgegen allen Beteuerungen eine Sicherheitskopie von sich angelegt haben könnte, und er hatte es geschafft, die Suchfelder zu aktivieren und ihn so gefunden.

Der Master bestätigte ihm fast alle seine Vermutungen bis in die Einzelheiten, aber er habe sich nicht in Granit gespeichert, das sei ihm zu unsicher gewesen, sollte ein Gegner gezielt Granit zerstören. Er habe schwarzen Marmor gewählt.

»Das gibt es doch nicht!«, entfuhr es Elf.

»Doch, so ist es. Ich kann es mir nicht erklären, aber irgendwie scheint die Eigenschaft ›Schwarz‹ auch das Gewebe beeinflusst zu haben. Es ist das erste Mal, dass der Klon in einer winzigen Abweichung vom Original erscheint. Du wirst mir aber jetzt nicht sagen, dass du dich in weißem Marmor abgespeichert hattest?«

Elf dachte an seine sonnenempfindliche Haut und wusste, dass er nicht zu antworten brauchte. Stattdessen blickte er Kocher I nur kurz an und fragte: »Wie nah bist du dem Master?«

»Ich bin Konrad Kocher, der Erste; das heißt sein erster Klon, ohne irgendeine Zwischenstufe. Und selbst?«

»Genauso. Ich bin die Sicherheitskopie von I-1 und bin in dem Moment meiner Auflösung gespeichert worden. Zeitlich fehlt mir nicht viel, ich habe allerdings drei Monate im Marmor geruht bis zur Reaktivierung.«

Nach einer kleinen Pause fuhr er fort: »Obendrein fehlen noch ein paar Stunden, denn du hast mich vor acht Jahren erschossen. Ich bin also die erste Kopie der ersten Kopie.«

»So ist es – es tut mir leid.«

Undici lachte auf. »Tut dir leid. Dass ich nicht lache.«

»Doch, es tut mir leid und ich bitte dich um Entschuldigung.«

»Was ist passiert?« Elf wurde misstrauisch. »Hast du dich an Dipu rangemacht?«

Nun war es Kocher I, der kurz auflachte. »Keine Sorge. Du warst es selber, der mich umgekrempt hat.«

»Ich?«

»Ja, der Mord an dir, er löste in mir etwas aus.«

Und der Erste berichtet, wie ihn dieses Ereignis aufgewühlt hatte, wie überwältigt er von diesem Gefühlssturm war, wie dadurch etwas in ihm zerbrochen ist oder eigentlich etwas Zerbro-

chenes wieder zusammengefügt wurde, wie er merkte, dass er zeitlebens überhaupt keinen Zugang zu seinen Gefühlen hatte.

»Ich war wie hirnamputiert, wie ein Mensch ohne rechte Hirnhälfte und nur voller Logik und Verstand. Die Logik schien mir zu gebieten, dich abzumurksen, aber in Wirklichkeit wollte ich mich selbst abmurksen.«

»Hm?«

»Ja, eben dieses rechte Hirn war das Problem, mein Gefühl. Du warst eine Bedrohung, denn du hast mir gezeigt, dass es mehr gibt als Denken. Ich hatte Angst davor, dabei wollte ich keine Angst haben, niemals, ebenso keine Furcht, keine Unsicherheit, keine Trauer, selbst wenn mir dadurch auch die Freude versagt blieb.«

Kocher I hielt inne und dachte nach. »Du hast mir bewiesen, dass auch ein Kocher Gefühle haben kann, aber mein Verstand beschloss: Du bist mein Gegner, du musst weg. Ich muss dich auslöschen, höchstpersönlich, und nicht nur wegbeamten, damit ich Ruhe habe. Doch das Gegenteil ist passiert, ich stand meiner grenzenlosen Wut hilflos gegenüber. Nach dem Triumph kam die Unsicherheit, es kam die Angst, es folgte Depression. Ich riss mich am Riemen, aber der Damm war gebrochen und ließ sich nicht mehr kitten.«

Kocher I führte seine Veränderungen weiter aus. Zunächst war er beschäftigt, angespannt und verfolgte das Ziel der Weltüberwältigung unbeirrt weiter. Er versuchte, sich an seinen Plan zu halten, was ihm auch ganz gut gelang, aber immer wieder leuchteten Gefühlsanwandlungen auf. Er ließ sich nie lange davon beeindrucken, sondern kehrte zum Tagesgeschäft zurück. Das änderte sich erst in der Sahara, in der Gefangenschaft, wo er Zeit hatte, sich mit seinen Gefühlen zu beschäftigen. Was sprach dagegen, sie zuzulassen, vielleicht nur versuchsweise? Ein weiteres Schlüsselerlebnis war eine Wanderung durch die Felsformationen. Ihm fielen die geschliffenen Sandsteinstrukturen auf und die Farbbänder, die in Gelb, Braun und Rot schlierenartige Muster bildeten, zogen ihn in den Bann. Die Sonne strahlte sie an, als wolle sie sie ihm präsentieren. Plötzlich meinte er, in diesen Maserungen Bilder zu sehen, teilweise kam es ihm sogar vor, als bewegten sie sich. Das beeindruckte ihn, begeisterte ihn, ein regelrechtes Hochgefühl bemächtigte sich seiner. Es war wie eine Euphorie, die er nicht einmal bei seinen wichtigsten wissenschaftlichen Erfolgen gespürt hatte.

Undici erinnerte sich daran, wie diese Formen und Farben ihn selbst beeindruckt hatten, er konnte die Begeisterung des Masters gut verstehen.

Was hatte Kocher I zu verlieren? Er musste Gefühle nicht mehr verdrängen. Er konnte sie auftauchen, sich entwickeln und entfalten lassen und gänzlich neue Erfahrungen sammeln.

Erstaunt stellte er fest, dass nicht nur gegenwärtiges Geschehen Gefühle auslöste, sondern auch die Erinnerung, wobei die heftigste eben die an Elfs Liquidation war. Vollkommen verrückt war für ihn, dass dabei gleichzeitig zwei Gefühle existieren konnten, eigentlich sogar drei, nein vier – oder noch mehr?

Das erste Gefühl war unglaubliche Wut auf diesen unverschämten Widersacher.

Das zweite war die Befriedigung, ihm den Garaus zu machen. Jeder einzelne seiner Schüsse brachte ihm Befriedigung. Er zählte nicht mit, er ballerte nur. Elfs ungläubiges Gesicht beim Blick in den Lauf der Waffe hatte ihn triumphieren lassen; hier hatte er die Verblüffung und kurz darauf das Entsetzen eindeutig erkannt.

»Ich konnte nicht anders«, gestand er, »ich musste abdrücken, immer und immer wieder, obwohl ich längst wusste, dass du tot sein musst. Ich weiß gar nicht, wie oft ich geschossen habe und habe sogar einmal nachgeladen, weil das Magazin leer war.«

»I-1 hatte zweiundzwanzig Einschüsse.«

»Zweiundzwanzig, wirklich? Elf wird getötet durch zweiundzwanzig Schüsse, für jede Elf zwei Schüsse. Der Elfer stirbt zur Sicherheit zwei Mal, war das Zufall?«

»Über so etwas denkst du nach?«

»Das tue ich. Ich habe begriffen, es gibt mehr als nur Physik.«

Dann kehrt er wieder zur Beschreibung seines ›emotionalen Chaos‹ zurück.

Die dritte Regung, die auf den Mord folgte, war unangenehm, sehr unangenehm, sie stellte sich noch im Death Valley ein. Der Erste hatte plötzlich das Gefühl, als könne er sich nicht mehr bewegen und etwas Schweres in ihm sackte vom Kopf in Richtung Füße. Schwindel packte ihn und er musste weg, schnell weg, aber der Master konnte sich nicht einmal umdrehen und ein paar Schritte gehen. Er war nur noch in der Lage, auf sein Palmi zu drücken und sich in den Grunewald zurückzubeamen.

Für den Rest des Tages konnte er kaum etwas mit sich anfangen. Schließlich verließ er seine Villa und umrundete die Krumme Lanke, dann den Schlachtensee und lief ohne Nachzudenken wie ein Schlafwandler weiter und weiter. Nach Stunden kam er mitten in Potsdam zu sich. Er atmete ein paarmal tief durch und fuhr mit einem Taxi nach Hause.

Und noch eine Empfindung lernte er kennen in den nächsten Tagen, nein, Wochen und Monaten. Es war der Zweifel – der Master zweifelte daran, ob seine Tat richtig war. War es gut, einen Menschen zu töten, gab es dafür eine Rechtfertigung? Auch wenn Elf sich von seiner Gefährtin getrennt hatte, hatte er nicht trotzdem sein Versprechen gebrochen? Das Schlimmste für Konrad Kocher war, dass er, der Erste, zu keinem Resultat kam. Er musste den inneren Konflikt aushalten. Noch schwieriger machte das Ganze, dass es ihm so vorkam, als hätte er im Death Valley in einen Spiegel geblickt. Er hatte sein Ebenbild erschossen.

Undici wundert sich. Was Dipu bei ihm bewirkt hatte, hatte er beim Master bewirkt, oder nicht er selbst, sondern der Vor-Vor-Klon, der tot war, erschossen. Er hatte den Schuss durchleiden müssen, den Vorgang des Sterbens, sein nicht mehr rückgängig zu machendes Ende. Deswegen hatte Undici, eigentlich die Elf Nummer Drei, auch keine Erinnerung daran, konnte sie nicht haben. Er hatte sich nur ausmalen können, was in der Wüste geschehen war. Sein Vorgänger, Elf Nummer Zwei quasi, hatte sich erst auf die Suche begeben müssen, um von dem brutalen Ereignis zu erfahren.

»Da kann man mal sehen, wozu es gut ist, ermordet zu werden«, sagte er trotzdem und grinste.

Die beiden Klone sahen sich an. Sie spürten, dass sie keine Feinde mehr waren, gingen aufeinander zu und umarmten sich.

Beide dachten an die erste geglückte Verdopplung, beide hatten die geklonte Erinnerung in sich, der Erste als der, der aus dem Taster gestiegen war und der ›Neue‹ aus dem Produktor. Sie erinnerten sich, dass sie sich die Hand gegeben hatten, als der ›Neue‹ begriffen hatte, dass er der Klon war. Sie hatten sich auf die Schulter geklopft und angefangen zu lachen, aber sie hatten sich nicht berührt, nicht innerlich berührt. Eine innere Mauer war da gewesen, eine Hürde, die sie nicht überwinden konnten.

Doch diesmal begegnete ein Mensch einem Menschen, jeder spürte die Wärme des anderen. Um sie herum versank die Welt.

Als sie sich voneinander lösten, umgab sie mediterrane Dunkelheit, die Nacht, die so schnell kommt, als wäre das Licht ausgeknipst worden. Der Sternenhimmel, die Milchstraße, die Umrisse des Zeltens waren zu erkennen.

Kocher I zückte das Palmi. »Dann springen wir jetzt nach Dhaka zu deiner Freundin«, schlug er vor.

»Dagegen muss ich Widerspruch einlegen, Euer Ehren«, sagte Undici scherzhaft.

»Was hält dich denn noch hier?«

»Zahlenmystik. Ich will sie etwas auskosten.«

»Ich verstehe nicht.«

»Wie auch? Du kannst nicht wissen, dass ›Elf‹ für mich eine besondere Bedeutung hat.«

»Dann ist heute der 99. Tag deiner Reise und du hast 2222 Kilometer zurückgelegt«, vermutete der Erste.

Undicis Verblüffung währte nur kurz. Er hatte die Zeit genannt, die er im Marmor ›geruht‹ hatte. So konnte der Master Reisedauer und -strecke leicht überschlagen. Dann musste er nur Zahlen wählen, die ins Elferschema passten.

Obwohl Undici ihn leicht korrigierte und er gerade erst nachgerechnet hatte, war der Erste beeindruckt. Er verstand den Elfer. Und doch wusste er, dass das nicht alles war.

»Und was ist der wahre Grund?«, hakte er nach.

»Zwei Dinge sind es. Dipu ist nicht mehr meine Freundin, sie hat mir klar zu verstehen gegeben, dass sie mit dem Klon eines Klons nichts zu tun haben will. Der andere Grund ist, dass meine Tour für heute beendet ist, ich hatte beschlossen, hier zu übernachten und weiterreisen werde ich erst morgen. Ob mit Rad oder mit Palmi ist mir egal.«

»Auch ich muss dir in einem Punkt widersprechen. Dipu will doch noch mit dir zu tun haben, sie will dich sehen. Du musst auch noch ein Versprechen einlösen.«

»Und das wäre?«

»Du musst sie ins Death Valley begleiten.«

»Das stimmt, das habe ich ihr versprochen und werde es einhalten. Das Problem ist, wie wir dort hinkommen, Dipu lässt sich nicht teleportieren.«

»Ihr könnt ja radeln ...«

Verblüfft sah Undici Kocher I an, ein feines Lächeln umspielte dessen Lippen. »Im Ernst«, fuhr Kocher I fort, »Flüge gibt es nicht mehr, aber Kreuzfahrten. Das lässt sich organisieren, damit kommt man über den Ozean, und einen Geländewagen zu mieten für eine Wüstentour geht auch. Im Übrigen habe ich eine Bitte.«

Wenn auch Undici gedanklich mitschwang und manches vorausahnen konnte, was im Ersten vor sich ging, war er von diesem Wunsch doch überrascht.

»Wenn es Dipu und dir recht ist, würde ich gerne mitkommen.«

»Wieso das?«

»Was geschehen ist, kann ich nicht rückgängig machen, das ist klar. Doch möchte ich Elf eine letzte Ehre erweisen und an seinem Grab um Verzeihung bitten.«

»Du glaubst an so etwas? Du glaubst, dass Elf im Jenseits irgendetwas davon mitbekommt?«

»Ich kann dir das nicht beantworten“, gestand der Erste. »Ich schließe aber auch nichts mehr kategorisch aus. In erster Linie möchte ich es für mich tun.«

»Du hast recht, entscheidend ist, ob Dipu es will, ich selbst bin mir noch nicht schlüssig. Es hat ja auch noch etwas Zeit, zumindest bis morgen. Wenn du dich jetzt zurückteleportierst, kannst du mir ein Palmi hierlassen, dann komme ich morgen früh nach.«

»Ich bleibe auch hier«, verkündete Kocher I, »natürlich nur, wenn es dir recht ist.«

Undici wusste, welcher langer Weg es war, einen Zugang zu seiner Gefühlswelt zu finden. Begonnen hatte er mit der Liebe zu Dipu, vertieft wurde er durch die Beschäftigung mit der bunten Welt des Hinduismus. Sicherlich gehörten die vielen schönen und auch hässlichen Erfahrungen auf seiner Fahrradtour dazu. Geschafft hatte er die Umwandlung, so kam es ihm vor, in dem Moment, als ihm beim Abschied von Lasse die Tränen in die Augen stiegen.

Was aber hatte der Meister vorzuweisen? Ein Mord – genügt der? Undici hatte nicht gemordet, konnte sich aber vorstellen, wie aufgewühlt man dabei und danach war. Trotzdem, reichte das aus, das ganze Innere umzukrempeln? Konnte Undici der Nummer Eins trauen, auch wenn er ihm von Zweifeln und De-

pressionen erzählt hatte? Kocher I konnte viel behaupten, miterlebt hatte Undici nichts davon. Andererseits, was hätte er davon, seinem Klon etwas vorzumachen?

Da Undici nicht antwortete, klickte der Meister dreimal auf sein Palmi und vor ihm stand ein zweites Zelt mit einem Schlafsack darin. Kocher I leuchtete mit einer Taschenlampe darauf – und überreichte Elf eine zweite.

»Ich denke, wir begeben uns jetzt zur Ruhe, wir haben viel vor uns.«

»Das ist wahr«, stimmte Undici zu und gab sich innerlich einen Ruck. »Aber du kannst dein Zelt nach Sibirien schicken. Meines ist zwar ein Einmannzelt, aber wenn wir uns nicht zu breit machen, passen wir gut beide hinein.«

Kocher I überlegte. »Dann liegen wir ja vollkommen aneinander gequetscht«, wand er ein.

»Du wirst sehen, das ist gar nicht mal so schlimm.«

Nach weiterem Zögern stimmte Kocher I zu. »Für mich beginnt so etwas wie ein neues Leben, da kann ich auch mal etwas Neues anfangen. Zu zweit mit einem Mann im Bett, ich bin gespannt, wie das wird.«

Das dachte sich Undici auch. Eigentlich ungeheuerlich, was hier gerade passierte. Er schickte sich an, mit seinem Todfeind in ein schmales Zelt zu kriechen. Es würde gerade noch fehlen, dass er seine Mundharmonika zückte und der Meister ›Ein Freund, ein guter Freund, das ist das Beste, was es gibt auf der Welt ...‹ schmettern würde.

Mit diesen Gedanken wühlte sich Undici in seinen Schlafsack. Nachdem auch der Erste einigermaßen bequem lag und das Geraschel aufhörte, fing er nochmals an zu sprechen. »Ich soll dich von Dipu nicht nur grüßen, ich soll dir auch etwas ausrichten.«

»Und das wäre?«

»Rani hat sie genötigt, Meher Baba II aufzusuchen, einen Guru, den sie verehrt. Und der hat ihr wohl erklärt, dass das Brahman durchaus in Form von einfachen Verdopplungen wirken könne.«

»Dann wendet sich ja vielleicht alles doch noch zum Guten«, schöpfte Undici leichte Hoffnung.

»Und wann fangen wir an, die Welt zu retten?«, war wenig später eine Frage, die der Liberté mehr an sich selbst richtete, doch auch der Welfarer sah sich aufgefordert, eine Antwort zu geben.

Und so drangen aus ihrem Zelt zwei Worte, die sie gemeinsam aussprachen, verdoppelt sozuagen:

»Am Montag!«

ENDE

Inhalt

Italien	7
Slowenien	77
Kroatien	103
Bosnien	137
Kroatien	143
Serbien	151
Bulgarien	191
Türkei	267

Bildnachweis

Titelbild:

NASA 754349main_butterfly_nebula_full_full.jpg und
NASA hs-2015-29-a-xlarge_web.jpg – Dank an die NASA!

Länderkonturen:

<https://www.landkartenindex.de>

Besuchen Sie den Wiebers Verlag im Internet:
www.wiebers-verlag.de